CARL SCHURZ

DER DEUTSCHE UND DER AMERIKANER

land in Ste
rlottenplatz
Berlin.

14 S
g.g.S.

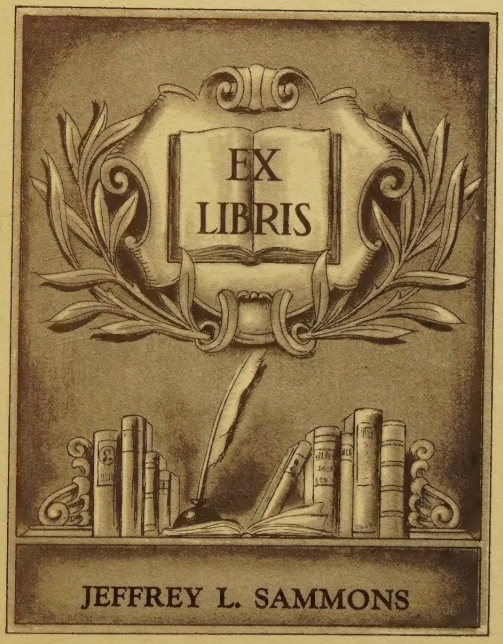
of Interest

P. 97. "Deutschland ist a Vereinigten Staaten"
on p. 103. the author refers to an article
published by the American Historical Review
Vol. XVII. No 1. p. 44. "Prince Henry and the
Regency of the US, 1786."

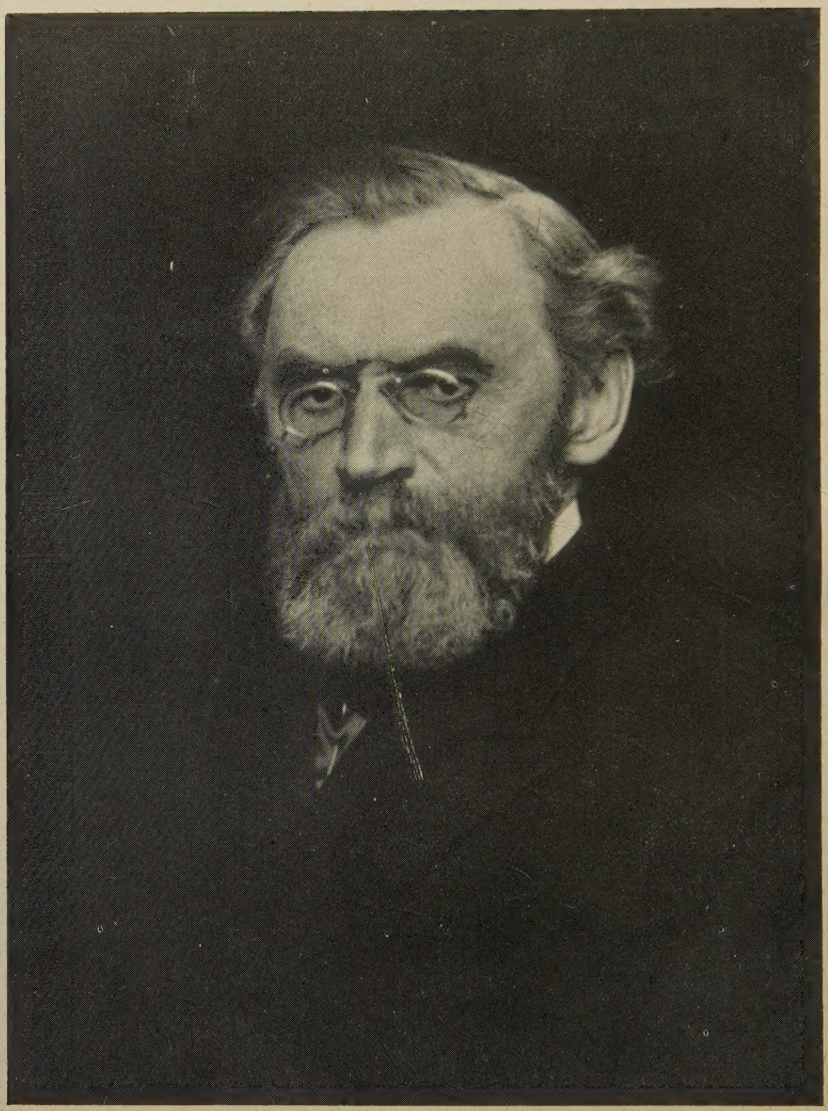
Library
of the
University of Wisconsin

BEQUEST OF
GEORGE B. WILD
MILWAUKEE, WISCONSIN
1870 -- 1941
IN MEMORY OF HIS BROTHER
ROBERT WILD '97
1875 -- 1928

Geo. D. Wild
5/7/29


EX
LIBRIS
JEFFREY L. SAMMONS

SIEBEN
STÄBE



Carl Schurz (um 1900)

CARL SCHURZ

Der Deutsche und der Amerikaner

Zu seinem 100. Geburtstage am 2. März 1929
herausgegeben im Auftrage der
Vereinigung Carl Schurz
Berlin

* Von Anton Erkelenz M. d. R.
Dr. Fritz Mittelmann M. d. R.

* Politiker, Sozialpolitiker, Schriftleiter des „Regulator". Mit Herausgeber der „Hilfe". Vorsitzer des Vorstandes der Demokratischen Partei. Mitglied des Reichstags. Wohnt in Berlin. ✶
Geboren Neuss am Rhein Oct 10. 1878.
Robert met him in Berlin, & he was entertained by E. Came to Amenke 1920, & was on his way to visit "Villa Wilseck" when Roberts death made the call impossible. He wrote me a beautiful letter from Chicago. He had asked him to lecture at the U. of Wis. as Robert was to have introduced him. Geo. B. Weed

Übersetzungen und Schriftleitung:
Dr. Gertrud Ferber,
Geschäftsführerin der Vereinigung Carl Schurz

1929

Sieben Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin

Copyright 1929 by
Sieben Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin

Dr. ROBERT BOSCH

dem Vorsitzenden der Vereinigung CARL SCHURZ

freundlichst zugeeignet.

*

Zum Geleit.

Carl Schurz hat das Bürgerrecht bei zwei großen Völkern erworben. Aus deutschem Blut und deutscher Erde entsprossen, war er ganz Deutscher, mit seinem stürmenden Jugendmut, mit seinem unersättlichen Wissensdurst, mit der vorwärtsdrängenden Unruhe seiner Seele.

Als aber die Ungunst der Zeit ihn aus dem Lande seiner Jugend hinausgetrieben hatte, da stellte er mit voller Hingebung die reichen Gaben seines Geistes und die starken Kräfte seines Herzens in den Dienst seines neuen Vaterlandes. Ihm schien es gerade deutsche Art zu sein, dem Staate, der ihm zur zweiten Heimat geworden war, nun auch rückhaltlos zu gehören.

In seiner großen Rede vom 12. August 1871, die mit glühenden Worten die Einigung des Deutschen Reiches feiert, findet er für dieses Gefühl die schönen Worte:

> „Der deutsche Stolz soll uns hier nur zu dem Entschluß begeistern, zu den besten der amerikanischen Bürger zu zählen ... Die amerikanische Republik wird ihre deutschgeborenen Bürger stets zu ihren treuesten, gesetzliebendsten und opferwilligsten Kindern zählen, und dieser Treue wird unser nationaler Ursprung nie im Wege stehen."

Carl Schurz hat die Liebe zu Deutschland und die Treue zu seinem amerikanischen Vaterland zur wundervollen Geschlossenheit einer großen Persönlichkeit verschmolzen, weil sein Streben hier wie dort im tiefsten Sinne auf das Ethische gerichtet war, das nicht ein Vorrecht einer Nation, sondern Gemeingut der Menschheit ist.

Möge er darin den beiden Völkern, denen er zugehört, Symbol sein! Mögen das deutsche und das amerikanische Volk trotz aller nationalen Verschiedenheit sich zusammenfinden zu edler, gemeinsamer Arbeit für die höchsten Ziele der Menschheit!

Berlin, im Januar 1929.

Dr. Stresemann, Reichsaußenminister.

geb. Mai 10 in Berlin. † 1929.

Washington, November 27th, 1928.

I have no doubt that I am voicing the sentiments of every patriotic American when I say that we not only gladly acknowledge and appreciate the many evidences of the desire of the German people individually and collectively, to restore the friendship and good will so unfortunately interrupted by the great war, but that we stand ready to add our own hearty efforts to assure its early accomplishment.

And, to my mind, nothing could be done on our side to obtain quicker and more thorough results along that line than to recall to the memory of the American people the name of one of its greatest and noblest citizens of German origin, the memorable Carl Schurz, whose immortal deeds as one of Abraham Lincoln's Statesmen and Soldiers stand forever recorded in the history of the American Republic.

James J. Davis
U. S. Secretary of Labor.

To the Carl Schurz Vereinigung, Berlin.

*

DEUTSCHE BOTSCHAFT

Washington, D. C., den 1. Dezember 1928.

An die
Carl - Schurz - Vereinigung,
Berlin
Potsdamer Str. 21a.

Für die Annäherung zweier Länder sind die persönlichen Beziehungen zwischen den Angehörigen der Völker ebenso wichtig wie friedensfördernde Verträge zwischen den Regierungen. Alle deutschen Frauen und Männer, die nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind, haben die Hoffnung mit über den Ozean genommen, daß sich die Beziehungen zwischen ihrer einstigen Heimat und ihrem neuen Vaterland friedlich und freundschaftlich entwickeln möchten. Vielleicht am innigsten ist dieser Wunsch bei denen gewesen, die Deutschland in den Jahren jener politischen Stürme verlassen haben, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Deutschland durchtobten. Sie fanden in der Neuen Welt ein Staatswesen vor, in dem sich ähnliche Kämpfe abspielten wie in ihrer Heimat und in dem sie bald im Bürgerkriege noch einmal er-

leben mußten, was es heißt, wenn in einem Land im Streit um Einheit und Freiheit die Bürger einander bewaffnet gegenüberstehen. So bildet die Generation von 1848 die Verbindung zwischen zwei der wichtigsten geschichtlichen Epochen hüben und drüben. Mit Recht hat sich daher die Vereinigung, welche in Deutschland der Pflege der persönlichen und menschlichen Beziehungen zwischen den Angehörigen des deutschen und amerikanischen Volkes gewidmet ist, den Namen des Größten aus jener Generation gegeben, der im alten und neuen Vaterlande für die gleichen Ideale gekämpft hat: Carl Schurz. Möge das gemeinsame Begehen der bevorstehenden Feier des 100jährigen Geburtstages von Carl Schurz durch Millionen von deutschen und amerikanischen Bürgern allen künftigen Generationen als Gedenktag überliefert werden für die Unlösbarkeit der freundschaftlichen Bande zwischen dem deutschen und amerikanischen Volke.

F. W. von Prittwitz,
Deutscher Botschafter.

Carl Schurz und seine deutsche Heimat.

Von

Dr. Graf Metternich, Provinzialkonservator, Bonn.

Carl Schurz sagt einmal im ersten Band seiner Lebenserinnerungen: „Ich schätze mich glücklich, meine früheste Jugend auf dem Lande verlebt zu haben, wo der Mensch nicht allein der Natur, sondern auch dem Menschen näher steht, als in dem Häuserpferch und dem Gedränge der Stadt." Seine Anhänglichkeit an die ländliche Heimat hat er zeitlebens bewahrt. Sie gibt den ersten Kapiteln seiner Lebenserinnerungen jene warme Lebendigkeit, die sie für jeden Kenner und Freund rheinischer Heimat so schätzenswert macht. Daher besitzt auch seine Schilderung von Land und Leuten so großen Wert für die Kenntnis der kurzen Spanne Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Jahre 1848, die für die Entwicklung der späteren Zukunft des Rheinlandes so bedeutungsvoll sein sollte, aber noch immer nicht erschöpfend untersucht und vor allem oft mißverstanden worden ist. Die meisten der anderen Schilderungen jener Jahrzehnte sind beeinflußt durch die spätere Entwicklung der Dinge. Wenn jetzt der historische Abstand von den damaligen Ereignissen auch groß genug ist, um ihnen objektiv gegenüberzustehen, so wird man sich in der Beurteilung doch immer zwangsläufig von den späteren fundamentalen Veränderungen unseres Vaterlandes leiten lassen. Bei Carl Schurz mußte das wesentlich anders sein, seine Beteiligung am politischen Leben der Heimat fand mit dem Jahre 1848 ein Ende, und er hat auch nie wieder an ihm teilgenommen, denn seine spätere wechselvolle Entwicklung führte ihn neuen, ganz anderen Aufgaben zu, und so konnte sein Urteil bei genauer Kenntnis heimatlicher Verhältnisse später so ungetrübt sein, als es Menschen überhaupt möglich ist. Er sah die Zeit seiner Jugend als Vollendeter mit größter Erfahrung auf allen Gebieten des Lebens von der hohen Warte seiner politischen Stellung in einem fernen, durchaus fremdartigen Lande. Dabei hat seine Schilderung bei aller Objektivität jene

Geburts-Urkunde.

Kreis Regierungs-Departement Köln.

Im Jahr tausend acht hundert neun und zwanzig
den zwölften des Monats März Nachmittags
halb Uhr, erschien vor mir Johann Joseph Carl
Bürgermeister von Liblar als Beamten des Personenstandes,
Christian Schurz neun und zwanzig
Jahre alt, Standes Schullehrer, wohnhaft zu
Liblar, Regierungs-Departement über Cöln
welcher mir ein Kind Männlichen Geschlechts vorzeigte und mir erklärte,
daß dies Kind den zwölften des Monats März
des Jahres tausend acht hundert neun und zwanzig des
Nachmittags neun Uhr geboren ist zu Liblar
von ihm gedachtem Christian Schurz
neun und zwanzig Jahre alt, Standes Schullehrer
und von Maria Anna Eulgen seiner Ehefrau,
neunzehn Jahre alt, Standes ohne Gewerb.
wohnhaft zu Liblar in der Linie Straße, im Haus
Nro. 32, und erklärte ferner, diesem Kinde die Vornamen Carl
Christian zu geben.
Diese Vorzeigung und Erklärung haben Statt gehabt in Beiseyn de
Peter Frech neun und zwanzig Jahre alt,
Standes Handwerksmann wohnhaft zu Liblar und
de Theodor Frechlitz neun und zwanzig
Jahre alt, Standes Handwerksmann wohnhaft zu Lechenich
und haben vorbenannter erklärender Theil sowohl als diese beiden Zeugen, nach
ihnen geschehener Vorlesung, gegenwärtige Urkunde mit mir unterschrieben. Das
Christian Schurz ist neun und zwanzig Jahre alt Maria Merz wurde geheirathet
Theodor Frechlitz
Peter Frech

Geburtsurkunde von Carl Schurz.

Wärme persönlicher Anteilnahme nicht verloren, die so sympathisch berührt. Carl Schurz war in seiner Jugend Romantiker, und die Lebensbeschreibung dieser Zeit ist im Alter geschrieben, dennoch getragen von romantischer Liebe zur alten Heimat, deren Reiz auch dem gereiften und viel gereisten Manne die alte Geltung behalten hatte.

Die Örtlichkeit, in der sich die Jugend eines Menschen abspielt, ist für die Grundlagen der Charakterbildung stets von großer Bedeutung, denn die äußeren Eindrücke prägen sich der Seele ein, noch bevor das gesprochene Wort dem Entwicklungsgang des Seelenlebens eine bestimmte Richtung gewiesen hat, um so mehr, je empfänglicher das Gemüt für Naturschönheiten oder künstlerische Eindrücke ist. Ein großer landwirtschaftlicher Betrieb mit der ganzen Mannigfaltigkeit der Tätigkeit und der reichen Abwechslung daheim und in der Natur, im Sommer wie im Winter ist für ein aufgewecktes und phantasiebegabtes Kind eine Quelle stets neuer Anregung und ungezählter Freuden, die das Stadtkind nicht kennt. Und so ist denn Carl Schurz sein Leben lang recht eigentlich ein Landkind geblieben. Die Burg mit ihrer großen Landwirtschaft, den prächtigen Gärten und dem ständigen Wechsel des Landlebens vom herrlichen rheinischen Frühling über Sommer, Ernte und herbstliche Jagdzeit zu den Freuden des Winters und den Erzählungen an langen Winterabenden, das waren die ersten Lebenseindrücke des reichbegabten Knaben.

Carl Schurz ist in der Wohnung seines Großvaters Jüssen geboren, der einen Teil der großen Vorburg des Schlosses Gracht bei Liblar im Kreise Euskirchen bewohnte. Er bewirtschaftete die damals etwa 100 ha umfassenden Ackerländereien des Grafen Wolff Metternich. Die Bezeichnung „Halfen" für die Pächter größerer landwirtshaftlicher Güter war im vorigen Jahrhundert, besonders in seiner ersten Hälfte, im Kölner und Jülicher Land allgemein üblich und datierte noch aus der Zeit, in der die Gutsherren die Bewirtschaftung ihrer Ländereien Persönlichkeiten übertrugen, die eine Mittelstellung zwischen freien Pächtern und Beamten einnahmen und die eine Hälfte der Ernte in natura abliefern mußten, während sie die andere Hälfte für sich behielten, daher die Bezeichnung „Halfen". Eine solche Einrichtung war natürlich nur bei dem patriarchalischen Verhältnis möglich, das am Rhein noch lange zwischen Gutsherrn und Pächtern bestand und

dessen Carl Schurz so lobend Erwähnung tut. Das System der Halfenwirtschaft scheint zwar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr in der alten Form bestanden zu haben, jedenfalls führte die Notwendigkeit intensiverer Bodenkultur später zur Übernahme der Landwirtschaft in den eigenen Betrieb der Grundbesitzer, was im Falle der Familie Jüssen zur Auflösung des Pachtverhältnisses und zu ihrem Abzug aus der Burg führte, der Carl Schurz als eine der ersten trüben Lebenserfahrungen stark beeindruckt hat.

Am Rhein fällt die Bildung der größeren Grundbesitze, die übrigens nie eine Ausdehnung wie im Osten erlangt haben, im allgemeinen erst in das 17. Jahrhundert. Zur Bewirtschaftung des Ackerlandes, die möglichst zentralisiert wurde, erbaute man große Gutshöfe, die alle nach einem einheitlichen Schema angelegt

Phot. Metternich

(Abb. 1) Die ehemalige Pächterwohnung auf Burg Gracht, in der Carl Schurz im Jahre 1829 geboren wurde.

waren: Um einen Hofraum gruppieren sich drei zusammenhängende Flügel von breiten Wassergräben umflossen, mit einem mittleren Zugang über eine Zugbrücke, eine weitere Brücke an der freien Seite des Hofes führt zum Herrenhaus, das Erdgeschoß mit überwölbten Hallen für Ställe, Küchen und dergleichen, die mächtigen Schieferdächer als Frucht- und Heuspeicher ausgenutzt. Eine solche Anlage war auch die Vorburg zu Gracht. Leider ist sie im Jahre 1879 ausgebrannt und verändert wieder aufgebaut worden, nur die Pächterwohnung blieb unversehrt erhalten. (Abb. 1.) Sie war in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts durch einen Vorfahren des Grafen Max Wolff Metternich, der zur Zeit des jungen Schurz lebte, begonnen und im Jahre 1698 mit einem prunkvollen Barockportal abgeschlossen worden, wahrscheinlich einer Arbeit des bekannten Kölner Bildhauers J. van Helmont, unter dem Wappen eine Kartusche der Zeit entsprechend mit allen Namen und Titeln des Erbauers, auf dem Fries die Inschrift:

„Vorhin war ich aus Hessenland
Von Gudenberg ein Wolff genanndt,
Nun bin ich hier durch Gottes Macht
Heisch Wolff genanndt Metternich zu Gracht“,

die Carl Schurz nach rund 60 Jahren zu Beginn seiner Lebenserinnerungen fast wörtlich wiedergibt.

Den Kern des Herrenhauses bildete wie bei den meisten niederrheinischen Wasserburgen ein gotischer Wohnturm mit runden Ecktürmen. Im 17. Jahrhundert war es erweitert worden und im 18. Jahrhundert sollte es einer großzügigen Barockanlage weichen, von der indessen nur der schöne französische Park zur Ausführung gelangte. Heute noch sind die geschorenen Hecken, die das Parterre einfassen, wie die Springbrunnen und die Steinfiguren erhalten, die große Orangerie, die weit und breit berühmt war mit ihren über 100 Bäumen, von der Carl Schurz auch spricht, ist einem Brande zum Opfer gefallen. Das Schloß mußte während der französischen Feldzüge verwundeten Kriegern als Lazarett dienen, was dem Gebäude und vor allem seiner reichen Inneneinrichtung nicht eben günstig war, so daß in den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen eine durchgreifende Herstellung notwendig war. Das alte Gebäude mußte seinen interessantesten Teil, den alten Turm, einbüßen und wurde auch sonst modernisiert, so daß es Carl Schurz nicht mehr als sehr alt erschien. (Abb. 2.)

Nach einer zeitgenössischen Bleistiftzeichnung

(Abb. 2) Die Burg Gracht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Das Dorf Liblar, in dem der Vater in den ersten Lebensjahren von Carl Schurz die Lehrerstelle bekleidete, liegt in unmittelbarer Nähe der Burg. Es ist eine typische fränkische Reihensiedlung, auf uraltem Kulturboden im Zuge der großen Römerstraße Köln—Trier gebaut. Die fruchtbare Gegend war schon zur Römerzeit eng besiedelt, wie noch heutigen Tages zahlreiche Bodenfunde beweisen. Wie alle Dörfer am Vorgebirge, der sogenannten Ville, einem Höhenzuge, der das Rheintal zwischen Köln und Bonn nach Westen begrenzt, zeichnete sich Liblar noch bis in späte Zeit durch den fast vollständigen Mangel an massiven Häusern aus. Dagegen boten die allerdings meist bescheidenen, kleinen Fachwerkhäuser ein recht malerisches Bild, das die neue Zeit mit ihren geschmacklosen Dutzendbauten gründlich zerstört hat, eine unausbleibliche Folge der Braunkohlenindustrie, die in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ins Leben gerufen wurde. Die Gewinnung der stellenweise fast zu Tage liegenden Braunkohle und ihre Zubereitung als Hausbrand waren wohl schon seit dem Mittelalter bekannt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die Gruben ausschließlich durch den Grafen Metternich ausgebeutet, dessen Betriebsleiter ein Onkel von Carl Schurz war. In den 70er Jahren wurde die Brikettfabrikation erfunden, und

seitdem liegt die Ausbeute in den Händen von Gesellschaften, die große Gruben und Fabrikanlagen im ganzen Gebiet der Ville gegründet und allenthalben schon seit langer Zeit den Handbetrieb verdrängt haben. Besonders seit dem Beginn unseres Jahrhunderts hat dieser Zweig der Kohlenindustrie große Fortschritte gemacht.

Nur wenige massive Gebäude gab es im Dorfe, den stattlichen Fronhof, der, wie der Name sagt, früher zur Herrschaft gehört hatte, dann aber bei der Ablösung der Erbpacht in den Besitz der Familie Winterschladen übergegangen war, die ehemalige französische Mairie (Bürgermeisteramt) und sonst noch das eine oder andere. Leider ist die alte Schule, in die die Familie Schurz nach der Geburt des ältesten Sohnes Carl gezogen war, vor einem Jahrzehnt abgebrochen worden. Sie bot zwar nichts Bemerkenswertes, war aber bezeichnend für die mehr als bescheidene öffentliche Bauweise der ersten preußischen Zeit.

Die Kirche, in der Carl Schurz als Meßdiener oft fungiert hat, steht heute noch fast unverändert, ein stattlicher Ziegelbau vom Jahre 1669. Er war von einem Mitglied der Familie Wolff Metternich an Stelle eines alten romanisch-gotischen Baues errichtet worden, der in den Kriegsjahren des 17. Jahrhunderts jedenfalls viel gelitten hatte und den Anforderungen nicht mehr genügte.

Ein kurzes Wort der landschaftlichen Schönheit der Umgebung, von der heute buchstäblich nichts mehr übrig ist, so sehr hat die Industrie das Angesicht der Landschaft verändert: Dort, wo heute weite, schwarze Tagebauten gewaltige Kohlenflöze freilegen, wo die Maschinen der Brikettfabriken dröhnen und die Essen qualmen, wogte früher ein herrlicher Hochwald, der mit den schönsten deutschen Wäldern wetteifern konnte. Nach Westen weitete sich der Ausblick auf die fruchtbare Ebene mit ihren Städtchen und Burgen: Lechenich, Kerpen, Gymnich bis zu den blauen Bergen der Eifel. Den Flußlauf der Erft mit seinen zahlreichen Wasserburgen begleiteten grüne Wiesen, von Pappelreihen, Weiden und Erlen unterbrochen. Die Gegend vereinigte also damals die Vorzüge der Wald- und Feldlandschaft, wie des Hügellandes, und der für alle Schönheitswerte überaus empfängliche Knabe hat den anspruchslosen Reiz einer solchen Gegend mit der ganzen Unmittelbarkeit der wahren Heimatliebe erfaßt, vor allem

hat sich ihm die poetische Schönheit des tiefen, dunklen Waldes und seiner mächtigen Baumriesen unauslöschlich eingeprägt.

Die Angehörigen von Carl Schurz erscheinen uns als typische Rheinländer: aufgeweckt und strebsam, nicht uninteressiert für die Vorgänge des öffentlichen Lebens, wenn auch ohne aktive Teilnahme, lebenslustig, stets zu Festen bereit, die einen breiten Rahmen im Leben einnehmen, etwas sentimental dabei, aber wie damals fast alle beherrscht vom Geiste der Aufklärung. Wie die Angehörigen, so waren auch die übrigen Bewohner des Dorfes, wenn auch weniger regsam und von geringerem Bildungsdrange beseelt. Trotzdem gab es unter ihnen einige gediegene Köpfe und manches Original. Eine Reihe von alteingesessenen Familien waren Träger einer alten Tradition, die ihren Hauptrückhalt an der Sankt Sebastianus-Schützenbruderschaft hatte, einer Gründung vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Schützenbruderschaften spielten und spielen noch heute im Volksleben des niederrheinischen Landes eine bedeutsame Rolle. Wenn sie auch zur Zeit unter der großen Zahl von Vereinen aller Art nicht mehr die Bedeutung von früher haben, so repräsentieren sie mit den althergebrachten Gebräuchen, mit denen ihre jährlichen Feste verknüpft sind, ein wertvolles Stück echten deutschen Volkstums. Zu Carl Schurz' Zeiten bildeten sie die einzige volkstümliche Vereinigung der Art, und es gehörte zum guten Ton, daß jeder, der etwas auf sich hielt, ihr Mitglied war. Als Waffen führten sie mächtige Donnerbüchsen, die, wie vielfach noch heute, von vorne geladen wurden. Die stattlichen Ketten, die der Schützenkönig zu tragen hat, sind je nach dem Alter und der Bedeutung der Bruderschaft reich und kostbar ausgebildet. Die schmucken, silbernen Vögel, die den Abschluß der Kette bilden, sind oft recht beachtenswerte kunstgewerbliche Leistungen.

Die Jugendjahre von Carl Schurz fallen in den Anfang vom zweiten Drittel des 19. Jahrhundert. Damals war sowohl die Erinnerung an die napoleonische Zeit, die beinahe noch der jüngsten Vergangenheit angehörte, als auch an die vorhergehende Periode zu lebendig, als daß sie nicht noch immer stark nachgewirkt hätte, und so waren die Persönlichkeiten, denen er in seiner Kindheit begegnet, bei aller Fortschrittlichkeit meistens noch stark mit der Vergangenheit verwoben. Aber gerade diese enge Verbindung mit der Geschichte des Landes macht seine Schilderung so wertvoll.

Die alte Tradition vertraten in erster Linie zwei Persönlichkeiten: der Großvater und der alte Graf Metternich. Beide, fast gleichaltrig, hatten noch die Zeiten vor der französischen Invasion erlebt, das große Ereignis im Leben des Großvaters aber war jedenfalls die letztere gewesen. Der alte Graf war im Jahre 1770 geboren und hatte schon die traditionelle politische Laufbahn angetreten, als die Ereignisse ihn wieder vom öffentlichen Leben abberiefen. Wenn auch das Bild, das Schurz von ihm entwirft und das aus sonstigen Quellen gewonnen werden kann, wenig mehr mit dem ancien régime gemein hat und die schlichte, bürgerliche Einfachheit, das Biedermeierhafte, wie es auch in seinen Porträts zu erkennen ist, sein charakteristischer Zug war, so hat er das nicht unter dem Zwang der Revolution angenommen, sondern schon längst vorher, denn mit dem Sohne Maria-Theresias, dem Kurfürsten Max Franz, war ein neuer bürgerlich-einfacher Geist am Kölner Hofe eingezogen. Die Eltern des alten Herrn, der Vater als leitender Minister, die Mutter als führende Dame der Hofgesellschaft, hatten am Hofe der letzten beiden Kurfürsten eine bedeutende Rolle gespielt, und so mochte die Erinnerung an die Tage des heiteren rheinischen Rokoko auf Gracht wohl noch fortleben, wenn auch veränderte Lebensauffassung und harte Wirklichkeit einen ganz neuen Geist geschaffen hatten. Jedenfalls mußte der junge Schurz in einem Kreise, der den führenden Persönlichkeiten des früheren Staates so nahe stand, gar manches Wissenswerte über die Vergangenheit erfahren.

Die vorherrschende Weltanschauung fast aller, mit denen er in Berührung kam, war die der Aufklärung, die am Rhein auf dem kürzesten Wege von Frankreich ihren Einzug gehalten hatte. Bei den meisten beruhte sie sicher nicht auf innerer Überzeugung: Eine gewisse Gleichgültigkeit in religiösen Dingen hatte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts allmählich der rheinischen Bevölkerung auch auf dem Lande bemächtigt, um so mehr als dort die kirchlichen Verhältnisse vielfach trotz mancher guter Ansätze zur Besserung nichts weniger als befriedigend waren. Das Bild, das wir gerade in dieser Beziehung von Liblar gewinnen, entsprach durchaus den allgemeinen Zuständen. Auch die Schulverhältnisse ließen noch viel zu wünschen übrig. So waren Mangel an wirklicher Bildung, eine gewisse, dem Volksstamm eigene oder zum mindesten nicht fremde Gleichgültigkeit sicher die entscheidenden

Gründe für das schnelle Eindringen der Aufklärung und den großen Einfluß, den sie bald gewann.

Dem mußte auf politischem Gebiet eine weltbürgerliche Auffassung entsprechen. Was man vor allem vom Staate erwartete und von der kurfürstlichen Herrschaft her allein zu erwarten gewohnt war, war Ruhe und Frieden, sehr begreiflich nach allem, was vorangegangen war. Der ständige Wechsel der Regierung in den geistlichen Wahlmonarchien, der Mangel einer zielsicheren Politik, wie schließlich die gänzliche staatliche Zerrissenheit des Landes hatten, in den Rheinlanden das Aufkommen eines klaren Nationalbewußtseins erschwert. Unter dem Krummstab ließ es sich sicher nicht schlecht leben. Das, wie die lange Friedenszeit nach dem Siebenjährigen Kriege, hatten eine große Sorglosigkeit aufkommen lassen und einen erstaunlichen Mangel an Anteilnahme am Staatsleben, der allerdings verständlich ist, wenn man bedenkt, daß die weitesten Kreise der Bevölkerung sich nicht daran beteiligen durften, ein Zustand, der natürlich im 18. Jahrhundert allen Staaten des europäischen Festlandes gemeinsam war. Aber auch auf die neue Entwicklung hatte man keinen Einfluß ausüben können. Während des Wiener Kongresses wußte man in dem rheinischen Lande selbst ja noch nicht einmal, zu welchem Staatsgebilde die ehemaligen geistlichen Territorien kommen sollten, die schließlich nur Objekte waren, über die am grünen Tisch entschieden wurde. Daß die Mehrzahl der Bevölkerung wenige Jahre nach der Einrichtung der preußischen Herrschaft noch nicht restlos für sie eingenommen war, ist nur zu verständlich, denn einerseits war das ancien régime keineswegs drückend empfunden worden, und seine offensichtlichen Mängel hatten die breite Masse der Bevölkerung kaum berührt, andererseits hatte auch die französische Herrschaft unverkennbare Vorteile gebracht. Zudem hatten sich die Ereignisse in der letzten Zeit überstürzt: Zuerst die französische Revolution, deren Lärm sehr deutlich in das Rheinland hinüberschallte, die Invasion der Volksheere, die Angliederung an die Republik, deren Verwandlung in das Kaiserreich, die Teilnahme an seinem beispiellosen Aufstieg und dann plötzlich der Zusammenbruch, die Verfolgung der Franzosen, wobei die Retter es im rheinischen Gebiet nicht an allerhand Übergriffen fehlen ließen. Daß die Bevölkerung, die ohnehin politisch gänzlich ungeschult war, bei einem so unerhört schnellen Wechsel jede Klarheit

Nach einer Lithographie im Denkmälerarchiv der Rheinprovinz

(Abb. 3) Die Stadt Köln in der ersten Hälfte des 19. Jh. von der Deutzer Seite aus gesehen.

verlor, ist nicht verwunderlich. Und das, was der neue Staat brachte, der noch im elementarsten Aufbau nach den Ereignissen der Jahrhundertwende begriffen war, machte zunächst noch keinen sehr glänzenden Eindruck. Ein gewisser Freiheitsdrang war dem Rheinländer von jeher eigen gewesen, Menschenrechte und Teilnahme am politischen Leben waren Begriffe, die ihm seit der französischen Revolution vertraut waren, aber über fromme Wünsche war das alles nicht hinaus gekommen, und die neue preußische Regierung machte nur geringe Anstalten, nach der Richtung hin Hoffnungen zu erfüllen. Sicherlich beruhte die Abneigung vielfach auch darauf, daß man die stramme preußische Ordnung nach der gemütlichen kurfürstlichen Herrschaft als eine unbequeme Neuerung empfand, während man ihre Notwendigkeit bei dem Fehlen wirklichen Staatsgefühls und staatsbürgerlichen Gemeinschaftssinnes nicht einsehen wollte.

Was Carl Schurz auf diesem Gebiet im kleinen Rahmen des Heimatdorfes kennenlernte, sollte er in größerem Maße während seiner Gymnasialzeit in Köln erleben. Dort wurden in den Kreisen der studierenden Jugend lebhaft jene Probleme erörtert, die später den Inhalt der Frankfurter Parlamentsverhandlungen bilden und die Bewegung von 1848 tragen sollten. Die älteren Leute waren damals im allgemeinen erstaunlich wenig interessiert, während die Jugend die auf nationale Unabhängigkeit und staatsbürgerliche Freiheit im Innern abzielende Bewegung, die in den meisten Ländern im dritten und vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts einsetzte, mit lebhaftem Interesse verfolgte und sich für Freiheit und die Wiederaufrichtung des Reiches begeisterte. Schon längst träumte die junge Generation von Freiheit, ja etwas vom Revolutionär steckte in allen. Das war bei Carl Schurz nicht anders, und so war er frühzeitig auf seine Art mit der Staatsgewalt in Konflikt geraten. Als begabter Schüler, der sich besonders im deutschen Sprach- und Geschichtsunterricht auszeichnete, hatte er einmal seinen politischen Träumereien — denn kaum mehr mögen seine frühen Gedanken über die Probleme der Freiheit und Reichseinheit gewesen sein, die die Jugend so sehr beschäftigten — in einem Schulaufsatz beredten Ausdruck verliehen und sich so die Rüge seines Lehrers zugezogen, der sich als Staatsbeamter für die politische „Zuverlässigkeit" seiner Schüler verantwortlich fühlte.

Die politische Einstellung der Jugend war, wie die ganze damalige großdeutsche Bewegung, im wesentlichen aus der Romantik hervorgegangen, und dafür bot gerade die uralte Reichsstadt eine Fülle von Anregungen aller Art: die mittelalterlichen Kirchen, die überragt vom gewaltigen Torso des Domes aus dem Gewirr enger Gassen emporwuchsen, die Sammlung altkölner Gemälde der Gebrüder Boisserée, die ein eindringliches Bild von der Geschlossenheit und Größe mittelalterlicher Kultur vermittelten, und so manche Denkmale vergangener Zeit, schließlich auch die ganze mittelalterlich romantische Atmosphäre der Stadt, die damals noch durchaus erhalten war. Das eindrucksvollste aber war der Dom, der in seinem aber unvollendeten, ruinenhaften Äußern allen ein Symbol der zerfallenen Reichseinheit wurde. (Abb. 3.)

In jener Frühzeit des 19. Jahrhunderts war das Kunstleben der Stadt nicht allzu bedeutend und blieb jedenfalls erheblich zurück hinter München, Berlin und anderen Kulturzentren Deutschlands. Die Architektur beschränkte sich im wesentlichen auf Staatsbauten und stand unter der maßgebenden Leitung Schinkels von Berlin aus noch im Bann des Klassizismus. Den ärmlichen Zeiten entsprechend, war sie anspruchslos genug, wenn auch gediegener Einfachheit eine gewisse Qualität nicht fehlte. Aber die Jugend hatte schon wenig Verständnis mehr für den Klassizismus und die jüngst vorausgegangenen Kunststile, und es ist sehr bezeichnend, wenn das prächtige Barockschloß zu Brühl, das Carl Schurz lange Zeit täglich sah, ihn gar nicht beeindruckt hat. Noch war die eben erwachte Begeisterung für die mittelalterliche Kunst nicht so allgemein durchgedrungen, daß der Gedanke des Wiederaufbaues der Domruine feste Formen angenommen hätte. Allerdings waren unter dem Einfluß der romantischen Richtung am preußischen Königshof einige rheinische Burgen im gotischen Stil wieder aufgebaut worden, so im Geburtsjahr von Carl Schurz Rheinstein, in den dreißiger Jahren folgte Stolzenfels, nachdem die Bemühungen zum Wiederaufbau des Domes in Altenberg, der mächtigen gotischen Zisterzienskirche in der Nähe Kölns, kurz vorher eingesetzt hatten.

Auf dem Gebiete der Malerei war Köln durch die Düsseldorfer Schule mit Cornelius, Schadow, Rethel und anderen überflügelt worden. Das Theater hatte in bescheidenem Rahmen damals keinen schlechten Ruf. An musikalischen Leistungen war das Be-

deutendste die an allen Sonntagen und besonders an großen Festen im Dom gehaltene sogenannte musikalische Messe, deren traumhafte Wirkung zum Teil auf der eigenartigen Gestalt des Bauwerkes beruhte, von der man sich nach seiner Vollendung kein rechtes Bild mehr machen kann: Der hohe Chor überragte das unfertige Langschiff um ein beträchtliches, eine provisorische Wand an der Ostseite der Vierung schloß ihn ab und trennte die beiden Hauptteile der Kirche voneinander. Die Pfeiler des Langschiffes trugen in Kämpferhöhe ein Holzgewölbe des 18. Jahrhunderts. Nur die beiden nördlichen Seitenschiffe, mit den herrlichen Glasgemälden, waren vollendet. Zu beiden Seiten der Abschlußwand stellte der Chorumgang die Verbindung zwischen den einzelnen Räumen her, aber auch der Umgang war durch kunstvolle Gitter abgeschlossen, so daß die Gläubigen im Langschiff dem Gottesdienst nur indirekt folgen konnten, während die Musik nur wie aus großer Ferne ans Ohr drang. Auch Friedrich Wilhelm IV. war zum ersten Male dem Zauber des herrlichen Gotteshauses erlegen, als er gelegentlich eines Besuches, den er Köln als Kronprinz abstattete, der Sonntagsmesse incognito beiwohnte.

Die Schilderung der Kölner Verhältnisse in der Jugendzeit von Carl Schurz gehört schon nicht mehr zu dem eigentlichen Thema dieser Zeilen, denn die Stadt ist nie wirklich seine Heimat geworden, und so zog es ihn trotz aller neuen Eindrücke und Kunstgenüsse, die Köln ihm bot, immer wieder nach seiner ländlichen Heimat, an deren Freuden und Leiden er auch als „Studierter" noch regsten Anteil nahm, wie er denn auch am Ende seiner Laufbahn nach vielen Jahrzehnten zu flüchtigem Besuch heimkehrend seine Freunde in der alten Heimat mit unveränderter Anhänglichkeit in die Arme schloß.

Carl Schurz als Bonner Student.

Von Max Braubach.

„Wir haben eine reiche Jugend gehabt, nicht an irdischem Besitztum, aber reich an Wechsel, reich an Aussichten und Gesichtspunkten, reich an inneren Kämpfen und Siegen. Sollte uns diese Jugend einst zugute kommen, so haben wir uns für immer über das Schwache und Gemeine erhoben, da wir manches, ja sehr vieles schon mit männlicher fertiger Erfahrung anschauen und zurechtlegen können, woran andere Sonntagskinder noch erst verzweifelt herumvagieren müssen." Nach kaum einjähriger Studentenzeit hat Carl Schurz diese Sätze seinem Freunde geschrieben. Keine Überhebung, kein falsches Selbstbewußtsein leiteten ihn dabei, was er hier andeutete, ist in der Tat in Erfüllung gegangen. Männliche fertige Erfahrung und damit Überlegenheit über alles Schwache und Gemeine brachte er aus seiner Jugend, aus den Tagen des Studententums, die bald nach der Abfassung jenes Briefs einen jähen Abschluß fanden, mit, in diesen kurz gemessenen Tagen haben sich in ihm die Fähigkeiten entwickelt, die ihn später fern von der Heimat zu hoher Bedeutung führen sollten: klarer Blick und ruhige Festigkeit des Charakters, Entschlußkraft und Entschlußfreudigkeit, Mut und Zähigkeit. In dem Bild des großen amerikanischen Bürgers und Staatsmanns wird man immer wieder die Züge des ehemaligen deutschen Studenten erkennen.

Um die Jahreswende 1846/47 war der junge Schurz von Köln, wo er das Gymnasium besucht hatte, nach Bonn, dem Sitz der nach den Befreiungskriegen entstandenen rheinpreußischen Universität, übergesiedelt. Wohl mit der Absicht, dem Sohne das Universitätsstudium zu ermöglichen, hatten die Eltern ihren Wohnsitz aus dem kleinen Orte Liblar nach Bonn verlegt, sie waren indessen hier in finanzielle Bedrängnis geraten, so daß der junge Carl vorzeitig das Gymnasium verlassen und sich an Stelle des im Schuldgefängnis festgesetzten Vaters um die Angelegenheiten der Familie

kümmern mußte. Trotzdem konnte er, nachdem die geschäftliche Lage einigermaßen entwirrt und Vater Christian frei geworden war, mit dem Studium beginnen, zunächst nur als Gasthörer, dann nach im Sommer 1847 glücklich in Köln nachgeholter Reife-

Carl Schurz als Bonner Student.

prüfung als voll immatrikulierter Student. Der philosophischen Fakultät trat er bei, seine Absicht ging, seinen philologischen und historischen Neigungen entsprechend, dahin, in diesen Fächern einstmals den Doktortitel zu erwerben und womöglich eine Professur der Geschichte zu erlangen. Er durfte hoffen, in Bonn die

richtigen Lehrer zu finden: Hatte doch im letzten Jahrzehnt Friedrich Ritschl die Bonner klassische Philologie zu beachtlicher Blüte geführt, während für Geschichte neben dem alten Arndt, neben Löbell und dem Katholiken Aschbach eine so gefeierte Größe wie Dahlmann wirkte.

Sehr weit ist der junge Mann in seinen Studien nicht gekommen. In seinen Lebenserinnerungen, die doch mit liebevoller Ausführlichkeit Wesen und Wirken seiner Kölner Gymnasiallehrer schildern, wird nur nebenbei berichtet, daß er bei Aschbach und Ritschl gehört habe, von Dahlmann ist überhaupt nicht die Rede. Man darf nun nicht etwa glauben, daß ihm von vornherein der nötige Eifer fehlte, er hat sich vielmehr schon im ersten Semester nach der Immatrikulation mit großer Energie in die europäische Geschichte der Reformationszeit vertieft, eine Beschäftigung, die ihm dann allerdings weniger zu ernster historischer Forschung, als zur Abfassung einer Tragödie über Ulrich von Hutten anspornte. Indessen, mit dem Ende dieses ersten Semesters, fand auch bereits seine wissenschaftliche Arbeit ihr Ende, die politische Erregung des „tollen Jahres" 1848 ließ ihn nicht mehr zum Studium kommen. Der „homo politicus" in ihm brach sich angesichts der großen Ereignisse in der Welt mächtig Bahn, es war ihm unverständlich, wie man sich noch mit anderen Dingen beschäftigen konnte. Ob der jugendliche Revolutionär überhaupt noch seit dem Frühjahr 1848 Vorlesungen belegt hat, erscheint zweifelhaft, seine Freunde betrachteten es jedenfalls als eine seltene Ausnahme, wenn sie ihn in einem Hörsaal antrafen.

Ist er so mit dem wissenschaftlichen Betrieb an einer deutschen Universität nur flüchtig in Berührung gekommen, so blieb ihm dagegen die andere Seite des Studentenlebens keineswegs fremd. Mit wehmütiger Freude hat er Zeit seines Lebens auf „diese sorglose, sonnige, idealisch schwärmerische Jugendzeit" zurückgeblickt, auf diese Studentenzeit voll gärenden, überschäumenden Lebenswillens, voll echter, hochherziger Freundschaft, voll frohen Scherzes und ernsten Strebens. Ein Kreis gleichgesinnter junger Leute hatte sich schon dem Gymnasiasten erschlossen, ihm trat er nach der Übersiedlung nach Bonn zunächst als „Mitbummler", dann im November 1847 als ordentliches Mitglied bei. Noch nicht auf ein langes Bestehen konnte die Frankonia zurückschauen, doch die junge Burschenschaft hatte sich rasch durchgesetzt, sie galt bereits,

als Schurz durch seinen Kölner Schulfreund Petrasch in sie eingeführt wurde, als die vornehmste studentische Verbindung in Bonn. Merkwürdig genug, der spätere große Redner und Volksführer legte zunächst inmitten der munteren Gesellschaft, in die er eintrat, Schüchternheit und geängstigte Zurückhaltung an den Tag, doch rasch waren diese Hemmungen überwunden, zumal, nachdem sein Selbstvertrauen durch den jubelnden Beifall, den man einer von ihm verfaßten Kneipzeitung, einer auf die Führer der Frankonia gemünzten Parodie von Auerbachs Kellerszene in Goethes „Faust", zollte, gestärkt worden war. Bald stand er nun im Mittelpunkt der Verbindung, wurde deren Sprecher und Ehrenrichter, der eigentliche Führer der Burschenschaft.

Ansehen und Würden in der Verbindung hat sich Schurz kaum durch besondere Trunkfestigkeit und Ausgelassenheit erworben. Zwar war ihm „alle griesgrämige, kopfhängerische Stubenhockerei" fremd, und wenn seinem schwerblütigeren Verbindungsgenossen Spielhagen die Kommerse mit den rührseligen Liedern und den aus schlechtem Wein gebrauten Bowlen wenig behagten, Schurzens von Natur heiterer Sinn fand Gefallen an dem fröhlichen Treiben, an den Kneipereien mit den üblichen studentischen Zeremonien, an den gemeinsamen Ausflügen nach den umliegenden Dörfern und den „Spritztouren" weiter den Rhein hinauf nach St. Goarshausen zum sagenumwobenen Felsen der Loreley oder auch in die Nebentäler des heimatlichen Stroms, etwa nach Altenahr. Im Gegensatz zu Spielhagen wurzelte er eben ganz im rheinischen Leben, sein offenes und empfängliches Gemüt begeisterte sich an der herrlichen Natur, in deren Nähe die studentischen Gewohnheiten und Vergnügungen eine eigene romantische Weihe erhielten. Es gab aber doch für ihn eine Grenze, die er nicht überschritt. Wie er, trotzdem er auf dem Fechtboden nach dem Zeugnis seiner Freunde eine ebenso gewandte wie wuchtige Klinge führte, doch der sich oft bietenden Versuchung zum Duell mit irgendeinem übermütigen Korpsburschen widerstand, so lehnte er auch alle sonstigen Exzesse ab. Überhaupt sah er in dem Verbindungsleben nicht nur die Gelegenheit zum Genuß der akademischen Freiheit, zu übermütigem Gelage und selbstbewußtem Auftreten, sondern vor allem eine Schule zur Bildung und Selbsterziehung. „Es gehört am Ende nicht gar viel dazu, ein angenehmer Bummler und populärer Student, zugleich auch praktischer

Kopf zu sein, wohl aber dazu, ein tüchtiges und ganzes Mitglied der Burschenschaft zu bilden", so hatte er schon vor seinem Eintritt in die Frankonia Petrasch geschrieben. Niemals durfte, das war auch später seine Ansicht, unter den Kneipereien die ernstere Seite der Verbindung, die wissenschaftliche Fortbildung ihrer Mitglieder, leiden, kein Frankone sollte diese ernstere Seite verleugnen und mißachten: „Ich verlange nicht, daß alle Mitglieder Genies sein sollen, doch gewiß müssen sie alle ganze Menschen sein."

Wie schon aus diesen Forderungen deutlich wird, war Schurz sich des idealen Kerns der burschenschaftlichen Bewegung, die, früher in harter Verfolgung von den reaktionären Regierungen in Deutschland unterdrückt, seit 1840 wieder aufgelebt war, voll und ganz bewußt. Die Unruhe, die seit einiger Zeit über Europa lag, hatte sich auch der studierenden deutschen Jugend bemächtigt, und im Frankonenkreise zu Bonn schwärmte man nicht nur für den Rhein, seine Berge und seinen Wein, für Freundschaft und Liebe, man sprach auch ernsthaft über den Kampf um die deutsche Einheit und Freiheit, über die Aufgabe, die den Studenten in diesem Kampf zufallen mußte. Keiner aber mag unter den Freunden das Signal, das die Pariser Februar-Revolution 1848 zur Erhebung des Volkes gegen Absolutismus und staatliche Bevormundung gab, so begeistert begrüßt haben wie Schurz. Schon vorher war er einem jungen Bonner Dozenten, dem als Dichter und Kunsthistoriker gefeierten Gottfried Kinkel, näher getreten, der nun der Mittelpunkt der freiheitlich gesinnten Kreise der kleinen Universitätsstadt wurde. Als die Bonner die ersten Siege der Revolution, die Einberufung eines deutschen Parlaments nach Frankfurt und einer preußischen Nationalversammlung nach Berlin in festlichem Zuge von Arndts Wohnung zum Rathaus feierten, als Kinkel von der Rathaustreppe die schwarzrotgoldene Fahne nach allen Gegenden Deutschlands hin schwenkte, da wird Schurz an der Spitze der Frankonia nicht weit von ihm gewesen sein. Und nicht lange dauerte es, da wurde auch der Name des neunzehnjährigen Studenten in der Öffentlichkeit genannt, er wurde Führer der Studenten bei ihrem Verlangen nach einer Universitätsreform in freiheitlichem Sinn und zugleich neben Kinkel Führer der vorwärtsdrängenden radikalen Demokraten in der Stadt.

Gleich in der ersten Studentenversammlung, die nach den großen Ereignissen des Februar und März 1848 in der Aula der Universität zusammentrat, hatte er den Grund zu seinem Aufstieg in die Öffentlichkeit gelegt. „Einem plötzlichen Impuls folgend," so berichtet er selbst in seinen Lebenserinnerungen, „verlangte ich das Wort und fand mich im nächsten Augenblick zur Versammlung sprechend. Ich habe mir später nie wieder genau das zurückrufen können, was ich sagte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich in einem mir bis dahin unbekannten, nervösen Zustande befunden, daß ich am ganzen Leibe gebebt, daß mir Gedanken und Worte in einem ununterbrochenen Strome zugeflossen, daß ich mit ungestümer Schnelligkeit gesprochen, und daß der darauf folgende Beifall mich fast wie aus einem Traume aufgeweckt hatte." Sein angeborenes Rednertalent schob ihn seitdem immer wieder in den Vordergrund, so oft er das Wort ergriff, jubelten ihm Kommilitonen und Bürger zu. Er habe, so bezeugt es uns der Rhenane v. Ernsthausen, der politisch Schurzens Gegner war, anfangs viel abstrakte, fremdartig klingende und mitunter die Heiterkeit eines Teils der Zuhörer erregende Wendungen gebraucht, bald aber sei seine Kraft gewachsen: „er sprach sachlich und treffend und ließ wohl erkennen, daß etwas Ungewöhnliches in ihm steckte." Ausführlicher noch schildert uns Spielhagen die eindringende und hinreißende Kraft der rednerischen Leistungen des jungen Mannes und erklärt uns das Geheimnis seiner überraschenden Erfolge: „Es war in seiner Rede ein geradezu himmlisches Feuer, im Vergleich zu welchem das Pathos der anderen hohl und nichtssagend erschien. Denn das war das Charakteristische seiner Art zu reden, daß darin so gar nichts Gemachtes war, so absolut nichts, was auf einen Effekt berechnet schien, selbst in den Augenblicken nicht, wo er, die langen Locken nach hinten schüttelnd, einen Moment schwieg, bevor er dem Gegner einen besonders gewichtigen Satz entgegenschleuderte. Man fühlte, es war keine Kunstpause gewesen, nur das Niederducken des Löwen vor einem gewaltigen Sprunge." Spielhagen stellte Schurzens rednerisches Genie über das des Sozialistenführers Ferdinand Lassalle, dessen berühmte Kassettenrede vor den Assisen in Köln er kurz zuvor gehört hatte, weit auch über Kinkels formvollendetes Pathos, das doch ein feineres Ohr unerquicklich berührte.

Wir halten hier einen Augenblick inne, um uns die äußere Erscheinung des jugendlichen Bonner Studenten, wie sie uns in den überkommenen Bildern und in den Erinnerungen der Zeitgenossen entgegentritt, zu vergegenwärtigen. Diese äußere Erscheinung hatte auf den ersten Blick nichts an sich, was den faszinierenden Eindruck seines öffentlichen Auftretens rechtfertigte: er war „nichts weniger als das, was man unter einem bel homme zu verstehen pflegt". Eine bequeme, lässige Haltung gab dem von Natur schlanken und hageren Körper ein unelastisches, wenig ansprechendes Aussehen. Der Kopf, von langem, lockigem Haar umwallt, entbehrte des Gleichmaßes, der Schädel, die Stirn war übermäßig ausgebildet, während der untere Teil des Gesichts klein, fast gekniffen erschien. Unvorteilhaft wirkte auch die Brille, welche die hellen lebhaften Augen bedeckte; sie hatte die Neigung, auf der leicht eingebogenen Nase nach unten zu rutschen, worauf sie dann mit einer energischen Handbewegung wieder nach oben geschoben wurde. Ein pedantischer junger Gelehrter, so mochte wohl mancher denken, der den jungen Mann im studentischen Gewand, dem schwarzen Sammetrock und den hohen Stiefeln sah. Doch dieser Eindruck verschwand, wenn man näher mit ihm in Berührung kam oder ihn von der Tribüne reden hörte: „Dann zeigte sich, daß jene scheinbar saloppe Haltung die eines Menschen war, der sich gibt, wie er ist, und sich so geben darf, weil nichts Unschönes, Unedles in ihm und jede Gebärde nur der Ausdruck der inneren Freiheit und seelischen Anmut, die dann wundersam das unschöne Gesicht durchglänzten, sobald er zu sprechen begann mit einer Stimme, die wiederum an sich nicht wohllautend war, aber, je länger er sprach, einen Klang gewann, der, wie er aus dem Herzen des Redners kam, dem Hörer unmittelbar und unwiderstehlich zu Herzen ging."

Die Tätigkeit von Carl Schurz in den Revolutionsjahren 1848 bis 1849 bewegt sich in zwei Richtungen, die sich allerdings vielfach miteinander berühren. Zunächst hat er sich vorwiegend auf die Hochschulpolitik geworfen, in der ja auch für ihn, seiner Jugend und seiner Stellung als Student nach, eine erfolgreiche Wirksamkeit vor allem möglich schien. Seine Ziele gingen hier auf möglichst vollständige Abschaffung aller beschränkenden und überwachenden staatlichen Einrichtungen, insbesondere der verhaßten Gesetze aus der Zeit der Demagogenverfolgung, auf die Bildung einer großen

deutschen Studentenschaft und auf eine durchgehende Reform aller deutschen Universitäten im Anschluß an die erwartete und erhoffte Bildung eines großen freien deutschen Reichs. Rasche Erfolge waren ihm nach jener ersten Rede in der Aula beschieden, nicht nur die Burschenschaften, sondern auch die nichtkorporierten Studenten, die sogenannten „Kameb", und einen Teil der Korps wußte er auf sein Programm zu vereinigen. Unter seinem Vorsitz beschloß eine Studentenversammlung in der Reitbahn eine Eingabe an den Senat auf sofortige Entfernung des bisherigen Regierungsbevollmächtigten an der Universität, er selbst verfaßte die Adresse, die dann dem eingeschüchterten Rektor übergeben wurde. Die Abdankung des Bevollmächtigten buchte man als Erfolg und glaubte fürderhin, mit der akademischen Behörde recht „gebieterisch" umgehen zu dürfen, „als ob wir Armeen aus der Erde stampfen könnten". Zu dem unterdessen für die Pfingsttage 1848 nach Eisenach berufenen, vorbereitenden Studentenkongreß hat Schurz wohl mit Absicht nicht sich, sondern neben seinem Freunde von Weise gerade die Führer der weniger radikalen Partei wählen lassen, um unterdessen in Bonn das Heft vollends in seine Hand zu bringen. Bald war er der Diktator der Studentenschaft, eine Rolle, die ihm durchaus lag. Seine große Veranlagung drängte ihn eben in den Vordergrund, an die Öffentlichkeit. „Das öffentliche Leben," so hat er damals einem Freund geschrieben, „geht so ungemein lustig und frisch dahin, man fühlt sich darin wohl, man berauscht sich darin." Als dann gemäß den Abmachungen der Eisenacher Pfingsttagung im September ein neuer Studentenkongreß am Fuße der Wartburg zu abschließenden Beratungen zusammentreten sollte, war seine Anwesenheit dort wichtiger als in Bonn. Er gehörte dem Ausschuß für Ausarbeitung einer Universitätsverfassung an und erstattete über den fertiggestellten Entwurf dem Kongreß Bericht. Doch die Organisation der Studentenschaft und die Universitätsreform, die man in Eisenach beschloß, standen und fielen mit der von der Revolution angestrebten politischen Reform.

Auf diese politische Reform erstreckt sich die zweite Richtung von Schurzens Wirksamkeit, die dann für ihn gerade nach der Rückkehr von Eisenach, wohl im Zusammenhang mit den auf der Reise, vor allem während des Aufenthaltes in Frankfurt gewonnenen Eindrücken, stärker in den Vordergrund tritt. Schon

vorher aber hatte er sich mit der Betätigung in den Universitätsangelegenheiten keineswegs begnügt, vielmehr war er bereits im Sommer Kinkels rechte Hand bei der Agitation für die Aufrichtung der Souveränität des Volkes, für Demokratie und Republik in Bonn und Umgegend gewesen. Instinktiver Trieb sowohl als Überlegung führten ihn, wie er in seinen Lebenserinnerungen erzählt, auf die demokratische Seite. Wohl eher als der weit unentschiedenere und weichere Kinkel, der zunächst noch eine konstitutionelle Monarchie für tragbar hielt, entschied er sich für die Republik, in dieser Richtung galt es seiner Meinung nach die Revolution vorwärts zu treiben. Als bald schon nach dem Ausbruch der revolutionären Bewegung eine Scheidung der Geister eintrat, wurde er eines der tätigsten Mitglieder des von Kinkel eröffneten demokratischen Klubs, er half dem heiß verehrten Professor bei der Redaktion der neu gegründeten Bonner Zeitung, die im Gegensatz zu dem mehr regierungsfreundlichen Bonner Wochenblatt die Anschauungen der Radikalen zur Geltung bringen sollte, wir finden den jugendlichen Studenten als revolutionären Agitator in den Dörfern nahe bei Bonn, wir treffen ihn mit Kinkel zusammen in Köln bei einer Tagung demokratischer Vereine. Es hat fast den Anschein, als ob er, weit mehr als Kinkel, die treibende Kraft unter den Bonner Demokraten war, jedenfalls war er, der eifrig in den Schriften Rousseaus las und die Geschichte der französischen Revolution studierte, der Radikalsten einer. Je mehr die schwache Haltung des Frankfurter und Berliner Parlaments dem Wiederaufstieg der Reaktion den Boden ebnete, desto leidenschaftlicher forderte er zu mutigem Handeln, zu entschlossener Tat auf. Die Ereignisse, die während und unmittelbar nach seinem Eisenacher Aufenthalt eintraten, der schmähliche Waffenstillstand mit Dänemark, dem die Frankfurter Nationalversammlung zustimmte, die Eroberung des aufständischen Wien, die Entlassung des liberalen Ministeriums und die Auflösung der Nationalversammlung in Preußen, überzeugten ihn vollends, daß nur durch neue Erhebung des Volks die Sache der Revolution noch gerettet werden könne. An seinem Teil wollte er dazu beitragen, und wenn es ihn den Kopf kosten sollte.

Im November 1848 kam es in Bonn zu einer ersten revolutionären Unternehmung, bei der Schurz in vorderster Linie stand. Die aufgelöste preußische Nationalversammlung hatte in ihrer

letzten Sitzung zur Steuerverweigerung aufgefordert, und die Bonner Demokraten beeilten sich, dieser Aufforderung in sichtbarer Weise zu folgen. Am 18. November wurden die Zollbeamten, die an den Toren die Schlacht- und Mehlsteuer zu erheben hatten, vertrieben, ohne die übliche Abgabe konnten die Bauern die Lebensmittel in die Stadt bringen. Tags darauf konstituierte sich ein Sicherheitsausschuß, an dessen Spitze Kinkel und Schurz standen, sie waren gewillt, die Macht in der Stadt an sich zu reißen. Man denke sich, ein noch nicht zwanzigjähriger Student glaubte sich zur Regierung berufen. „Unser Gesetzbuch," so höhnte eine Zuschrift von gegnerischer Seite, „bestimmt, daß die Großjährigkeit erst mit dem vollendeten 21. Lebensjahre erreicht wird: Der Bürger Schurz, Mitglied des Sicherheitsausschusses von Bonn, — befindet sich im blühenden Alter von 18 Jahren, ist zwar nicht befähigt, in eigenen Angelegenheiten eine irgend rechtsverbindliche Handlung vorzunehmen — aber nach den jetzt geltenden Prinzipien wohl desto mehr qualifiziert, die höheren Interessen der Stadt und des Staates zu wahren." Die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer: Gerade als der Ausschuß im Rathaus dem Oberbürgermeister zusetzte, erschien ein von den Behörden herbeigerufenes Bataillon und stellte die Ordnung wieder her. Wohl hatten manche der Demokraten, die im Gasthaus zum Römer sich zu einer erregten Sitzung versammelten, nicht übel Lust, das Militär anzugreifen, aber den meisten erschien das Unternehmen aussichtslos, solange man nicht einer gleichen Erhebung in den anderen rheinischen Städten, insbesondere in Köln, sicher war. So entschloß man sich, einen günstigeren Augenblick abzuwarten.

Alles für diesen Augenblick vorzubereiten, war Schurz in der Folgezeit eifrig bemüht. Er kümmerte sich nicht um die Warnung des Rektors vor der Teilnahme an tumultuarischen Bewegungen, auch nicht um die Gerüchte von Verhaftungsbefehlen und drohender Relegation von der Universität. Als Kinkel im Februar 1849 als Abgeordneter für die auf Grund einer oktroyierten Verfassung gewählte zweite Kammer nach Berlin zog, übernahm Schurz allein die Führung der revolutionär gesinnten Demokraten und die Redaktion ihres Organs, der Bonner Zeitung, die nunmehr unter seiner Leitung den bisher vorherrschenden lokalen Charakter ablegte und über die Stadtgrenzen hinaus Anhänger und Abnehmer gewann. „Das ganze Treiben liegt hier so ziemlich unbedingt in

meiner Hand, und ich werde meinen Einfluß auszubeuten wissen", versicherte er Ende März dem Meister in Berlin, als die Folge dieses Einflusses aber glaubte er schon stolz feststellen zu können, daß die Aufregung permanent und Bonn die unruhigste Stadt am Rhein sei. Daß er in Wirklichkeit die hinter ihm stehenden Kräfte überschätzte, sollte sich nur zu sehr zeigen, als es zu der ersehnten Aktion kam.

Die Ablehnung der durch die Frankfurter Nationalversammlung geschaffenen Reichsverfassung seitens der Regierungen, die das Volk in der Pfalz, in Baden und in Sachsen mit offener Empörung erwiderte, hatte auch die Stimmung im Rheinland aufs höchste erregt. Die Erregung stieg noch, als die zweite preußische Kammer aufgelöst wurde und der König die Einberufung der Landwehrmänner befahl. Als Teile der Landwehren in Elberfeld und anderen Städten des Niederrheins sich weigerten, unter die Fahnen zu treten, glaubten die Bonner Demokraten die Zeit zum entschiedenen Handeln gekommen. Eifrig agitierten sie unter den Landwehrpflichtigen in der Stadt und auf dem Lande — von Schurz sagt die später gegen die Aufrührer erhobene Anklage, er habe unter anderem am 6. Mai in Neunkirchen aus dem Fenster eines Wirtshauses zu den Bauern gesprochen —, dann beriefen sie auf den 10. Mai eine Versammlung der Landwehrleute nach Bonn. Während diese im „Römer" zusammenströmten, tagte in der Hinterstube eines anderen Wirtshauses ein geheimes Direktorium, dem neben dem aus Berlin zurückgekehrten Kinkel wiederum Schurz angehörte. Hier wurde der Entschluß gefaßt, in der Nacht das Zeughaus im benachbarten Siegburg zu erstürmen, sich der dort liegenden Ausrüstungsgegenstände zu bemächtigen und dann den Aufständischen in Elberfeld die Hand zu reichen. Ungenügend durchdacht und schlecht vorbereitet, mußte das Unternehmen einen kläglichen Ausgang nehmen. Nur etwa 100 Mann setzten über den Rhein, sie liefen schon vor Siegburg auseinander, als etwa 30 Dragoner hinter ihnen erschienen. Der ganze Streich war in der Tat, wie ein Freund und Gesinnungsgenosse von Kinkel und Schurz urteilte, „nichts als das ungeduldige Hervorbrechen eines ungeduldigen Tatendrangs, der, in dem unglücklichen Fall, nach Objekten suchen zu müssen, durch die Unklarheit über Mittel und Zwecke, durch den gänzlichen Mangel an revolutionärer

Anschauung und Erfahrung den Stempel einer unfähigen Verworrenheit trug".

Schurzens Bonner Zeit fand mit diesem Siegburger Zug ein unrühmliches Ende. „Zu der desperaten Fassung gekommen, die zu dem Äußersten bereit ist", hatte er sich für die Tat eingesetzt: mit einer Büchse bewaffnet, der allerdings die passende Munition fehlte, war er mitgezogen. Nach der Auflösung der Schar setzte er den Weg nach Siegburg fort und suchte hier mit allen Mitteln die Siegburger Demokraten zu einem verwegenen Putsch aufzureizen. Es war vergebens. Auch in Elberfeld traf er auf eine aussichtslose Sache, er entschloß sich daher, da an eine Rückkehr nicht mehr zu denken war, sich den Revolutionären in der Pfalz zur Verfügung zu stellen. Unterwegs, in St. Goarshausen, nahm er Abschied von der rheinischen Heimat und von den Freunden seiner Jugend: „Ade du schöne Studentenzeit mit deinen köstlichen Freundschaften, deinem idealen Streben, deinen glorreichen Jugendträumen!" Die Träume waren ausgeträumt, „die Lehrjahre waren zu Ende, die Wanderschaft begann".

„Ich habe Achtung vor jeder Überzeugung, sobald ich weiß, daß sie eine ehrliche ist, und werde sie nie mit äußerlichen Personalien bekämpfen." Diese Sätze, einem Freunde, der ihm seine politische Leidenschaft vorwarf, geschrieben und stets befolgte, lassen uns die wahrhaft große und edle Gesinnung des Studenten und jungen Revolutionärs Schurz erkennen, eine Gesinnung, die durch den überschäumenden Radikalismus seiner Anschauungen nicht getrübt wurde. Man hat wohl gesagt, daß in ihm die deutsche Revolution von 1848 einen reinsten und schönsten Ausdruck gefunden, ja daß er gleichsam das Heldenhafte dieser Revolution verkörpert habe. Ihn erfüllte in der Tat eine unbedingte Hingabe an die Idee, für die er jederzeit zu kämpfen und zu sterben bereit war. Der von ihm selbst als lächerlich bezeichnete Ausgang seiner ersten politischen Wirksamkeit braucht uns in diesem Glauben an seinen todesmutigen Idealismus nicht zu beirren: denn daß er ein ganzer Mann war, das hat er im gleichen Jahre noch bei den Kämpfen in Baden, bei seiner halsbrecherischen Flucht aus der den Preußen übergebenen Festung Rastatt bewiesen, und er hat es wieder bewiesen und der ganzen Welt gezeigt, als er, das Unmögliche möglich machend, den gefangenen Kinkel aus dem Spandauer

Zuchthaus befreite. Nach Amerika, seiner zweiten Heimat, aber brachte er diesen mutigen Idealismus mit und zugleich eine Lebensweisheit, die aus den Wirrnissen seiner Jugend, seiner Bonner Studentenzeit erwachsen war. „Das Schicksal", so hat er schon im August 1849 den Eltern geschrieben, „hat mich gegen jede Not, gegen jede Drangsal gewaffnet und gestählt; ich habe so viel gelitten und so viel ausgehalten, daß ich mit kühner Zuversicht allen Schicksalen entgegensehe, die etwa jetzt gegen mich herandrängen. Wer Kraft genug in sich selbst fühlt und den Mut dazu, das Leben zu überwinden, der kann seines endlichen Sieges gewiß sein, wenn es ihm auch nicht gelingen wird, harte Kämpfe zu vermeiden. Diese Kämpfe werden kommen, das ist gewiß; ebenso gewiß ist es aber auch, daß meine Vergangenheit die beste Waffe gegen meine Zukunft sein wird."

Carl Schurz und Gottfried Kinkel nach der März-Revolution.

Aus Geheimakten, Pressenachrichten und alten Briefen.

Von Dr. Gertrud F e r b e r, Geschäftsführerin der Vereinigung Carl Schurz.

Die beiden Namen Schurz und Kinkel bezeichnen eines der vielen berühmten Freundschaftspaare aus der Geschichte. Was ihre Träger in glücklichen Universitätstagen in gemeinsamer Begeisterung für deutsche Dichtung und Kulturgeschichte zusammenführte, was sie bei allen Stürmen im Kampfe um die politische Selbständigkeit und Selbstverantwortung ihres geliebten deutschen Volkes beieinander hielt, was auch bei späterer räumlicher

Gottfried Kinkel und Carl Schurz

Trennung, auf verschiedenen Tätigkeitsfeldern sie ständig weiter verband, bis des einen Lebensstern hier auf Erden erlosch, war die gemeinsame glühende Begeisterung für alles Schöne und Erhabene, wenn es im Glanze der Freiheit leuchtete.

In den folgenden Seiten sollen alte Briefblätter mit ihrem Zauber persönlichen Lebens, Dokumente mit der Ehrwürdigkeit geschichtlichen Geschehens und dem Reiz lang geheimgehaltener Akten dem Leser die äußeren Geschehnisse dieser eigenartigen Freundschaftsgeschichte wieder verlebendigen und zugleich damit den Geist ihrer Zeit beschwören.[1])

Geschehen vor der Untersuchungskommission.

Carlsruhe, den 30. Juni 1849.

Auf Befehl des hiesigen Königl. Preuß. Commandanten des Herrn Oberst von Brandenstein steht auf heute ein Termin zur Vernehmung des gestern in Gefangenschaft gerathenen und heute hier eingebrachten Professor Kinkel aus Bonn an.

Es wurde derselbe vorgelassen und ließ sich auf Befragen wie folgt aus:

Ich heiße Johann Gottfried Kinkel, bin 33 Jahre alt, in Oberkassel bei Bonn geboren, evangelischer Confession. Nach vollendetem Studium trat ich im Jahre 1837 als Privatdozent in Bonn auf; im Jahre 1845 oder 1846 (daß ich mich nicht mehr genau erinnere), avancirte ich zum Professor Extraordinarius auf der gedachten Universität.

Ich bin 1843 geheirathet und Vater von 4 Kindern.

z. S.

Nachdem im März die Kammern aufgelöst waren, gieng ich nach Bonn zurück und begann meine Lehrthätigkeit, diese setzte ich fort bis ich am 10. Mai nach Elberfeld gieng, um den Kampf des Volkes für die Reichsverfassung zu unterstützen . . . Ich gieng von Elberfeld ohne Aufenthalt auf dem kürtzesten Wege in die Pfalz, in der Absicht der provisorischen Regierung daselbst meine Dienste anzubieten. In diesem Schritt sah ich eine Auflösung meiner Unterthanspflichten, in dem ich der Meinung war, daß ich

[1]) Bei der wörtlichen Zitierung sind natürlich auch alte Orthographie, Grammatik und Interpunktion beibehalten worden.

durch das Aufgeben der Rechte und Vortheile die ich als Preußischer Unterthan hatte, zugleich jeder Verpflichtung gegen den Preußischen Staat, oder vielmehr als Preußischer Staatsbürger entbunden sei

Aus den Akten des Untersuchungsgefängnisses zu Carlsruhe in der Untersuchungssache wider Freischaar Wehrmann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverrath. K 44. 1849.

(Geh. Archiv des Kriegsministeriums.)

Brief von Carl Schurz an seine Eltern und Geschwister.

Rastatt, 21. Juli 1849.

. . . . . .

Durch eine Zeitung, welche die Preußen uns hereingeschickt haben, erfahre ich, daß Kinkel in Carlsruhe durch das Standgericht zum Tode verurtheilt worden ist. Ich weiß, er kann sterben, wie ein Mann, weil er wie ein Mann gelebt hat. Könnte ich das von mir sagen in diesem umfassenden Maße, ich würde in diesem Augenblick den Nacken höher tragen. Aber glücklich bin ich, daß mir die Schwachheit so fern ist, wie die Feigheit, daß ich mit starkem Herzen die Schläge des Unglücks und die eigenen Gedanken ertrage. Lebt wohl! am Tage der Capitulation!

Brief von Carl Schurz an seinen Vater.

Dornachbruck, 31. Juli 1849.

. . . . . Schreibt mir doch auch, ob die Bonner Zeitung noch existirt und ob — was schrecklich wäre — das Todesurtheil Kinkels eine Wahrheit und die Vollstreckung bereits erfolgt ist. Ich kann es kaum glauben, die Zeit bringt Wunderbares zu Tage und wir selbst sind ja Zeuge, wie furchtbar das Spiel des Schicksals ist . . .

Kriegsgerichtliches Erkenntnis.

In der Untersuchungssache wider den Freischaar Wehrmann Johann Gottfried Kinkel

Erkennt ein vorschriftsmäßig besetztes und vereidetes Kriegsgericht den Acten und Gesetzen gemäß, hiermit für Recht, daß der Angeschuldigte Johann Gottfried Kinkel, wegen Kriegsverraths

mit Verlust der Nationalkocarde und mit lebenslänglicher Festungsstrafe ordentlich zu belegen ist.

V. K. G. W.

Rastatt, den 4. August 1849.

Unterschriften.

Siegel.

Gründe für die Verurteilung des Professor Kinkel, im Auszug gegeben aus den Untersuchungsakten.

1. Der Angeschuldigte hat als preußischer Unterthan mit den den preußischen Truppen gegenüber-stehenden Schaaren gemeinsame Sache gemacht, ist in ihre Reihen getreten und ist nach Erlaß der Proklamation Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen vom 19. Juni ds. Js. auf dem Kampfplatz erschienen um mit ihnen zu kämpfen.

2. Als Freischaar Wehrmann der Königl. Preußischen Truppen hat er sich im Treffen den Preußischen Truppen gegenübergestellt und sich dadurch des Kriegsverraths schuldig gemacht.

Dieses Verbrechen soll nach den Gesetzen mit Todesstrafe belegt werden, wenn dem Staat durch diesen Verrath ein erheblicher Schaden zugefügt ist.

Da in dem vorliegenden Fall ein solcher größerer Schaden nicht nachgewiesen ist, wird nur auf lebenslängliche Festungsstrafe und Verlust der Nationalcocarde erkannt.

Rastatt, 4. 8. 1849.

Aus den Akten des Untersuchungsgefängnisses zu Carlsruhe in der Untersuchungssache wider Freischaar Wehrmann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverrath. K. 44. 1849.

(Geh. Archiv des Kriegsministeriums.)

Ew. Königl. Majestät

überreicht das General-Auditoriat in tiefster Ehrerbietung ein Kriegsratherkenntniß de dato Rastatt, den 4. ds. Mts., durch welches der Freischaar Wehrmann Johann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverraths mit Verlust der Nationalcocarde und lebensläng-

licher Festungsstrafe belegt worden ist, welches das Kommando des 1. Armee-Korps der Operations-Armee am Rhein mit dem allerunterthänigsten beigefügten Gutachten des Divisions-Auditeurs Heymann eingesendet hat.

Das General-Auditoriat ist der rechtlichen Ansicht, daß gegen den p. Kinkel die Todesstrafe hätte ausgesprochen werden sollen und hält das Erkenntniß für ungesetzlich.

. . . Eurer Königl. Majestät stellt hiernach das General-Auditoriat ehrerbietigst anheim: daß wider den Angeschuldigten abgefaßte Erkenntniß als ungesetzlich aufzuheben und über denselben von Neuem kriegsrechtlich erkennen zu lassen.

Zugleich fühlt sich dasselbe verpflichtet, zu Eurer Königl. Majestät Kenntniß zu bringen, daß ein von mehr als 1000 Einwohnern Bonns unterzeichnetes Begnadigungsgesuch für den Angeschuldigten eingereicht worden ist, und in den allerunterthänigst beigefügten Untersuchungsacten fol. 13 s. 9. befindlich ist, und ehrerbietigst darauf aufmerksam zu machen, daß so viel bekannt geworden ist, zurzeit gegen Individuen, welche nur als Gemeine in den Reihen der Badenschen Armee fungirt haben, auf Todesstrafe noch nicht erkannt worden ist.

Aus „Acta des General-Auditoriats in Untersuchungssachen Kinkel".

(Geh. Archiv des Kriegsministeriums.)

Wenn gleich Ich mit der in dem Berichte des General-Auditoriats vom 23. August d. J. entwickelten Ansicht einverstanden bin, daß das unterm 4. desselben Monats gegen den bisherigen Professor Kinkel aus Bonn wegen Kriegsverraths abgefaßte kriegsrechtliche Erkentnis mit den Gesetzen insofern nicht übereinstimmt, als nach denselben auf die Todesstrafe hätte erkannt werden müssen, so will Ich doch auf den Bericht des Staats-Ministeriums vom 30. August d. J. von der Seitens des General-Auditoriats in Antrag gebrachten Aufhebung des erwähnten Erkenntnisses, der Verweisung der Sache an ein neues Kriegsgericht keinen Gebrauch machen, vielmehr aus Gnaden gestatten, daß von dem General-Lieutenant v. Hirschfeld das auf den Verlust der National-Cocarde und lebenswierige Festungsstrafe gegen den bis-

herigen Professor Johann Gottfried Kinkel lautende kriegsrechtliche Erkenntniß mit der Maßgabe bestätigt werden kann, daß die Vollstreckung der erkannten Strafe in einer Civil-Strafanstalt geschehe.

Sanssouci, den 13. September 1849.

gez. Friedrich Wilhelm.

Gegengezeichnet: Graf Brandenburg von Ladenburg, von Manteuffel, von Strotha, von der Heydt, von Rabe, Simons, von Schleinitz.

An den

Ministerpräsidenten von Brandenstein

Euer Excellenz zeige ich gehorsamst an, daß des Königs Majestät heute den von dem Hohen Staatsministerium vorgelegte, die Verurtheilung des vormaligen Professor Kinkel betreffende Ordre unterzeichnet haben.

gez. Unterschrift.

Berlin, 13. September 1849.

Aus „Acta des Untersuchungsgerichtes zu Carlsruhe in der Untersuchungssache wider Freischaar Wehrmann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverrath. K. 44. 1849".

(Geh. Archiv des Kriegsministeriums.)

Betrifft den Transport des ehemaligen Professor Kinkel.

p 6/10. 49 P. J.

Das

Königliche Policei-Präsidium

ersuche ich ganz ergebenst, gefälligst veranlassen zu wollen, daß der mir zu dem gestern mündlich besprochenen Zwecke bewilligte Wachtmeister und Gendarm sich morgen, Sonntag, Abends vor 10 Uhr, auf dem Potsdamer Bahnhofe bestimmt einfinden mögen, um den mit dem Abendzuge gegen 10 Uhr erwarteten Arrestaten in Empfang zu nehmen und per Gefangenenwagen diesen nach dem Militär-Arreste zu escortieren, und dort dem Inspector Arndt zu übergeben.

Derselbe Wachtmeister und Gendarm wollen sich dann mit demselben Wagen Montag um 5 Uhr morgens wieder im Militär-Arrest einfinden, um den Arrestaten von da aus nach dem Stettiner Bahnhofe zu geleiten[1]), wo 1 Unteroffizier und 2 Mann des Alexander-Grenadier-Regiments zur Unterstützung des Wachtmeisters denselben in Empfang nehmen und bis Stettin in einem eigenen Coupé begleiten werden.

Das Königliche Präsidium ersuche ich noch, mir gefälligst den Wachtmeister namhaft machen zu wollen, um ihn den erwähnten Unteroffizieren näher bezeichnen zu können.

gez. Unterschrift.

Generalmajor und Commandant.

Berlin, den 6. October 1849 1 Uhr Nachmittags.

An das

Königl. Polizei-Präsidium, Berlin.

Erledigt, daher ad acta. P. J.

In der Anlage beehre ich mich, einen mir heute per Stadtpost zugegangenen Brief der Frau des ehemaligen Professor Kinkel zur geneigten Kenntnisnahme ganz gehorsamst zu überreichen.

Berlin, den 20. November 1849.

Patzke.

An das

Königl. Polizei-Präsidium, Berlin.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

An Herrn Hauptmann Patzke, Berlin, Alexanderstr. 12a.

Bonn, den 11. November 1849.

Hochgeehrter Herr!

Mein geliebter Mann, der vielbetrauerte Gottfried Kinkel, schrieb mir vor Kurzem, daß Sie ihm versprochen hätten, das-

[1]) Kinkel wurde zunächst nach dem Zuchthaus zu Naugard (Reg.-Bez. Stettin), von dort nach Köln in das Justizarresthaus, später nach der Festung Spandau überführt.

jenige, was er künftig schreiben würde, an den König zu bringen. Die furchtbare unerwartete Maßregel, welche ihm statt der schriftstellerischen Tätigkeit das Spulrad oktroyirt hat, macht nun zwar dieses Ihr wohlwollendes Versprechen unwirksam. Doch, daß Sie es gaben, beweist mir schon, daß Sie Antheil an Kinkels Schicksal nehmen wie auch, daß Sie dem Könige persönlich nahe stehn.

Wie traurig für uns, daß Sie statt des flüchtigen Zusammentreffens mit Kinkel (und dazu unter den allerungünstigten Verhältnissen) nicht Gelegenheit hatten den liebenswürdigen Charakter dieses unglückseligen Märtyrers seiner begeisterten Überzeugung länger zu beobachten.

Möge Ihnen die Theilnahme des ganzen Vaterlandes an seinem Geschick bekunden, daß es nicht das liebende Vorurtheil seiner Frau ist, welches allein ihn für zu hart mishandelt erkennt.

Ich bitte Sie dringend, den Eindruck den Ihre kurze Bekanntschaft mit ihm Ihnen m u ß hinterlassen haben, nicht verrauchen zu lassen, sondern in Ihrer Umgebung ihm Gunst und Theilnahme durch Ihr Urtheil zu erwecken. Daß dies Mitleid, das mehr und mehr für ihn rege wird, endlich auch in die höheren Regionen aufsteige, in welchen über sein Schicksal entschieden wird, ist meine lebhafteste Hoffnung.

Die ganze Revolutions-Epoche hat keinen reinern Charakter aufzuweisen als Kinkel. Von Jugend auf war sein liebevolles weiches Gemüth dem Trieb, sich für Andre zu opfern zugeneigt. Es ist nicht leicht die hingebende Güte eines Mannes so viel misbraucht worden als die seine. Zwölf volle Jahre hat er dem Staate angestrengt gedient, und nichts als Noth und Nahrungssorgen davon getragen. Neid und Intrigue, welche stets in kleinen Universitätsstädten hohe geniale Menschen verfolgen, haben seine sanfte Natur zuletzt systematisch ins Extrem hinein gehetzt.

Wenige Menschen hatten wie er der Versuchung widerstanden, die neu geschenkte Preßfreiheit dazu zu benützen, das langjährige Unrecht aufzudecken, das ihm selbst unter dem Schutz der alten Finsternis zugefügt worden war. Kinkel verschmähte dies. Er fühlte, daß die Reinheit einer aufrichtigen Seele schon durch das bloße Besprechen f r e m d e r Intriguen beschmutzt wird. Er weihte sein Talent einzig dem Dienst der leidenden Allgemeinheit. Man vergalt ihm übel seine Großmuth. Niedrige Menschen fühlen

sich oft minder gegen den Beleidiger zur Rache entflammt, als gegen den, der zu edel ihnen verzieh. Man verdächtigte sein Thun und Treiben, das Anfangs den mildesten friedlichsten Charakter hatte, und trieb ihn durch ungerechte Opposition, Schritt vor Schritt zu dem Abgrund seines Glückes, seines ganzen so schönen Daseins.

Ich weiß sehr wohl (und habe schriftliche Beweise davon in Händen), daß eine Apostasie sein Loos rascher verbessern oder erleichtern würde; aber ich kenne die Wahrhaftigkeit seines Charakters zu wohl, um einen solchen Schritt von ihm zu erwarten. An seiner Sache wird er dadurch am wenigsten irre, daß man ihn persönlich dafür leiden läßt. Aber eben seine Standhaftigkeit giebt ja die beste Garantie dafür, daß er auch dann Wort hält, wenn er verspricht:

„Ich erkenne die Verpflichtung an, meinerseits nicht mehr denjenigen entgegenzuwirken, die mir unter dieser Bedingung gestatten, still und zurückgezogen der Pflege irgend einer friedlichen Wissenschaft zu leben."

Überzeugen Sie sich, wenn Sie die öffentliche Stimme prüfen, daß bei der Mehrzahl der Gebildeten und Einsichtsvollen Kinkel durch das Zuchthaus nicht erniedrigt wurde, wohl aber die Verstimmung gegen die Regierung lebhaft dadurch fortgeschritten ist. Ein Akt der Vernunft, diesem allverehrten Dichter und Gelehrten gegenüber könnte vieles wieder gutmachen, besonders in einem Moment, wo die Monarchie so riesenhaft stark dasteht, daß keine Gnade als ein Ergebnis der Scheu vor der Volksmeinung gedeutet werden dürfte.

Ich empfehle diese Angelegenheit Ihrem Einflusse und Ihrer Menschlichkeit. Verzeihen Sie mir die Freiheit, mich unbekannterweise Ihnen mit dieser Bitte aufgedrungen zu haben.

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen

Johanna Kinkel.

Bei Mittheilung der hier angebogenen offenen Ordre an die Straf-Anstalts-Direction zu Naugard vom heutigen Tage veranlasse ich Euer Hochwohlgeboren den ehemaligen Professor, jetzigen Strafgefangenen Kinkel unverzüglich von Naugard abholen

und unter vollständig sicherer Escorte nach Cöln in das Justiz-Arresthaus (in der neuen Corrections-Anstalt daselbst) an den Director von Rönsch gegen Empfangsschein abliefern zu lassen.

Berlin, 10. April 1850.

Der Minister des Innern.

Im Auftrage: gez. Unterschrift.

An den Königlichen Policei-Präsidenten Herrn von Hinckeldey Hochwohlgeboren, hier.

Die richtige Ablieferung des Strafgefangenen, ehemaligen Professors Kinkel in das hiesige Arresthaus wird hiermit bescheinigt.

Cöln, den 13. April 1850.

Der Director der Strafanstalt.

gez. Unterschrift.

An Margarete Blesing.

Bonn, den 8. Mai 1850.

Mein liebes, treues Gretchen!

. . . Das Todesurteil ist wieder an dem geliebten Nacken vorbeigegangen, aber ruhig atmen kann ich nicht . . . Die Kinder sind gesund . . . Der Anblick der Kinder hat meinen Mann furchtbar erschüttert, daß er mir erklärte, wenn er nicht frei würde, so wollte er die Kinder nicht wiedersehen. Er könne zum zweitenmal diesen durchbohrenden Schmerz nicht ertragen. —

Als Kinkel ankam, sah er elend aus. Die 14 Tage Heimatluft und die bessere Sättigung hatten ihm ordentlich wieder ein bißchen Farbe auf die Wangen gezaubert, als er vor den Geschworenen stand. Alle behaupten, eine solche Szene nie erlebt zu haben. Während Kinkel sprach, schluchzte der ganze Saal, der Staatsanwalt und die Gendarmen mit.

Schurz war hier. Die halbe Stadt wußte es, aber niemand verriet ihn an die Polizei. Strodtmann hat Kinkels Leben beschrieben. Mich hat er dabei zu solch einem Ideal gezaubert, daß ich mich schämen muß, wirklich und lebendig über die Straße zu gehen.

Ich weiß, daß die Kölner Szenen Sie interessieren, und so zeichne ich Ihnen noch einige auf.

Die Angeklagtenbank ist mit einem Geländer umgeben. Kinkel winkte, ich sollte einmal heraufkommen. Als ich aber kam, wollten die Gendarmen keinen Kuß gestatten. Nach einigen Debatten gestatteten sie eine „Hand". Kinkel bog sich ganz weit herüber, und ich reckte mich von der andern Seite ebenfalls, so lang ich konnte. Vier Polizisten stellten sich zu beiden Seiten und sahen, ob ich auch kein beschriebenes Papier in der Hand hätte. —

Apfelsinen zerquetschten sie ebenfalls vorher, ehe ich sie ihm hinlegen durfte, um zu sehen, ob nichts darin versteckt sei. Es war nur mit Lebensgefahr in den Sitzungssaal zu kommen, denn bis auf den Speicher starrte alles von Soldaten. Infanterie und Kavallerie begleitete den Wagen, und dazwischen schrien Tausende von Menschen: „Kinkel hoch!" schwenkten Mützen und warfen Blumen. Dann arretierten die Soldaten wieder ein paar Demokraten, und endlich regnete es Steine auf die Pickelhauben. Vor dem Regierungsgebäude waren zwei Kanonen und ein Pulverwagen aufgefahren. Die ganze Stadt war in Alarm. Mehrere wurden verwundet.

Ich schließe rasch ab, denn soeben werde ich gestört. Mein herzlichstes Lebewohl.

Ich bleibe immer Deine treue Freundin Johanna Kinkel.

(Aus „Frankfurter Zeitung" vom 15. November 28.)

Die Direction des Justiz-Arrest- und Corrections-Hauses zu Cöln wird hierdurch angewiesen, den durch ein früheres kriegsrechtliches Erkenntniß zur lebenswierigen Freiheitsstrafe verurtheilten Strafgefangenen Kinkel an den Überbringer und Vorzeiger dieser offenen Ordre, Hauptmann Patzke verabfolgen zu lassen, welcher wegen des Transports und Ablieferung desselben in diejenige Anstalt, welche zur Aufnahme des Kinkel Behufs der Vollstreckung der Strafe bestimmt worden, mit Anweisung versehen ist.

Berlin, den 6. May 1850.

Der Minister des Innern.

Im Auftrag: gez. Unterschrift.

Der zufolge Annahme-Ordre des Königl. Hohen Ministeriums des Innern vom 6. Mai c. zur Strafe hier selbst aufzunehmende ehemalige Professor Kinkel ist durch den Herrn Hauptmann Patzke richtig eingeliefert worden, welches hierdurch bescheinigt wird.

Spandau, den 11. Mai 1850.

Königl. Direction der Strafanstalt.

Stempel. gez. Unterschrift.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

Berliner Börsen-Courier Nr. 578 v. 21. 11. 82.

. . . Über seinen Aufenthalt im Spandauer Zuchthause erzählte Kinkel selbst: „Ich sollte das aufgegebene wöchentliche Pensum spulen. Wer sein Pensum nicht schafft, wird bestraft, zuerst mit Entziehung der warmen Kost und dann mit Prügeln. Ich that das Möglichste, um mein Pensum fertig zu bringen. Der Triumph sollte meinen Feinden nicht werden, daß sie draußen mit höllischer Schadenfreude hätten erzählen können: ‚Wissen Sie schon der Professor Kinkel hat sich in Spandau so aufsässig betragen, daß er nach dem Zuchthaus-Reglement mit Rohrhieben hat gezüchtigt werden müssen! Es tut uns wirklich leid um den Mann.' Ich nahm meine ganze Kraft zusammen. Meine Hände rieben sich wund und bluteten. Trotz der wütendsten Schmerzen spulte ich fort. Meine Energie siegte. Als der Herr Director meine Arbeit am Ende der Woche nachsah, war er erstaunt über meine Leistung. Ich hatte, was wenigen Zuchthaussträflingen im Anfang gelingt, das volle Pensum fertig gebracht. Allmählich heilten die Wunden und an Stelle derselben bildete sich eine unempfindliche, harte Hornhaut. Ich erlangte eine solche Fertigkeit im Spulen, daß ich mehr als das Pensum zu leisten vermochte. Dafür empfing ich reglementsmäßig eine kleine baare Vergütung, und mit dieser verschaffte ich mir wöchentlich einige Loth Butter, so daß ich an Sonntagen mein Brod nicht trocken zu essen brauchte. Außer der Bibel hatte ich kein Buch. Und bei dem gänzlichen Mangel geistiger Thätigkeit war die körperliche Arbeit eine wahre Barmherzigkeit. Ohne diese hätte mich die Isolierhaft zum Wahnsinn geführt."

Telegraphische Depesche

nach Hamburg, nach Cöln--Aachen, nach Stettin, nach Breslau, nach Frankfurt a. M., nach Bremen.

Der Policei-Präsident von Hinckeldey an den Chef der Polizei Herrn Dr. Goßler in Hamburg.

Berlin, den 7. November 1850.

Der ehemalige Professor Johann Gottfried Kinkel, 35 Jahre alt, 5 Fuß 11 Zoll groß, Haare schwarz, grau gemischt, Augen hellbraun, Nase lang und spitz, Mund klein, ist in verflossener Nacht aus dem Zuchthaus zu Spandau entwichen. Es wird um Anordnung einer Vigilanz, insbesondere auf dem Bahnhofe, und Festnehmung gebeten. Auf der Oberlippe hat er eine schräge Narbe unter der Nase.

Signalement: Johann Gottfried Kinkel.

Geburtsort: Oberkassel bei Bonn.

Vaterland: Rheinpreußen.

Gewöhnlicher Aufenthalt: Bonn.

Alter: 35 Jahre.

Religion: evangelisch.

Stand, Gewerbe: Ehemaliger Professor.

Größe: 5 Fuß 11 Zoll.

Haare: Schwarz mit grau melirt.

Stirn: gewölbt, hoch, frei.

Augenbrauen: schwarz.

Nase: lang, spitz.

Mund: klein.

Zähne: vorn vollständig.

Bart: schwarz.

Kinn: spitz, rund.

Gesichtsfarbe: gesund.

Gesichtsbildung: oval.

Statur: groß stark.

Besondere Kennzeichen: auf der Oberlippe eine schräge Narbe unter der Nase, spricht den rheinländischen Dialekt.

Der in vergangener Nacht aus der Strafanstalt zu Spandau entwichene Professor Kinkel, ist muthmaßlich in einem verdeckten mit 2 Pferden bespannten Wagen aus der Stadt Spandau hinausgefahren.

Die Herren Polizei-Kommissarien wollen schleunigst in ihren Revieren nachforschen, ob ein Fuhrhalter über Nacht ein Gespann außerhalb gehabt.

Berlin, den 7. November 1850.

Königl. Polizei-Präsidium.

I. A.: gez. Lüdemann.

Berlin, den 8. November 1850.

Betrifft die Entweichung des Professors Kinkel von der Strafanstalt zu Spandau.

In Gemäßheit des gestern erlassenen Circulaires, um zu erforschen, ob von den im Reviere vorhandenen Fuhrherren jemand die Nacht vom 6. zum 7. ein Gespann außerhalb gehabt hat, ist von denselben verneint worden.

Ehrerbietigst gez. Unterschrift.
Policei-Comissarius.

Offene Ordre

für

1.) den Hauptmann der Schutzmannschaft Herrn Patzke (Ostende),
2.) den Kriminalpolizeiinspector Simon (Hamburg),
3.) den Kriminalpolizeicomissarius Goldheim (Bremen)

der N. N. ist beauftragt, den in der Nacht vom 6. zum 7. d. M. aus dem Zuchthause zu Spandau entwichenen ehemaligen Professor Johann Gottfried Kinkel zu verfolgen. Die betreffenden Behörden werden unter der Versicherung gleicher Willfährigkeit ersucht, dem N. N. bei der Verfolgung und Festnehmung des Kinkel den erforderlichen Beistand gewähren zu wollen.

Berlin, den 7. November 1850.

(L. S.)

Königliches Polizeipräsidium.

gez.: Lüdemann.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

Berlin, den 14. November 1850

Bei den mir aufgetragenen Comissaria, Behufs der Verfolgung des aus dem Zuchthause zu Spandau entsprungenen ehemaligen Professor Kinkel habe ich auf der Tour von hier über Braunschweig, Hanover nach Bremerhafen manigfaltig Gelegenheit gehabt, Beobachtungen über die dortige vorherrschende politische Stimmung, namentlich aber über den Stand der Demokratie zu machen, welche ich nicht verfehle, in Nachstehendem ganz ergebenst mitzutheilen.

Mit Rücksicht auf den mir speziell gewordenen Auftrag bezüglich des p. Kinkel bemerkte ich bei meinen Nachforschungen sowohl bei seinen Gesinnungsgenossen und den scheinbar einer anderen Richtung angehörenden Personen, daß zum Theil die Flucht noch nicht bekannt, anderentheils aber eine Auskunft über seinen Verbleib mit großer Schwierigkeit verbunden war. Überall zeigte sich die große Besorgnis für sein glückliches Entkommen und war die Partei selbst bemüht, hierüber Gewißheit zu erlangen. Abgesehen von den Äußerungen der Privaten erkannte man auch deutlich an den Kundgebungen derjenigen Beamten, welche mich in meinem Auftrage zu unterstützen dienstlich verpflichtet waren, daß sie nicht nur ungern meinen Requisitionen nötigenfalls will-

fahren würden, sondern mir sogar offen zu erkennen gaben, daß sie bei etwaiger Habhaftwerdung des im Volke allgemein beliebten und seines Schicksals wegen betrauerten Kinkels nicht betheiligt sein möchten.

Diese Gesinnung der Beamten hat durchaus keinen persönlichen Charakter, sondern sie ist namentlich in Bremen, Bremerhafen, überhaupt in der dortigen Gegend des vorherrschenden demokratischen Elements wegen allgemein und wird, wie es mir scheint, aus Furcht von den Behörden durchaus nicht gemißbilligt. Hiernach dürfte es mich nicht überraschen, daß das dem Kinkel von mir per Telegraph nachgesandte Signalement bei meinem Eintreffen in Bremen schon überall bekannt war, und mußte mich dies bestimmen meine Reise so schleunigst als möglich nach Bremerhafen, als dem Endpunkte, von wo aus Kinkels weitere Flucht zur See präsumirt werden dürfte, fortzusetzen.

Allein auch hier und zugleich mit meiner Ankunft, wie ich später vom Polizei-Chef in Bremerhafen, Dr. Groening, erfuhr, wurde auch der Partei von dem Eintreffen des genannten Signalements, mit besonderen Instructionen begleitet, Kenntnis gegeben; und es liegt hiernach nicht fern, daß diese Mittheilung aus amtlichen Quellen geschöpft war.

Mein kurzes Verweilen in Bremerhafen brachte mich alsbald zu der Überzeugung, daß selbst, wenn es mir gelungen wäre, den p. Kinkel zu entdecken, es fast unausführbar gewesen wäre, seine Verhaftung zu bewerkstelligen, weil, wie mir die Polizeibeamten selbst gestanden, es ihnen bei der vollständigen und in der ganzen Bevölkerung durchgreifenden demokratischen Organisation an allen Mitteln fehle, mich Behufs Erledigung meines Auftrages zu unterstützen.

Nach allen diesen Erfahrungen hielt ich es im Interesse der Verwaltung für nothwendig, mir so viel es Zeit und Umstände gestatteten, von dem Stand der Demokratie im allgemeinen einen Überblick zu verschaffen.

Hiernach erkannte ich alsbald, daß Bremen mit Bremerhafen der sich öffentlich kundgebenden demokratischen Gesinnung wegen als ein Herd der Conspiration betrachtet werden kann und

der günstigen Lage wegen als Verbindungspunkt zwischen Amerika —London nach Deutschland benutzt wird. . . . . .

gez.: Goldheim,
Criminal-Commissarius.

An das
Königl. Policei-Präsidium zu Berlin.

Extract zu den Akten „Politische Zustände in Bremen" genommen.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

Aus den Acten: Geh. Präs. Reg. No. 213. Litt. K. No. 2578 P. J. pro 1850.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß nach einer mir neuerdings von Bonn zugegangenen Mittheilung nicht der Student Meyer, sondern der Student Carl Schurz aus Bonn, welcher sich flüchtig in der Schweiz und in Paris aufgehalten, die Flucht Kinkels bewerkstelligt haben soll. Derselbe soll seit dem 18. August d. J. mit der Befreiung Kinkels beschäftigt, in Berlin verweilt haben.

In der Nacht in welcher die Flucht bewerkstelligt worden, sollen von 4 zu 4 Meilen Relais gelegt gewesen und Kinkel in Begleitung des Schurz direct dem Bremer Hafen zugefahren sein, von wo eine Schaluppe sie auf das in See bereits gelegene Schiff und dieses sie nach Helgoland gebracht haben soll.

Ein vom 9. d. M. aus Helgoland datierter Brief soll ihre glückliche Ankunft daselbst nach Bonn gemeldet haben und die Eröffnung enthalten, daß Kinkel nicht nach London sondern direct nach New-York sich begeben werde.

Über die Art und Weise der Flucht soll der Brief nichts enthalten, es verlautet indeß, daß Schurz vor der Flucht des Kinkel mehrmals in Spandau gewesen.

Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, nach dem Aufenthaltsorte des Schurz in Berlin und nach dessen Verbindungen daselbst gefälligst umfassende Recherchen anstellen zu lassen und das Resultat derselben mir baldigst mitzutheilen.

Spandau, den 19. November 1850.

Der Staats-Anwalt. I. V.: gez. Raffel.

An

An den
Kgl. Polizei-Präsidenten Herrn von Hinckeldey.
Hochwohlgeboren zu Berlin.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz."

Scribatur: An die
Polizei Behörde der
Stadt Bonn.

In einer hier schwebenden Untersuchungssache ist es von Wichtigkeit möglichst genaue Mittheilungen über den Wohnort, die Familien Verhältnisse und den Aufenthalt des Studiosus Carl Schurz aus Bonn zu erhalten. Das Polizei-Präsidium ersucht daher Euer pp ganz ergebenst derartige Ermittlungen event. durch Vermittelung der dortigen Universitäts Behörde gefälligst zu veranlassen und das Resultat derselben schleunigst hierher anzuzeigen.

Berlin, den 22. Novbr. 1850.
Königl. Polizei Präsidium
gez. von Hinckeldey.

Vermerk.

Die darauf ergangene Antwort des Polizei Inspectors Schlönbach, vom 26. November ist sofort s. p. r. dem Herrn Staatsanwalt Raffel in Spandau br. m. zur K. event. weiteren Benutzung ergebenst übersandt. 28. 11. 50.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Im Laufe der Recherchen, welche über die Flucht des ehemaligen Professors Kinkel aus der Strafanstalt zu Spandau, angestellt worden sind, hat sich der dringende Verdacht ergeben, daß diese Flucht hauptsächlich durch Vermittelung des Studiosus Carl Schurz aus Bonn bewerkstelligt worden ist. In einem hieher mitgetheilten Briefe, welchen Ew. Wohlgeboren an den Ober-Prokurator beim Landgericht in Cöln erstattet haben, ist die Mittheilung enthalten, daß Schurz sich ein Paar Monat in Berlin aufgehalten hat. In Folge dessen ersucht das Polizei-Präsidium Ew. Wohlgeb. um eine gefällige schleunige Auskunft darüber, ob Denenselben vielleicht etwa bekannt geworden ist, wo Schurz hier

seinen Aufenthalt gehabt hat und mit wem er hier möglicherweise in Verbindung gestanden haben könne. Schurz ist hier nämlich nicht gemeldet gewesen, auch nicht weiter bekannt geworden und es ist vom größten Interesse für das unterzeichnete Pol. Präs. dessen Verbindungen am hiesigen Orte möglichst kennen zu lernen.

Berlin, den 24. November 1850.

K. Polizei-Präsidium IV. Abtheilung
gez. Schultz.

An den K. Polizei Inspector
Herrn Schloenbach
Wohlgeboren in Bonn.

Br. m. mit dem ergebensten Berichte zu remittieren, daß ich ein N ä h e r e s über den Aufenthalt des Schurz in Berlin bis jetzt nicht habe ermitteln können, daß ich indeß keine Gelegenheit unversucht ließ noch unversucht lassen werde, Näheres darüber zu erfahren, eventuell werde ich nicht verfehlen, s. Z. weiter zu berichten.

Bonn, den 26. 11. 50.

Der Polizei-Inspector
gez. Schlönbach.

Mit Bezugnahme auf meinen Bericht vom 26. d. Mts. den C. Schurz betreffend, beehre ich mich hierdurch ergebenst mitzutheilen, daß aus einem Briefe Kinkels, den ich soeben selbst gelesen, unzweifelhaft hervorgeht, wie es der Schurz gewesen, der mit größter T o d e s v e r a c h t u n g und aufopferndster Hingebung seinen Freund gerettet.

Daß p. Schurz indeß noch sich Helfershelfer bedient haben muß, die das Tageslicht nicht vertragen können, scheint aus der Stelle des Briefes hervorzugehen, welche erklärt: „Die Art und Weise der Rettung könne und dürfe er (Kinkel) dem Briefe nicht anvertrauen, da für jetzt es noch ein Geheimnis bleiben müßte; er hoffe indeß, daß die Zeit der mündlichen Besprechung nicht zu ferne liege, — da, wie ihm die Zeitungen nachwiesen — die Regierungen mit Macht daran arbeiteten, d i e F r e i h e i t h e r b e i z u f ü h r e n.

Der Brief von Kinkel ist an den Vater des p. Schurz gerichtet und strömt über von innigster Dankbarkeit; schildert in lebhaftesten Farben den Augenblick der Umarmung nach vollführter Rettung und erklärt, daß beide Freunde sich nicht trennen, sondern beisammen bleiben würden.

Kinkel und Schurz sollen übrigens noch nicht nach Amerika abgereist sein, sondern sich in London befinden, wohin übermorgen auch Kinkels Frau reisen wird.

Daß der p. Schurz den Kinkel in Spandau zu dreien malen besucht habe ist mir neuerdings als gewiß bestätigt worden. Mein Berichterstatter wollte diese Nachricht selbst gelesen haben, wußte aber ein Näheres darüber nicht anzugeben, da der Brief darüber nichts enthalten; war aber der Meinung, daß Kinkel zu Zeiten die Annahme eines Besuches gestattet gewesen und der p. Schurz unter falschem Namen die Erlaubnis des Besuchs erhalten haben müßte. Wie weit diese Annahme etwa richtig oder unrichtig ist, kann ich nicht beurtheilen und theile nur dieselbe mit, ohne darauf weiter Gewicht zu legen.

Bonn, den 29. November 1850.

Der Polizei Inspector
Schlönbach.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

Brief von Gottfried Kinkel an Christian Schurz.

An der See, im November 1850.

Lieber und geehrter Bürger Schurz! Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind Ihr Karl und ich auf der See und so gut wie in vollkommener Sicherheit. Ich halte es für meine Pflicht, an meine Frau zuerst, dann aber an Sie als den Vater meines Retters, meines getreusten Freundes zu schreiben: denn ich habe dazumal, als Sie mich, um Ihren Sohn trauernd, in der Kasematte zu Rastatt besuchten, es recht gesehen, wie Ihr Herz an ihm hängt, und so kann ich mir wohl vorstellen, daß auch Sie und Ihr ganzes Haus in diesen Monaten durch mich viel Sorgen ausgestanden hatten, weil Er, die Stütze Ihres Alters, um meinetwillen in so große Gefahr

sich begeben hat. Ja, es ist wahr: Karl hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann; sein Muth, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm in vollem Sinne die Rettung meines Lebens, das bei einer so harten Behandlung täglich mehr in Gefahr kam . . . . . .

Brief von Carl Schurz an seine Eltern und Schwestern.

Am Meere, Mitte November 1850.

Theure Eltern und Schwestern, Seit mehr als drei Monaten habt Ihr auf den Augenblick warten müssen, der Euch eine Kunde von Eurem Sohne und Bruder brächte. Ich war abgereist im Geheimen und ohne Abschied und ließ Euch nichts zurück, als eine schwere Zeit voll von den Sorgen einer bittern Ungewißheit. Hat endlich wohl die Nachricht von Kinkels Befreiung in das Geheimniß meiner Reise für Euch einen Lichtstrahl geworfen? In der That, die Kunde, welche Kinkels Entkommen und meinen Namen zusammen nennt, ist wahr. Das Glück ist uns günstig gewesen und hat die Kühnheit des Wagnisses gerechtfertigt.

That ich nicht Recht daran, Euch zu verheimlichen, daß ich drei Monate in Berlin und Spandau war? Ich verbarg mich um so sicherer vor der Polizei, als ich mich vor meinen Freunden verbarg. Eine günstige Nacht ließ die Rettung Kinkels gelingen und das Ineinandergreifen der getroffenen Einrichtungen führte uns mit Schnelligkeit aus dem Bereich der Verfolgung. In dem Augenblick, wo Ihr diesen Brief leset, trägt uns das Meer an die Küsten Englands hinüber, oder es hat uns vielleicht schon ein gastlicher Hafen aufgenommen. Die Zeit der Gefahr ist vorüber und wir sind wohl und heiter.

Werdet Ihr mich fragen, wie ich zur Rettung unsres Freundes mich und Euch so ganz habe aufs Spiel setzen können? Auf den frohen Gesichtern, die Euch umgeben, könnt Ihr die Antwort lesen. Ist nicht Kinkel eine gewaltige Kraft in der Partei und ein Freund? Und da will doch schon Etwas gewagt sein. Solche gewagten Unternehmungen muß man nach dem Erfolg beurtheilen: die Freude des Gelingens macht eine Entschuldigung wegen des Wagnisses überflüssig. Ich bitte Euch, denkt auch so, freut Euch mit Allen und laßt uns darüber nicht zu viele Worte machen . . .

Aus einem Briefe von Gottfried Kinkel an Frau Baronin Mary Bruiningk geb. Fürstenlieven.

An der See, November 50.

Wie oft hat mein tapferer und kluger Retter Carl in diesen Tagen mit mir an Ihre Freude gedacht, wenn diese Nachricht erst unbestimmt, dann in festeren Umrissen, zuletzt ungezweifelt als wahr zu Ihnen dringt. Es wird mir große Freude machen, Ihnen diese geniale und anmuthige Erscheinung des herrlichsten Jünglings einst vorzuführen. Wer mag, wo solche Männer nachwachsen, den Muth auf die deutsche Zukunft verlieren? Und wieviele Charaktere habe ich während dieser schweren Tage unter Männern und Frauen, welche Summe von Aufopferung und Treue noch in der allerletzten Frist gefunden, die mein Fuß noch am Strande der Heimat verweilt! Wenn ich je groß von meinem Vaterlande dachte, so muß ich es jetzt: und schon vollenden sich ja seine Geschicke, und unsere Gegner erdulden in diesem selben Augenblick als Folge ihrer Politik die allertiefste Schmach. . . . .

Grüßen Sie Ihren klaren denkfreudigen Gatten von mir. Ich segne Ihre Kinder und schüttle Ihre getreuen Hände. Auf ein helles freudevolles Wiedersehen. . . . . Unsere Studien werden jetzt freilich eine Weile auseinander gehen, Sie treiben italienisch und ich muß, was ich solange abgelehnt, auf meine alten Tage englisch lernen.

Mit der treusten Verehrung in unwandelbarer Freundschaft

Gottfried Kinkel.

Brief von Gottfried Kinkel an Christian Schurz.

Paris, 19. Dez. 1850.

. . . . . Derselbe (Brief) hat Carl und mich im besten Wohlbefinden angetroffen, und herzlich hätt' ich gewünscht, Sie hätten an den vergnügten Abenden beim Kaminfeuer Theil nehmen können, wo wir drei mit Hittorf und Strodtmann die Erlebnisse der letzten Jahre, Monate und Wochen besprachen.

Die verschiedene Richtung unseres Studirens und unseres Erwerbs wird wahrscheinlich nöthig machen, daß Carl und ich auf verschiedenen Plätzen leben. Ich habe den Wunsch, seiner Familie so nützlich zu sein als ich nach bester Kraft vermag, und es hat zwischen meiner Frau und mir einen Hauptgegenstand der

Besprechung gebildet, auf welche Weise wir das am sichersten könnten. Da kam uns nun die Nachricht entgegen, daß Ihre jüngste Tochter Antonie, deren Anlagen meine Frau schon früher mit ähnlichen Absichten ausgespäht hatte, sich zur Lehrerin bestimmt hat. Im Einverständniß mit meiner Johanna bitte ich Sie, mir die Ausbildung dieses Kindes zu dem vorgenannten Beruf zu übergeben. Wir werden höchstwahrscheinlich in London uns häuslich niederlassen. Antonie würde, wenn Sie einwilligen, als eines unserer Kinder in unser Haus eintreten, und, wie diese, und wie meine Frau selbst, auch an häuslichen Arbeiten sich mitbetheiligen. Sie lernt dann zuvörderst mit uns Allen englisch, was schon allein dafür sehr wichtig ist, daß sie später in England und Nordamerika ihr Glück machen und Ihrem Alter eine Stütze werden kann . . . . . .

Extract.

Aus den Acten Geh. Pr. Registr. D. 145. Vol. II Fol. 143. ad No. 225. P. J. — Mittheilung des Preußischen Gesandten in Paris.

Übersetzung:

In Paris sind seit kurzer Zeit mehrere Flüchtlinge von Bedeutung angekommen, unter ihnen der Student Schurz aus Bonn, der wegen Theilnahme an der Plünderung des Siegburger Zeughauses und dem Aufstande in Baden zum Tode verurtheilt ist. Augenblicklich wird in Deutschland viel von ihm gesprochen wegen der Entweichung des Professors Kinkel, seines Lehrers, bei welcher er augenscheinlich thätig gewesen.

pp.

Paris, den 16. Januar 1851.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Brief von Gottfried Kinkel an Christian Schurz.

London, 2. März 1851.

Lieber und geehrter Bürger! Nachdem ich endlich in einem von mir selbst eingerichteten Hause wohne und mit zwei englischen Dienstmädchen ordentlich eingerichtet bin, erfülle ich gegen Sie die angenehme Pflicht, Ihnen für Ihr Vertrauen zu

danken, mit dem Sie Tonis Erziehung und die letzte Hand ihrer geistigen Ausbildung mir und meiner Frau anvertraut haben. Toni ist uns in diesen Wochen sehr lieb geworden. . . . . .

Brief von Carl Schurz an seine Eltern.

Paris, 7. März 51.

. . . . . Was Kinkel betrifft, so sind seine Verhältnisse keineswegs glänzend; die Sagen von reichen Vermächtnissen usw. sind sammt und sonders Fabeln. Er muß von seiner Feder leben und wird genug mit seiner Existenz zu kämpfen haben. Dazu liegt seine ganze Familie krank in einer Stadt, wo das Leben so rasend theuer ist. Er ist überladen mit Geschäften von aller Art und hat kaum eigentlich an seine einträglichen Arbeiten denken können. . . .

---

4 Ref(eratur)

An

des Kön(igliche) Staats-Ministers des Innern H(errn) v(on) Westphalen Excellenz

B(erlin), 17. Mai 1851.

Betr. den Studiosus Carl Schurz.

Ohne Auftrag.

Zur eventuellen bessern Verfolgung des Studiosus Carl Schurz, welcher bekanntlich London verlassen haben u(nd) am 6. d. M. von Paris aus unter falschem Namen nach Deutschland gegangen sein soll, um Actien der Anleihe der revolutionairen Parthei zu verbreiten, — beehre ich mich Ew(er) Excellenz Abschrift seines Signalements anliegend ganz gehorsamst zu überreichen.

Der Pol(izei) Präs(ident).

5 Nach Abgang wieder z(ur) V(orlage). 14. 5.

D(ecretum).

Wenn Akten oder Nachrichten über Schurz existiren, sind dieselben beizulegen. In den Kinkelschen Akten wird sich wohl Vieles über ihn befinden.

gez. Unterschrift 19. 5.

Acta Schurz S. 420 gehorsamst beigefügt.

gez. Unterschrift. 21. 5. 51.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Ew(er) Hochwohlgeboren theile ich auf das geehrte Schreiben vom 12ten d. Mts. anliegendes Signalement des Stud(iosus) Carl Schurz ergebenst mit.

Spandau, 13. Mai 1851.

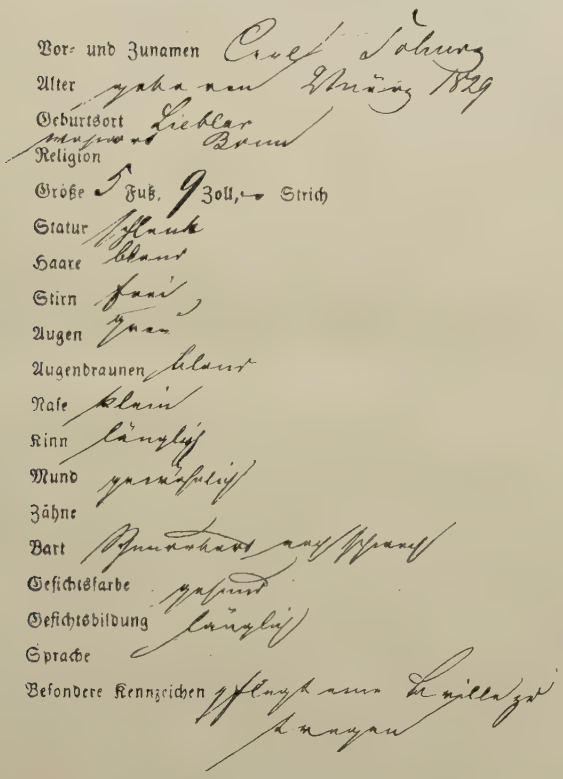
Der Staats Anwalt
i. V. Raffel.

An den Königl(ichen) Polizei Präsidenten
Herrn von Hinckeldey
Hochwohlgeboren
Berlin

Cito

1. Eine Abschrift des Signalements ist dem H(errn) Kanzlei Rath Friedrich zur Mittheilung an H(errn) p Stieber in London zu behändigen. Cancell(aria): ad 1 fact(um) F(riedrich).
2. Eine gleiche Abschrift erhält H(err) Pol(izei) Lieut(nant) Roloff p(er) cor(respondens) decr(etum) mit dem Auftrage auf den Eisenbahnhöfen die strengste Vigilanz nach dem p Schurz anzuordnen, indem an seiner Ergreifung viel gelegen und hier die Nachricht eingegangen ist, daß er versuchen wird, unter falschem Namen und vielleicht auch mit falscher Maske sich hier einzuschleichen. Sobald er betroffen wird, ist er zu verhaften und in eine Isolir-Zelle des (Pol(izei) Verwahrsams zu bringen, zuvor aber an seinem Körper genau zu visitiren und sind alle seine Sachen und Schriften ohne Ausnahme in Beschlag zu nehmen u(nd) dem Pol(izei) Rath Schulz zu überliefern. Der Gegenstand ist aber sehr secret zu behandeln.
   cop(ia) decr(eti) Cancell(aria): ad 2 gehorsamst befolgt
   den 16. 5. 51 Kl.
   den 16. 5. Nachm. 3 Uhr.
3. Ein drittes Signalement ist dem unterz(eichneten) Pol(izei) Rath zu geben für den Wochenbericht.
   Cancell(aria): ad 3 factum. 17. 5. 51 (Name).

Faksimile aus den Polizei-Akten.



Persons-Beschreibung.

Vor- und Zunamen: Carl Schurz
Alter: geboren 2. März 1829
Geburtsort: Lieblar
Wohnort: Bonn
Religion:
Größe: 5 Fuß, 9 Zoll, — Strich
Statur: schlank
Haare: blond
Stirn: frei
Augen: grau
Augenbrauen: blond
Nase: klein
Kinn: länglich
Mund: gewöhnlich
Bart: Schnurrbart noch schwach
Gesichtsfarbe: gesund
Gesichtsbildung: länglich
Sprache:
Besondere Kennzeichen: pflegt eine Brille zu tragen.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Expédié

4

Euer Excellenz beehre ich mich ergebenst Ihnen, in Antwort auf Ihr gefälliges Schreiben vom 13ten d. M., den Königl. Gesandten zu Paris auf ganz besondere Weise zu empfehlen. Derselbe hat mir bereits vor einiger Zeit seine Absicht, sich nach Paris zu begeben, zu erkennen gegeben, und ich habe ihm meine Empfehlungen an Personen daselbst, welche mir befreundet sind, zugesichert. Ich werde nicht ermangeln, dem Gesandten Schurz bei seiner Ankunft in Paris meine Aufwartung zu machen.

Berlin, d. 16 Juni 1837

Minister des auswärtigen Angelegenheiten

J. A.

(gez.) v. Dalwigk.

An den Königl. Hannov. Minister des Innern

Herrn von Westphalen, Excellenz.

Le Sieur Schurz, bien connu en Allemagne pour sa participation à l'évasion du professeur Wirth et qui, depuis, s'était occupé à Londres de la formation d'un comité révolutionnaire Allemand, était arrivé à Paris depuis quinze jours. Il y continuait ses menées démagogiques et servait d'intermédiaire et de principal chef entre les revolutionnaires allemands de Paris et ceux de Londres et des pays d'outre-Rhin. M. le Préfet de Police a lancé contre lui un mandat d'amener qui a été mis à exécution; on a fait ensuite chez lui une saisie de papiers dont quelques uns ont de l'importance.

Schurz a été relâché, mais avec ordre de quitter la France dimanche prochain.

Copie.

Euer Exzellenz beehrt sich das unterzeichnete Ministerium, die beifolgende, dem Königl. Gesandten zu Paris aus ganz sicherer Quelle zugegangene Notiz über den bekannten Schurz mit dem ganz ergebensten Bemerken mitzuteilen, daß der gedachte Gesandte bereits veranlaßt worden ist, sich womöglich die bei dem p. Schurz in Beschlag genommenen Papiere im Original oder in Abschrift zu verschaffen.

Berlin, den 16. Juni 1851.

Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten
I. A. (gez.) v. Bülow.

An den König-Staats- und Minister des Innern
Herrn von Westphalen, Exzellenz.

Le Sieur Schurz, bien connu en Allemagne pour sa participation à l'évasion du professeur Kinkel et qui, depuis s'était occupé à Londres de la formation d'un comité révolutionnaire Allemand, était arrivé à Paris depuis quinze jours. Il y continuait ses menées démagogiques et servait d'intermédiaire et de principal chef entre les révolutionnaires allemandes de Paris et ceux de Londres et des pays d'outre-Rhin. Mr. le Préfet de Police a lancé contre lui un mandat, d'amener qui a été mis a exécution; on a fait ensuite chez lui une saisie de papiers, dont quelques uns ont de l'importance.

Schurz a été relâché, mais avec ordre de quitter la France dimanche prochain.

Extract London, den 16. Juni 1851.
ad acta Schurz
gezeichnet H(inckeldey). 4. 7.

Schurz ist am Freitag abend wieder zurück von Paris nach London gekommen, er wohnt wieder bei Kinkel.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

An das

Königliche Polizei-Präsidium

zu Berlin.

Soeben geht mir eine glaubwürdige Nachricht zu, daß Carl Schurz sich seit 8 Tagen und noch jetzt in Bonn oder der Umgebung von Bonn, und wahrscheinlich in einem dortigen Orte, der die Heimath Kinkels sein soll, aufhalte, und mit einem englischen Pass versehen sei, auf welchen er in der Eigenschaft eines Handlungs-Commis für das Haus eines Wollhändlers reisen soll. Ich habe das Ober-Präsidium zu Coblenz direct hiervon benachrichtigt, nehme aber aus Personal-Gründen Anstand, diese Meldung durch den Telegraphen nach Berlin zu machen. Es wäre wünschenswerth, das Signalement des p. Schurz hier u. in Mainz zu besitzen, hier wenigstens existirt es nicht.

Frankfurt, 31. July 1851.

Die Königliche Residentur.

I. A. v. Bismarck.

---

1. Scrib. An die

Königl. Preuß. Residentur

in Frankfurt a. M.

Der pp. für die sehr gefällige Mittheilung über Carl Schurz verbindlichst dankend, verfehlt das unterz. Pol. Präs. nicht, das gewünschte Signalement desselben in der Anlage ganz ergebenst zu überschicken mit der Bitte, es auch nach Mainz gefälligst mitzutheilen.

Berlin, 2. 8. 1851.

2. Nach Abgang

dem Ex. Geh. Präs. Sekr. Schmidt zur Aufnahme in den Wochenbericht.

3. Sodann ad acta. gez. Lüdemann.

Stempel Für richtige Abschrift:

gez. Unterschrift. Kanzlei-Secretär.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

An das Königl. Policeipräsidium
zu Berlin.

pr. 23. 5. 51. P. J.
Abds. 7½ Uhr.

Gebn. den 23ten Mai 1851.

Betrifft den Flüchtling Carl Schurz.

D(ecretum)
Die Po(icei) Beamten sind bereits zur strengsten Vigilanz auf Schurz angewiesen und bedarf es bei dem allgemein bekannten Rufe desselben einer Wiederholung jener Weisung nicht.
Indess
dem H(errn) Roloff
vorzulegen, um die Vigilanz auf die Abgehenden auf den Bahnhöfen zu verschärfen, damit wenn Schurz hier sein u(nd) abreisen sollte, er erkannt u(nd) ergriffen werde.
gez. Hinckeldey.
5/6.

Die Controllbeamten auf den Bahnhöfen sind in Folge vorstehender hoher Verfügung zur strengsten Vigilanz auf die Abreisenden erneuert angewiesen.
B(erlin) 5/6. 51.
gez. Roloff
Polizei-Lieutenant.

ganz unwahrscheinlich!

Cito
D(ecretum)
1. H(errn) Hauptm(ann) Patzke u(nd) 2. H(errn) Kr(iminal) K(ommissar) Lieut(enant) Goldheim z(ur) K(enntnisnahme) 3. sodann ad acta Schurz H(inckeldey) 16. 6. L(ü)d(emann) (unles. Unterschrift) 6. 6. Kenntniß genommen Patzke 6. 6. 51. Ganz gehorsamst Kenntniß genommen.
Berlin 10. 6. 51 Goldheim. ad acta (H(inckeldey) 16. 6.

Durch den diesen Morgen an mich gegangenen Oberpräsidialerlaß v. 19. d. (O. P. 2073 II A.) bin ich zur Vigilanz auf den politischen Flüchtling Carl Schurz, den 2ten März 1829 zu Lieblar geboren, 5 Fuß 9 Zoll groß, blond und vor der Flucht in Bonn angewiesen.

Als ich gestern abend auf dem Frankfurther Bahnhof zu Berlin eine Stunde vor Abgang des Breslauer Nachtzuges eintraf u. bis zu diesem in der Passagierstube der 3ten Klasse verweilte, fiel mir dort eine Persönlichkeit auf, die sich mit einem andern, anscheinend abreisenden jungen Mann in französischer Sprache angelegentlich unterhielt. Das heute erhaltene Signalement des Carl Schurz konnte auf diese in grau, etwas nachlässig gekleidete Person passen, und da sie nicht mit abgehen zu wollen schien, so verfehle ich nicht, dem Königl. Policei Präsidio hiervon ergebenst Mittheilung zu machen.

Guben, den 23ten Mai 1851.

Der Landrathsamtsverweser
Kreis Deputirte
gez. Unterschrift.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Brief von Carl Schurz an seine Eltern.

1 Henstridge Villas

St. Johns Wood, London, 25. Okt. 51.

. . . . . Einige Tage nach meiner Abreise von London ging Kinkel nach Nordamerika ab. Der Zweck seiner Reise ist die Agitation für die deutsche Nationalanleihe, die wir von London aus unternommen haben. Kinkel hält nun in den großen Städten Amerikas Massenversammlungen, fordert sie zur Beteiligung an der deutschen Anleihe auf und organisiert den Betrieb des ganzen Geschäfts auf dem dortigen Continent. Seine Erfolge sind colossal. Wöchentlich zwei Mal bekomme ich von Amerika ein großes Paket Zeitungen, welche von den Massenversammlungen Kinkels, seinen Reden und der enthusiastischen Betheiligung der Amerikaner an der deutschen Anleihe voll sind. Bisher sind über zwei Städte, Philadelphia und Baltimore, die Detailberichte gekommen. Die Aufnahme K.'s war über alle Maßen herzlich; Festessen, Ehrengeleit, Serenaden, Deputationen wetteiferten miteinander und die nach den Versammlungen eingezahlten Summen zeigten zur Genüge, daß diese Begeisterung kein bloßes Strohfeuer sei. In Philadelphia wurde der Mayor (Bürgermeister) Mitglied des Anleihecomités und in Baltimore bot sich der dortige Mayor an, die große Massenversammlung für deutsch- und englischredende Amerikaner zu veranstalten und zu leiten. Die Sache nimmt immer mehr einen offiziellen Charakter an. . . . . .

Abschrift.

London, d. 31. März 1852.

Das Original dieses soeben eingegangenen Briefes ist dem Herrn Chef vorgelegt worden. gez. Unterschrift.

abends 8¼ Uhr. 2. 4.

Herr Präsident!

Gestern habe ich mit einigen Notizen, welche von mir gefordert waren, Herrn Director Schultz die Mittheilung gemacht, daß der bekannte Schurz aus Bonn, dessen Reise nach Deutschland von Paris aus gemeldet war, nicht dorthin, sondern sich nach Brüssel, Paris und der Schweiz im Auftrage des Bundes begeben habe. Seit gestern hat sich die Sache geändert und ich beeile mich, Folgendes anzuzeigen.

Kinkel hat gestern einen Brief von Rodbertus erhalten, in Folge dessen er heute Morgen zu Meyer gegangen ist. Das Ergebnis der Unterredung war, daß beschlossen wurde, Schurz solle auch nach Königsberg und Berlin, möglicher Weise auch nach Dresden gehen. Schurz trägt einen falschen Bart, k e i n e Brille, eine graue Mütze, schwarzen Oberrock und Mantelüberwurf; er hat einen falschen Paß auf den Namen eines Kaufmanns, der Paß muß hier visiert sein, denn Schimmelpfennig hat auf Techows Frage deswegen geantwortet, daß der Paß in Ordnung für Frankreich sei, Nachforschungen in den Gesandtschaften ohne Erfolg.

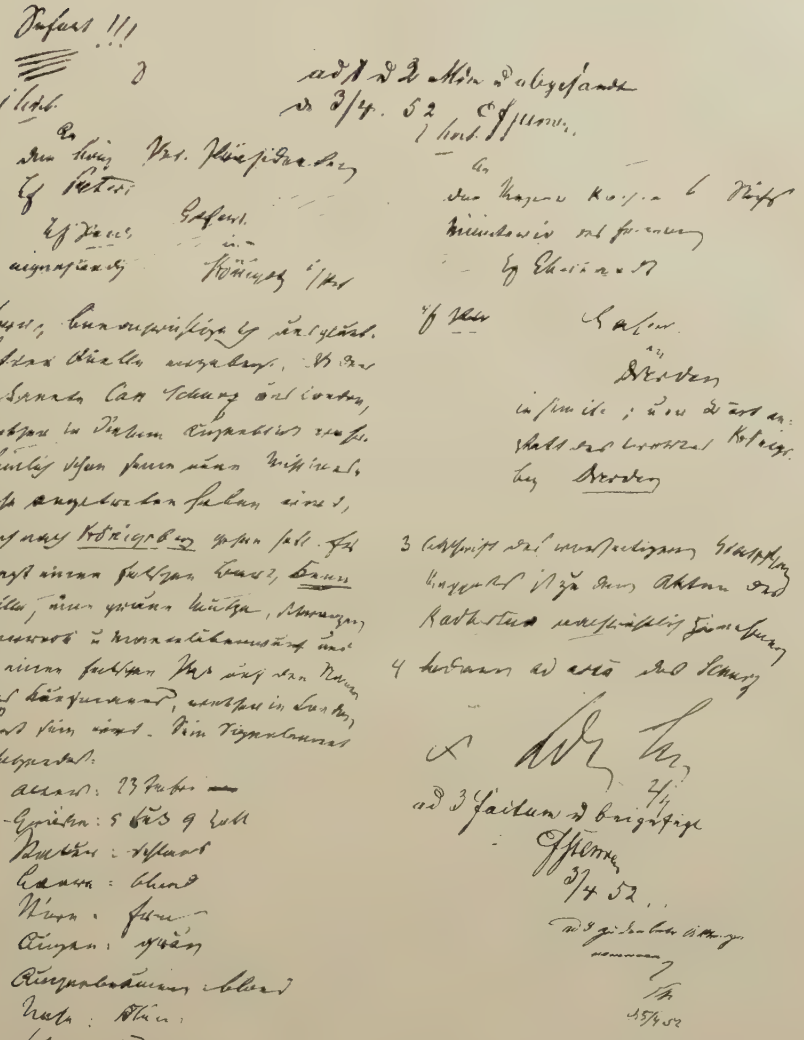
Alle übrigen Berichte kommen der Sicherheit wegen mit dem am 2. von hier abgehenden Courier.

Treu ergebenst: gez. Greiff.

Im Augenblick meiner Abreise nach Paris, wohin ich gerufen bin.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Faksimile aus den Polizei-Akten.



Pr. Br. Rep. 30. Berlin.
C. Polizei Präsidium Tit. 94. S. 420.
S o f o r t ! ! ! D(ecretum)
1 S c r i b (atur)

An den Königl(ichen) Pol(izei) Präsidenten
H(errn) Peters Hochw(ohlgeboren)
in Königsb(erg) i(n) Pr(eußen) eigenhändig

Ewer pp benachrichtige ich aus glaubhafter Quelle ergebenst, daß der bekannte Carl Schurz aus London, welcher in diesem Augenblick wahrscheinlich schon seine neue Missions-Reise angetreten haben wird, auch nach K ö n i g s b e r g gehen soll. Er trägt einen falschen Bart, k e i n e B r i l l e, eine graue Mütze, schwarzen Oberrock u(nd) Mantelüberwurf und hat einen falschen Paß auf den Namen eines Kaufmanns, welcher in London gehörig visirt sein wird. Sein Signalement ist folgendes:

Alter: 23 Jahre
Größe: 5 Fuß, 9 Zoll
Statur: schlank.
Haare: blond
Stirn: frei
Augen: grau
Augenbrauen: blond
Nase: klein
Kinn: länglich
Mund: gewöhnlich
Gesichtsfarbe: gesund
Gesichtsbildung: länglich
Besondere Kennzeichen: pflegt sonst eine Brille zu tragen.

gez. Unterschrift. 2. 4.

---

2 S c r i b (atur)
An den Regier(ungs) Rath im K(öniglich) Sächs(ischen) Ministerio des Innern H(errn) Eberhardt (Hochw(ohlgeboren) in Dresden in simili; nur kommt anstatt des Wortes Königsb(erg) D r e s d e n.
ad 1 und 2 M(un)d (u)m u(nd) abgesandt d. 3. 4. 52.

gez. Unterschrift.

3 Abschrift des vorseitigen Greiffschen Rapports ist zu den Akten des Rodbertus nachrichtlich zu nehmen,

4 sodann ad acta des Schurz 3 Unterschriften. 2. 4.
ad 3 factum und beigefügt 3. 4. 52
ad 3 zu den betr. Akten genommen 5. 4. 52.

Sofort. (Dec(retum).

1 Exped(iatur T e l e g r (a p h i s c h e) D e p e s c h e.

Berlin, 3. April 1852.

Das Policei-Präsidium an den Pol(icei) Lieutenant Rose in Minden.

Carl Schurz kommt nach Deutschland, insbesondere nach Preußen u(nd) ist daher die Fremden-Controlle auf das Strengste zu verschärfen. Er trägt einen falschen Bart, keine Brille, eine graue Mütze, schwarzen Oberrock u(nd) Mantelüberwurf u(nd) hat einen falschen Paß auf den Namen eines Kaufmanns, welcher in London gehörig visirt sein wird. Er ist 23 Jahre alt, 5 Fuß 9 Zoll groß, schlank, blond, freier Stirn, grauer Augen, kleiner Nase, länglichen Kinnes, gesunder Gesichtsfarbe u(nd) länglicher Gesichtsbildung.

Kostenfrei zu befördernde reine Staatssache.

2 Exped(iatur) desg(leichen)
an den Pol(icei) Dir(ektor) Geiger in Cöln,
3 Exped(iatur) desg(leichen)
an den Pol(icei) Dir(ector) Haßlacher in Aachen,
4 Exped(iatur) desg(leichen)
an den Wachtmeister Grebin in Wittenberge,
5 Exped(iatur) desg(leichen)
an den Landrath v(on) Schlottheim in Stettin.

Lüdem(ann).

Sch. 3/4. 52.

M(undirt) u(nd) abges(andt) 4 Depeschen.
d(en) 3/4. 52.

gez. Lüdemann.

Pro Regio Extract ex actis Geh. Präs. Registratur.
B. 176.

Nach einem Bericht des Preußischen Gesandten zu London, Ritter von Bunsen vom 8. Juli cr. an S. Exc. den Minister Präsidenten von Manteuffel soll der berüchtigte Carl Schurz in Beglei-

tung des Arnold Ruge sich über Dover nach Deutschland begeben haben. Schurz soll schon vor dem 26. Juni cr. im Preußischen und zwar als Frauenzimmer gewesen sein.

Der Minister des Innern fordert unter dem 10. Juli cr. über diese Angelegenheit Bericht, und empfiehlt die größte Umsicht und Anstrengung zur Habhaftwerdung des Schurz und Ruge.

In Folge dieses Erlasses wird Seitens des Herrn Policei Director Schulz am 11. Juli cr. 2849 P. J. eine verschärfte Kontrolle angeordnet.

Eine unterm 11. Juli cr. 2850 P. J. eingeholte gutachtliche Äußerung des Policei-Raths Stieber stellt, mit Bezugnahme auf ein Schreiben des Polizei-Lieutenant Greif, den Erfolg sehr in Frage.

Unterm 11. Juli cr. 2845 P. J. ist der Policei Chef Goßler zu Hamburg, der Senator und Policei Chef Mohr in Bremen, der Ober-Präsident von Duesberg zu Münster; der Ober-Präsident von Witzleben in Magdeburg, die königl. Preußische Residentur in Frankfurt am M., der Königl. Sächsische Regierungs-Rath Eberhardt in Dresden, der Königl. Preußische Gesandte zu Carlsruhe von dieser Angelegenheit in Kenntnis gesetzt worden.

Letzterer giebt mittelst Schreiben vom 20. Juli cr. 3196 P. J. Nachricht, daß er den badenschen Behörden von der Ankunft Schurz' und Ruge's in Deutschland Mittheilung gemacht habe.

Der Policeidirektor Schulz berichtet unterm 12. Juli cr. 2848 P. J., daß in Folge der Benachrichtigung von der Reise des Schurz und Ruge überall hin die umfassendsten Maaßregeln zur Ergreifung beider angeordnet seien, indessen sei bisher kein Erfolg erzielt worden; die ganze Sache scheine vielmehr eine Mystification zu sein.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß der Schwester der bei der Flucht des Professor Kinkel behülflich gewesenen Carl Schurz, Antonie Schurz, 16 Jahre alt, unterm 7. d. M. von der Königlichen Gesandtschaft zu London ein Paß-Visa für den Reisepaß der Frau des Kinkel, auf welchem die

p. Schurz mit aufgeführt steht, zur Reise nach Bonn über Ostende ertheilt worden ist.

Berlin, den 19. Juli 1852.

Der Minister des Innern.
Im Auftrage: gez. Unterschrift.

An den
Königlichen Ober-Präsidenten Herrn von Kleist-Retzow
Hochwohlgeboren zu Coblenz.

Aus „Acta des Königl. Policei-Präsidii zu Berlin betreffend den Studenten Carl Schurz".

Extract aus den Wiener Mittheilungen, 28. 11. 57. 2698 P. J.

Dem Gottfried Kinkel in London geht es insofern gut, als er durch seine und seiner Frau Industrie im Lehrfache sich ein jährliches Einkommen von einigen tausend Thalern zu verschaffen weiß. Auch hat derselbe Zutritt und Schutz in besseren Häusern, selbst in aristokratischen Häusern zu erlangen gewußt. Anstrengungen, die er im Kampfe um sein tägliches Brot zu machen genötigt ist, haben jedoch seine beste Kraft bereits consumirt, sodaß er persönlich wohl nicht mehr sehr gefährlich werden dürfte. Kinkel hat übrigens noch immer über eine Summe von ca. neun tausend Thalern zu Gunsten einer Erhebung in Deutschland zu disponieren. Dieses Geld liegt in der Bank von London, und wird auch zu Unterstützungen für bettelarme Flüchtlinge verwendet. Derselbe ist der Rest von den Summen, welche zur Revolutionirung Deutschlands in America gesammelt wurden. Schließlich sollen die politischen Beziehungen Kinkels in diesem Augenblick völlig unbedeutend sein.

Aus „Acta des Königl. Policei Präsidii zu Berlin betreffend den ehemaligen Professor Kinkel".

Berliner Volkszeitung vom 20. November 1850.

Johanna Kinkel ist (wie der N. Z. aus London vom 16. geschrieben wird) eines plötzlichen Todes verstorben. Ihr Mann hatte sie am Morgen munter und nach ihrer Art wohl verlassen; von seinen Geschäften heimkehrend, findet er sie im Garten, eine

Leiche. Die unter diesen Umständen nöthig gewordene Totenschau hat ergeben, daß das Herz ungewöhnlich erweitert war. Das Verdikt ist noch nicht erfolgt. In ihrer engeren Heimath ist die Verstorbene wohl bekannt; die Freunde, mit denen sie hier gelebt, hingen mit seltener Liebe an ihr; und alle Deutschen wußten, wie sie jedes Opfers fähig, wie sie durch allen Wechsel den Glauben an das Ideale, in allen Leiden die Liebe zum Vaterlande treu bewahrte.

Brief von Carl Schurz an Gottfried Kinkel.

Milwaukee, Dec. 26. 1858.

Mein liebster Freund. Wir haben Alles durch die Zeitungen erfahren[1]). Wir saßen auf meinem Zimmer mit Anneke und seiner Frau zusammen, als ein Freund mich herausrufen ließ und mir ein Blatt gab, das die ganze Nachricht enthielt. Kein Schlag hätte uns so unerwartet treffen und keiner alle anderen Gedanken so plötzlich zum Stocken bringen können. Daß ich keinen Brief von Dir erhielt, ist mir nicht unerklärlich gewesen. Man kann nicht immer schreiben und was Du mir hättest schreiben können, wußte ich ja ohnedies, da ich Dich kenne. Du erwartest gewiß nicht, daß ich mich dazu zwingen sollte, Dir Trostesworte zu sagen. Ich könnte das vielleicht, wenn ich Deinen Schmerz nicht verstände. Auch ist das Nichts für Männer, die dem Schicksal schon so oft in die Augen gesehen haben, und wer weiß wie oft noch in die Augen sehen werden . . .

Berliner Volkszeitung vom 22. September 1859.

A m e r i k a :

Am 31. August ist im Staate Wisconsin der bisherige Gouverneur mit 118 Stimmen wiedergewählt worden. Der von den Deutschen aufgestellte Gegenkandidat, Carl Schurz, der Freund und Befreier Kinkels, erhielt 48 Stimmen.

---

[1]) nämlich den Tod Johanna Kinkels.

Berliner Volkszeitung vom 25. April 1861.

Aus Zürich 15. April:

Die Nachricht von der Ernennung des Herrn Carl Schurz zum Gesandten der Vereinigten Staaten an den Hof von Madrid erregt hier, namentlich in den Flüchtlingskreisen, eine freudige Sensation. Schurz steht jetzt im Alter von etwa 34 Jahren.

Der jetzige Gesandte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Madrid, Carl Schurz, beabsichtigt durch die preußischen Staaten sich nach New York zurückzubegeben. Ew. Exz. setze ich hiervon mit dem ergebensten Ersuchen in Kenntnis, die Polizeibehörden und -Beamten der dortigen Provinz gefälligst schleunigst anweisen zu wollen, der Durchreise des Schurz kein Hindernis in den Weg zu legen.

Berlin, den 28. Dezember 1861.

Der Minister des Innern.
gez. Graf von Schwerin.

An den Königl. Wirkl. Geh. Rath und Ober-Präsidenten
Herrn von Pommer-Esche, Exz. zu Koblenz.

Mitteilung dieses Schreibens soll allen polizeilichen Behörden der Rheinprovinz zugehen.

Ausschnitt aus Nr. 534 der „Vossischen Zeitung" v. 15. 11. 82.

Johann Gottfried Kinkel, der Jahrzehntelang vom heimatlichen Boden verbannt gewesene Dichter, Kunsthistoriker und Politiker, ist in der Nacht vom Montag zum Dienstag in Folge eines Schlaganfalls, welcher ihn am Sonntag getroffen hatte, in Zürich gestorben.[1])

Zürich, den 16. November 1882.

Das Programm bei Kinkels Beerdigung ist folgendes:

Erster Redner Namens der Professoren ist Professor Scherr: dann kömmt ein Student, beide im Hause; am Grabe spricht ein Vertreter des Deutschen Arbeitervereins „Eintracht".

---

[1]) Kinkel war seit dem Jahre 1866 in Zürich Professor der Archeologie und Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum.

CARL SCHURZ.

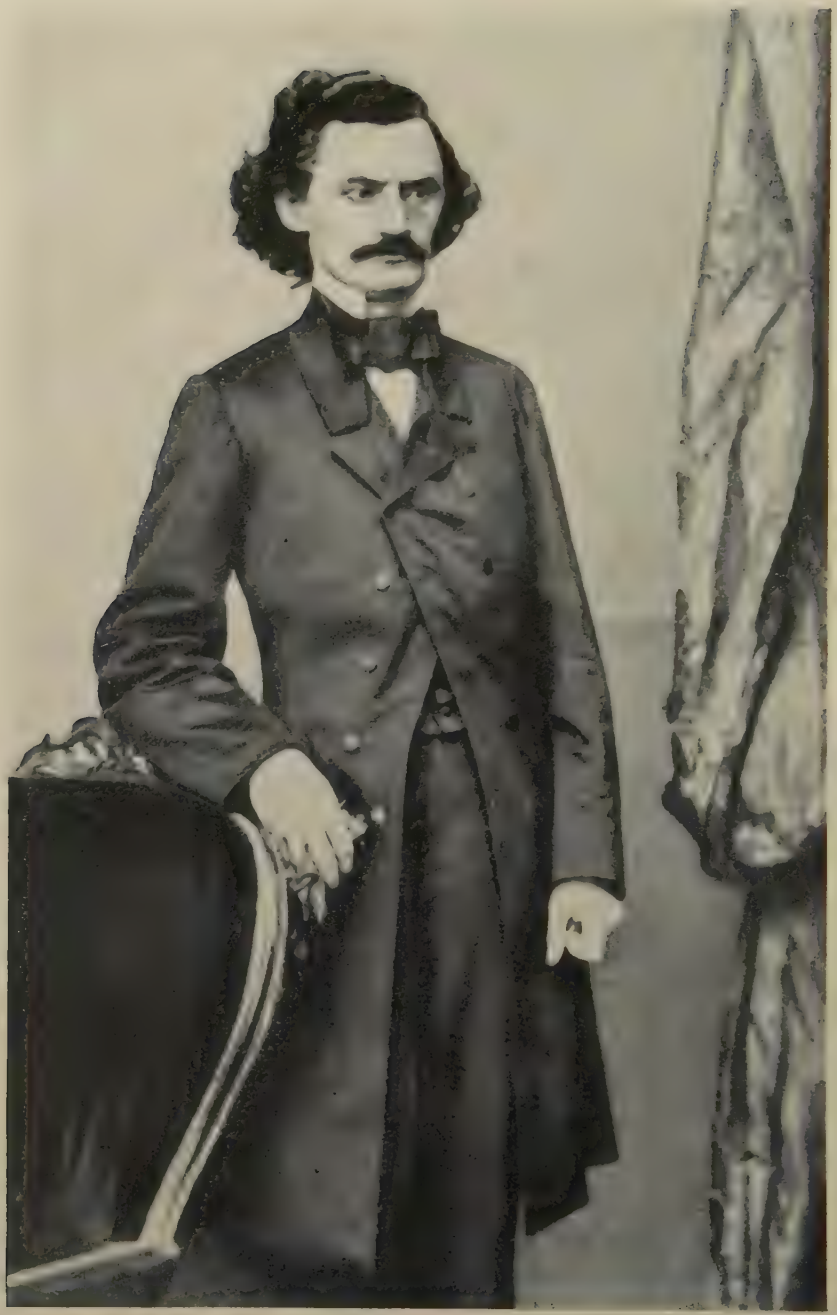
Von

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. phil. Dr. jur. Hermann Schumacher,
Ehrendoktor der Rechte der Columbia-Universität in New York.

Ein lebendiges Bild des Wirkens und Wesens von Carl Schurz läßt sich allein aus seinen Taten, Reden und Schriften schwer gewinnen. Die eigenartige Stellung, die er im Leben der Vereinigten Staaten eingenommen hat, ist voll nur aus seiner Persönlichkeit zu begreifen. Das hat jeder tief gespürt, der ihm im Leben begegnen durfte. Denke ich an die eigenen Besuche in seinem schlichten Heim in New York oder auf seinem kleinen Landsitz in Tarrytown zurück, so ist eins mir stets für diesen merkwürdigen Mann besonders charakteristisch erschienen. Sprach man mit ihm über das Land seiner Geburt, dann überwog in seiner Stimme die Molltönung, und in seinen Augen strahlte ein milder Glanz, und sie schweiften in die Weite, nicht nur wehmütig in die einstige Heimat, sondern fast schwärmerisch in noch viel weitere Ferne; ging dann aber das Gespräch auf das neue Heimatland des reifen Mannes über, dann spannten sich die Züge seines von rotem Haar umrahmten ausdrucksvollen Gesichts, reckte sich seine ungewöhnlich hagere Gestalt, fingen die Augen an zu blitzen und drang mehr und mehr in der Stimme eine Durtönung durch. Nie habe ich in einem Manne ähnlich zwei Phasen seiner Entwicklung gleichzeitig vereinigt gesehen: den enthusiastisch nach hohen Zielen jagenden Jüngling und den im politischen Kampf voll Mut, aber auch nicht ohne Resignation stehenden reifen Mann. Dieser eindrucksvolle Dualismus erscheint mir auch heute noch als Hauptbesonderheit im Wesen von Carl Schurz, als Hauptgeheimnis seiner großen Erfolge und auch tiefen Enttäuschungen.

Die Deutsch-Amerikaner gliedern sich, wie mir scheint, in drei Gruppen. Die erste bilden jene, bei denen sich nur eine oberflächliche fremde Decke über ihr Deutschtum gelagert hat und deutsches Empfinden nicht eine Schwächung, sondern eher durch reibungslose Ferne eine Stärkung erfahren hat. Als ihr hervorragendster Vertreter ist mir immer der kürzlich im Patriarchenalter verstorbene Albrecht Pagenstecher, der als einer der frühen industriellen Organisatoren in den Vereinigten Staaten so manche amerikanische Zeitung mit Papier versorgt hat, erschienen. Ich

habe keinen besseren Deutschen als ihn kennengelernt. Manche könnten hier noch genannt werden bis hinab zu jenen Kegelvereinlern und Skatbrüdern, die im ganzen Leben nicht lernen, einen richtigen englischen Satz zu sprechen. Ihnen stehen als zweite Gruppe diejenigen gegenüber, bei denen Deutschtum und Amerikanertum sich zu einer neuen Einheit, deren Mischungsverhältnis natürlich vielerlei individuelle Verschiedenheiten aufweist, verschmelzen. Für sie ist charakteristisch, daß hier das Bewußtsein für die Grenze zwischen den beiden zusammengeschmolzenen Bestandteilen geschwunden ist. Hervorragende Vertreter dieser zweiten Gruppe sind in der Generation von Carl Schurz: sein nächster Freund aus seiner Studienzeit, Abraham Jacobi, der bedeutende New-Yorker Arzt, dem die seltene Auszeichnung eines Rufes an die Berliner Universität zuteil geworden ist; das frühere Mitglied des Frankfurter Parlaments Hugo Wesendonck, der liebenswürdige und verehrte Begründer der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft in New York; und Gustav Schwab, der Enkel des bekannten Dialektdichters und verdiente langjährige Führer der amerikanischen Kaufmannschaft deutscher Herkunft. Diesen beiden kopfreichen Gruppen schließt sich endlich eine dritte an, für die es kennzeichnend ist, daß die Grenze zwischen Deutschtum und Amerikanertum stets klar im Bewußtsein bleibt. Von der älteren Generation kann zu ihr der treffliche Franz Lieber, der deutsche Geschichtsbildung zur wissenschaftlichen Begründung der Verfassungsgrundsätze der Vereinigten Staaten verwendete, gezählt werden; ihr hervorragender Hauptvertreter ist unzweifelhaft Carl Schurz gewesen. Wenn je zwei Seelen in einer Brust lebten, war es bei ihm der Fall. Die deutsche und die amerikanische Seele hat er mit Liebe in sich gehegt und beide mit feinem Verständnis für ihre Besonderheiten zu hoher Kultur entwickelt. Sie lebten gleichsam selbständig nebeneinander, befruchteten sich gegenseitig und gehorchten doch zugleich der sammelnden Kraft eines zielbewußten Willens. Carl Schurz hätte nie für Amerika die hohe Bedeutung, die ihn auszeichnet, gewinnen können, wenn er nicht die starken Wurzelkräfte seines Deutschtums lebensvoll sich bewahrt hätte, und er würde für uns in Deutschland nicht im Leben und im Tode die bedeutsame Vermittlerrolle spielen, wenn er nicht seiner neuen Heimat mit allen Kräften seiner starken Seele sich hingegeben hätte.



Carl Schurz 1861

Dieser Dualismus hat das ganze Mannesalter von Schurz gestaltend durchzogen. Aus ihm hat er Kräfte gewonnen, die ihn nicht nur über die breite Masse der amerikanischen Berufspolitiker, sondern auch vielfach über die auserwählte Schar gleichstrebender Freunde emporhoben; aus ihm erwuchsen ihm aber auch Konflikte, die immer wieder — während des Bürgerkrieges wie später in der langen Friedenszeit — ganz ungewöhnliche Anforderungen an die lautere Mannhaftigkeit seines Charakters stellten. Wenn etwas Heroisches und Tragisches sein Wirken und Wesen durchziehen, ist dieser Dualismus ihr gemeinsamer Nährboden.

Er hat sich ihm selbst sowie der Mitwelt und Nachwelt vielleicht am deutlichsten am Ende seines Lebens enthüllt. Als Schurz auf dringenden Wunsch seiner Kinder an die Abfassung seiner Lebenserinnerungen ging, hatte er ursprünglich die Absicht, sie in der englischen Sprache, die in seinem Hause überwog, zu schreiben. Als aber die Jugendzeit mit ihrem heißen Streben und ihren mutigen Kämpfen, ihrer reichen Freundschaft und gefährlichen Feindschaft ihm wieder voll lebendig wurde, da sträubte sich seine englische Feder. Er konnte das deutsche Erleben nur in deutscher Sprache erzählen. Als er dann aber an den jähen Aufstieg und bunten Wechsel seines amerikanischen Lebens kam, da empfand er es als unmöglich, die begreifliche Absicht, sein Werk im Interesse der Einheitlichkeit in der deutschen Muttersprache fortzusetzen, auszuführen. Was er auf amerikanischem Boden erlebt hatte, konnte er lebensvoll nur einem amerikanischen Publikum in englischer Sprache berichten. Und diese Schwierigkeiten bestanden nicht etwa nur in der Einbildung. Sie waren so groß, daß sie auch für die erst nach dem Tode erfolgte Herausgabe seines letzten Werkes hätten bestimmend sein sollen. Zwar ließ sich die Übersetzung des ersten deutschen Teiles ins Englische leicht und glatt durchführen; der zweite amerikanische Teil stellte aber einer Übersetzung ins Deutsche solche Schwierigkeiten entgegen, daß sie befriedigend überhaupt nicht überwunden werden konnten. Äußere Gründe und Rücksichten haben leider trotzdem zu ihr genötigt.

Äußerlich stellen der deutsche und amerikanische Abschnitt dieses Lebens zwei sehr ungleiche Teile dar. Der deutsche Abschnitt reicht bis zum dreiundzwanzigsten Lebensjahr, also bis zu der Lebenszeit, in der ein deutscher Student normalerweise sein

Studium zu beenden pflegt. Stets ist die Studienzeit in Deutschland eine Zeit nicht nur des Lernens und Vorbereitens, sondern auch des freien Wortes, des frohen Sanges und der treuen Freundschaft. In seltenem Maße hat sie sich als solche auch bei Schurz erwiesen. Niemals hat jemand mit tieferer Überzeugung aus Binzers Studentenliede: „Frei ist der Bursch", das die deutschen Universitäten im Fluge sich erobert hatte, die Verse gesungen:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht."

Und obwohl die damals aufkommende neue Wendung:

„Wer die Wahrheit kennt und sagt sie frei,
Der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei"

in häßlicher Polizeiwillkür eine betrübliche Berechtigung fand, ist der fast pathetische Mut der Überzeugung — diese „intellectual honesty", wie die Amerikaner später sagten — zur ernsten Maxime seines Lebens für Schurz geworden. Stets ist er ihr treu geblieben. Aber damit hat er sich nicht begnügt; sollten mannhafte Worte nicht verächtlich werden, mußte ihnen auch der Entschluß zur Tat entsprechen. Darum hat Schurz auch immer klar und kühn und rücksichtslos gegen sich selbst die Konsequenzen aus seinen tiefer Überzeugung entstammenden Worten gezogen, fast tollkühn in den revolutionären deutschen Wirren, tapfer im wechselnden Schlachtenglück des amerikanischen Bürgerkrieges und mit nicht geringerer „Zivilcourage" in den vielen Wandlungen der amerikanischen Parteipolitik.

Diese mannhaften Ideale des deutschen Studentenlebens kommen nirgends schöner zum Ausdruck als in dem Deutschen Kommersbuch, jener großen Sammlung deutscher Studentenlieder, der kein Volk Ähnliches zur Seite stellen kann; seine Weisen durchklingen erfrischend und erfreuend das Leben jedes Deutschen, der wahres Studentenleben kennengelernt hat; so hat auch das deutsche Studentenlied viel zur begeisterten Vorliebe beigetragen, die Schurz sein Leben lang für das deutsche Lied empfunden und betätigt hat. Auch als Zeit edler Freundschaft hat sich die Studentenzeit bei ihm bewährt. Freundschaft liegt seiner waghalsigen Befreiungstat in Spandau mit zu Grunde, und das feine Verständnis edler Freunde hat ihn immer wieder gestärkt, wenn seine charaktervollen Entscheidungen nicht nur Kopfschütteln, sondern auch Angriffe und Verdächtigungen bei den einseitigen und engen Parteigenossen hervorriefen.

Die Studienzeit von Schurz gewann jedoch dadurch ein ganz besonderes Gepräge, daß diese Zeit der individuellen Gärung und Reifung bei ihm mit der gärenden Zeit zusammenfiel, in der das deutsche Volk im Kampfe mit überlebter Kleinstaaterei und ängstlicher Polizeiwirtschaft zu politischem Wollen heranreifte. Stets mehr in der Zukunft als in der Gegenwart lebend, fühlte sich die deutsche studierende Jugend in großer Zahl zur Vorkämpferin für die Ideale der Zeit, für nationale Einheit und politische Freiheit, berufen. Dadurch hat damals das Studentenleben im Rahmen des gesamten deutschen Volkslebens eine Stellung gewonnen, die ihm im Grunde kaum zukommt. Diese Verschmelzung des schicksalvollen Ringens um die Zukunft hat in keinem anderen deutschen Studenten eine so kraftvolle und folgenschwere Form wie in Carl Schurz angenommen. Vor allem unter dem Einfluß Gottfried Kinkels, mit dem ihn bald Freundschaft verband, hat er seine jugendliche Feuerseele mit politischer Freiheitssehnsucht vollgesogen. Als sein Lieblingslehrer in Gefangenschaft geriet, gab es daher für den Schüler keine Wahl. Tolle Streiche, die vorzugsweise die Polizei zur Zielscheibe haben, sind von jeher mit dem deutschen Studentenleben verbunden. Schurz hat sie mit seiner tollkühnen und doch bedächtigen Befreiung Kinkels gleichsam ins Heroische gesteigert und sich mit dieser Tat einen Platz in der politischen Geschichte des deutschen Volkes gesichert. Selbst in damaliger Zeit hat die Romantik, die deutschem Studentenleben stets eigen war, nirgends eine geschichtlich so bedeutsame Steigerung erfahren wie bei Carl Schurz. Darum konnten seine Lebenserinnerungen in der kurzen Spanne Zeit, die er auf deutschem Heimatboden verlebte, zu einem stattlichen Bande anschwellen, der durch seinen packenden Inhalt wie durch die Kunst der Darstellung zum Besten der erzählenden deutschen Literatur gehört. Oft hat man auf amerikanischer Seite — auch sachverständige und wohlwollende Beurteiler können hier genannt werden — gesagt, die deutsche Universität sei eine so einseitige Anstalt des Lernens und Forschens, daß die Charakterbildung der deutschen Studenten dabei zu kurz kommt. Das Leben von Carl Schurz sollte genügen, an diesem Urteil stutzig zu machen, das sich heute vielfach aus einer Verwechselung doktrinärer Maßnahmen der Unterrichtsbürokratie mit dem lebendigen Geiste des deutschen Studentenlebens erklärt.

Carl Schurz um 1880

Auch der zweite Abschnitt des Lebens von Carl Schurz, der 54 Jahre in Amerika umfaßt, entbehrt nicht eines stark romantischen Reizes. Man vergleiche nur jene Schilderung von Schurz, wie er 1852 als deutscher politischer Flüchtling kurz nach seiner

Ankunft im fremden Lande „lonely musing“ auf einer Bank im Union Square von New York sitzt, mit dem glanzvollen Bilde des großen Festmahls, das 373 der besten amerikanischen Bürger aus allen Teilen des Landes, allen Berufsschichten und beiden großen Parteien Schurz 1899 zur Feier seines siebzigjährigen Geburtstags in den stolzen Sälen Delmonicos gegeben haben. Es wäre falsch, nicht anzuerkennen, daß bei diesem Aufstieg, wie ihn in dieser Art kaum ein anderer Deutscher in fremdem Lande zu verzeichnen hat, auch das Glück mit im Spiele gewesen ist. Schon die Unfertigkeit des großen Landes bot Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie sich in den kleinen, von harter Vergangenheit schwer belasteten deutschen Ländern damals nicht vorfanden und nicht vorfinden konnten; außerdem trat das junge Gemeinwesen jenseits des Ozeans gerade damals in die große entscheidende Periode seiner politischen Entwicklung ein und war damit überreich an bedeutenden politischen Aufgaben; und endlich hatte es das hohe Glück, daß ihm damals zur rechten Zeit in Abraham Lincoln ein Präsident beschert wurde, der wie keiner seit George Washington in die Reihe der Großen der Weltgeschichte hineinragt. An dankbaren Aufstiegsmöglichkeiten in Politik wie Wirtschaft war wahrlich kein Mangel. Und wenn Schurz sich, im Gegensatz zu fast allen seinen deutschen Landsleuten in Amerika, für die Politik entschied, so war ihm diese Erfüllung seines Lebenswunsches nur darum möglich, weil seine Heirat mit einer feinsinnigen Tochter aus der jungen, aufstrebenden Hamburger Industrie ihn von drückenden Existenzsorgen befreite. Es blieb jedoch sein persönliches Verdienst, daß er alsbald die krisenhafte Lage des Landes und die Bedeutung der Persönlichkeit Lincolns erkannte, mutig den neuen Verhältnissen seine Lebensziele anpaßte und sich dann mit ungewöhnlichem Zielbewußtsein — ähnlich wie einst Demosthenes — systematisch auf sie vorbereitete. 1856 siedelte er aus Pennsylvanien, dem Oststaat mit der geschlossensten deutschen Einwanderung, nach Wisconsin, dem Weststaat über, in dem die Deutschen im wirtschaftlichen wie politischen Leben einen noch ausgeprägteren Einfluß ausübten. Im stillen Watertown unterwarf er sich einer strengen Selbsterziehung zum amerikanischen Staatsmann. Zunächst galt es, die englische Sprache voll zu meistern; das gelang ihm dadurch, daß er die berühmten politischen Briefe des Junius ins Deutsche und nach einiger Zeit

wieder aus dem Deutschen zurück ins Englische übersetzte und dann das Ergebnis Wort für Wort mit dem Original verglich und über jede Abweichung sich sorgsam Rechenschaft zu geben suchte. Auf diese Weise erzog er sich zu einem auserlesenen und für politische Erörterungen hervorragend geeigneten englischen Stile; oft ist seine Ausdrucksweise später mit Junius verglichen worden. So schuf er sich ein Werkzeug von großer Schlagkraft. Noch wichtiger war es, sich auch das beste Material dazu zu beschaffen. Unermüdlich studierte er die Geschichte, das Staatsrecht, die Wirtschaft seines neuen Heimatlandes; kein wichtiges einschlägiges Werk dürfte seiner Aufmerksamkeit entgangen sein. Anfangs beschränkte er sich noch auf Reden in der Muttersprache: schon durch sie gewann er solchen Einfluß, daß er nach zwei Jahren als Kandidat für die Stelle des Vizegouverneurs von Wisconsin aufgestellt wurde. 1858 griff er dann zum ersten Male mit einer großen englischen Rede in die Politik ein, und zwar zu Gunsten von Abraham Lincoln. Daß dieser Mann von schlichter Größe, der sich auf die Künste des Berufspolitikers so wenig verstand, so schnell der vielen Hemmnisse in seinem Aufstieg zur Präsidentenschaft Herr wurde, hatte er mit der feurigen Beredsamkeit von Schurz zu danken. Im Dienste für Lincolns von großem, lauterem politischen Wollen erfüllten Persönlichkeit schuf Schurz seinem Leben einen neuen, reichen Inhalt. Lincoln hat ihn mehr als ein anderer zum guten Amerikaner gemacht; nie ist ihm die dankbare Verehrung für diesen Mann, dem die Ermordung noch die Krone des Märtyrers aufdrückte, erloschen; es war für ihn fast eine Selbstverständlichkeit, daß er seinen ältesten Sohn Carl Lincoln Schurz taufte.

Als Schurz sich auf seine staatsmännische Laufbahn vorzubereiten begann, war es, wie er selbst berichtet hat, zweierlei, das sein von Freiheitsidealen erfülltes Herz tief beunruhigte. „Das eine war“ — ich übersetze aus seinen eigenen Worten —, „daß in einer Republik, der Verwirklichung der menschlichen Freiheit, menschliche Wesen in Sklaverei gehalten wurden, und das andere war, daß in einer Republik, in der sich Bürger selbst verständig regieren sollten, alle Postmeister im Lande gewechselt wurden, wenn ein neuer Präsident kam“. Lange sträubte sich alles in ihm, beides zu glauben; und es gehörte zu den tiefen Enttäu-

schungen seines Lebens, als er schließlich herausfand, daß „dies und manches gleicher Art buchstäblich wahr war". Da gelobte er sich, rücksichtslos im Dienste seiner Jugendideale den Kampf gegen die Negersklaverei und das Beutesystem in den Vereinigten Staaten aufzunehmen. Beide betrachtete er als schwere Gefahr für die freiheitlichen Einrichtungen seines neuen Heimatlandes. Wie aus der Sklaverei die „Tyrannei einer Oligarchie" heranwachsen müsse, so aus dem politischen Grundsatz, daß „dem Sieger die Beute" gehöre, die Abwendung der Besten im Volke vom Staate, was schließlich auch zum Verfall führen müsse. Die berühmten Reden, die Schurz mit flammender Begeisterung und Empörung diesen beiden Zielen gewidmet hat, gehören zu den seltenen politischen Reden, die der Vergangenheit trotzen; sie sollten in guter Übersetzung auch dem deutschen Volke zugänglich gemacht werden.

Das eine dieser beiden Ziele wurde im blutigen Ringen schnell erreicht. Als im engen Zusammenhang mit der Sklavenfrage der Bürgerkrieg unter Lincolns Führung ausbrach, eilte Schurz zunächst nach New York, um dort auch ein deutsches Regiment für die Nordstaaten zu organisieren. Aber Lincoln erwählte ihn alsbald für eine andere Aufgabe. Es bestand nämlich die Gefahr, daß Spanien die Konfederation der Südstaaten anerkenne. Um das zu verhindern, wurde Schurz als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Spanien geschickt. Als aber nach einigen Monaten dieses unmittelbare Ziel erreicht zu sein schien, da hielt es ihn nicht länger fern vom Kriegsschauplatz. Wie einst Steuben und Kalb im Heere Washingtons, hat Schurz dann als Brigadegeneral und später als Generalmajor ruhmvoll an den wechselnden Kämpfen teilgenommen und nicht nur tapfer mit der Waffe der ihm ans Herz gewachsenen Sache der amerikanischen Nordstaaten mit zum Siege verholfen, sondern zugleich auch die zum Teil unter seinem Befehle kämpfenden Deutschen gegen schmähliche Verunglimpfungen scharf und schneidig verteidigt. Hatte Lincolns Persönlichkeit seinen Freiheitsidealismus auf amerikanischem Boden verankert, so verband ihn das blutige Erlebnis des vierjährigen Krieges auf Wohl und Wehe mit seinem neuen Vaterlande.

Nach der erschreckenden Fülle von Verwirrung und Verwilderung, die der lange, harte Kampf im Norden wie Süden gezeitigt hatte, lockte der Wiederaufbau um so stärker die taten-

lustige Seele von Schurz, als er nie wiederkehrende Gelegenheiten zu bessernden Reformen zu bieten schien. Und es ist erstaunlich zu sehen, wie er für die große und schwierige Aufgabe auch von seinen amerikanischen Landsleuten als der berufene Mann betrachtet wurde. Lincolns Nachfolger in der Präsidentenschaft schickte ihn alsbald nach dem Kriege in die besiegten Südstaaten, um über ihre Lage zu berichten; und seine berühmte Denkschrift „The New South" ist für die Nachkriegszeit von grundlegender Bedeutung geworden. Noch nachhaltigere Gelegenheit zu unmittelbarem Wirken gewann er dann, als er vom Staate Missouri, der unter dem Gegensatz von Nord und Süd infolge seiner geographischen Lage besonders zu leiden gehabt hatte, als Hauptvertreter der neuen Versöhnungspolitik in den Senat der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Seine dortigen Reden zum Wiederaufbau gesellen sich würdig zu seinen flammenden Kampfreden gegen die Sklaverei. Hatte er mit diesen nur zu einem Teile des Volkes gesprochen, so lenkte er jetzt zum ersten Male die Aufmerksamkeit des ganzen amerikanischen Volkes — des Südens wie des Nordens — auf sich. Allgemein galt er damals neben Charles Sumner, dem großen Vertreter von Massachusetts, der 1874 verstarb — Schurz wurde ausersehen, ihm die Grabrede zu halten — als die bedeutendste Persönlichkeit im amerikanischen Senat; er wurde, wie Sumners Sekretär Moorefield Storey später sagte „the first debator in the Senate and an orator second to none"; und Charles Francis Adams, der Dritte im edlen Freundschaftsbunde, der nicht im Verdachte der Schönrednerei stand, hat sogar gesagt: „Though Mr. Schurz represented Missouri and I lived in Massachusetts, I felt myself more completely, more ideally, I might add, represented in the Senate between the fourth of March 1863 and the fourth of March 1856, than I ever was before, or since have been."

Es war daher kaum noch verwunderlich, daß Präsident Hayes, als er 1877 erwählt wurde, Schurz — trotz vieler Widerstände gegen den „deutschen Idealisten" — in sein Kabinett berief und sogar mit dem noch immer besonders wichtigen Ministerium des Innern betraute. In dieser machtvollen Stellung ging Schurz daran, auch das zweite Hauptziel, das er sich als amerikanischer Staatsmann gesteckt hatte, zu verwirklichen: Die Reinigung und Stabilisierung der Verwaltung. Mit stahlhartem Besen kehrte er sein

Amt aus. Aber einen Sieg von Dauer über die „Krippenpolitiker" zu erringen, gelang ihm nicht. Das edle Wollen zeitigte nur einen um so geschlosseneren Widerstand, der sofort zum schnöden Angriff ward, als die Ministerrolle beendet war. Auch sonst fehlte es nicht an enttäuschender Erfahrung. Mit Schmerz und Unwillen hatte Schurz in Wisconsin und sonst die furchtbaren und oft sinn-

Carl Schurz als 74jähriger

losen Waldverwüstungen gesehen, die Landschaft und Wohlstand zerstörten. Ihnen Halt zu gebieten erkannte er mit Recht als eine der großen Kultur- und Wirtschaftsaufgaben der amerikanischen Regierung; aber auch hier war es nicht möglich, dem Gesamtinteresse zum Siege über Eigennutz und Gleichgültigkeit zu verhelfen. Die Zeit war auch hier noch nicht reif. Um so größer war die Befriedigung, daß es ihm gelang, wirksam und dauernd die bisher unwürdige und traurige Lage der Indianerstämme zu verbessern. In ihren Kreisen hat Carl Schurz eine bisher unbekannte Popularität gewonnen.

Rückschauend wird man den Eindruck nicht los, daß die vierjährige Ministertätigkeit, die ihm zwar einen dauernden Platz im Herzen der besten Amerikaner sicherte, aber mit der großen Schar der Berufspolitiker für immer verfeindete, eine gewisse Wendung zur Resignation für Schurz bedeutete. Die fünfundzwanzig Lebensjahre, die ihr noch folgten, zeigen nicht nur keinen eigentlichen Aufstieg mehr — er war äußerlich ja auch kaum denkbar —, sondern im Gegenteil eher ein gewisses Zerflattern. Gewiß dachte Schurz jetzt noch nicht an Ruhe, und er wurde auch nicht müde, weiter für seine Ideale zu kämpfen. Aber ein großer einheitlicher Zug schwindet jetzt aus seinem Wirken. Zwei Jahre leitete er zunächst die Zeitung des Landes, die damals vielleicht als vornehmste galt, die „Evening Post“ in New York. Dann zog er sich auch von dieser Tätigkeit zurück, um sich vom Journalismus, dessen Wirksamkeit seinen Erwartungen nicht recht entsprach, der ruhigeren Schriftstellerei zu widmen. Er schenkte dem amerikanischen Volke, neben einer Skizze über Lincoln, eine schöne, umfangreiche Biographie von Henry Clay, dessen staatsmännische Tätigkeit ihn stets besonders interessiert hatte. Zugleich verlor er das alte, zweite Hauptziel seines staatsmännischen Strebens nicht aus dem Auge. Er war einer der eigentlichen Gründer der National Civil Service Reform Association und wurde 1892, als sein Freund George William Curtis starb, ihr verantwortlicher Leiter. Mit ihrer Hilfe erzwang er langsam, doch stetig, kleine Erfolge; und wenn man heute vielleicht sogar sagen darf, daß die schlimmsten Mißstände in der amerikanischen Verwaltung überwunden sind, so ist das dem wachsamen Wirken dieser die Besten zusammenfassenden Vereinigung unter der uneigennützigen Leitung von Schurz mit an erster Stelle zu danken. Heute ist in

der Tat auch dieses zweite Ziel in erheblichem Maße erreicht; denn die amerikanische Verwaltung ist heute an vielen wichtigen Stellen mit nicht mehr zu entbehrenden hochqualifizierten Sachverständigen so dicht durchsetzt, daß nicht einmal England damit verglichen werden kann.

Endlich ließ es Schurz sich nicht nehmen, aus besonders wichtigen Anlässen mit dem noch immer großem Gewicht seiner Stimme in die öffentliche Erörterung einzugreifen. Dabei gab es für ihn keine unübersteigbaren Schranken der Parteipolitik. Dreimal ist er vielmehr in grimmiger Fehde gegen seine eigene Partei losgezogen. Er stand schon einst im Senat mit Sumner voran im Kampfe gegen die traurigen Mißstände, die Grants zweite Präsidentschaft verunzierten. Noch wuchtiger zog er 1884 zu Felde, als die republikanische Partei James G. Blaine, der sich als Hauptvertreter des alten Beutesystem erwiesen hatte, als ihren Präsidentschaftskandidaten aufstellte. Schurz ist in hohem Maße daran beteiligt gewesen, daß nicht er, sondern der Kandidat der Demokraten Grover Cleveland gewählt wurde, der auch den hohen Erwartungen, die Schurz in ihn gesetzt hatte, entsprach. Endlich war es 1900 Präsident Max Kinley, den er als den Hauptvertreter der imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten mit Leidenschaft bekämpfte.

Natürlich rief er mit diesem mutigen Eintreten für seine Überzeugung viel Widerspruch und Unwillen hervor. Bis in die Kreise seiner persönlichen Freunde drang der Vorwurf der „mangelnden Parteidisziplin", und auch heute ist er noch nicht verstummt. Schurz hat sich selbst gegen ihn verteidigt: „Ich habe niemals eine Partei als eine Gottheit betrachten können, die übernatürliche Ansprüche auf meine Verehrung hat. Mir ist die Partei nie etwas anderes gewesen als eine Organisation, die zu dem Zwecke geschaffen wurde, bestimmte Grundsätze zu verwirklichen oder die Durchführung bestimmter Maßnahmen zum Wohle des Volkes zu fördern. Nach meiner Ansicht ist dieser Endzweck das allein Wichtige, und ich betrachte alle anderen Parteiinteressen als ihm völlig untergeordnet. „Meine Partei recht oder unrecht" ist daher ein Ruf, den ich nie würdigen konnte und auch nie würdigen werde. Es mag sein, daß ich mich der Partei füge, wenn sie in unwichtigen Dingen unrecht hat; verleugnet sie aber einen wesentlichen Grundsatz, so werde ich für den Grundsatz einstehen, selbst

im Gegensatz zu meiner Partei." Mit solchen hohen Worten konnten aber die gehässigen Angriffe aus seiner eigenen Partei nicht zum Schweigen gebracht werden. Sie waren bis zu seinem Tode so anhaltend und schwer, daß Wilhelm Vocke in dem Nachruf, den er Schurz in den in Chicago erscheinenden deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern (Juli 1906) widmet, auf Schurz die Verse anwenden zu müssen glaubte:

„Es steht geschrieben in dem Schicksalsbuch:
Soll einst die Nachwelt dich mit Segen nennen,
Mußt du den Fluch der Mitwelt tragen können".

Geht das auch, wie mir scheint, zu weit, so ist doch unverkennbar dem Leben von Carl Schurz ein gewisser Zug des Episodenhaften eigen. Man wird vielleicht nicht leugnen können, daß er ein wenig auch in seiner Persönlichkeit wurzelt, aber die Haupterklärung liegt doch anderswo. Sie gibt das demokratische System, dem ein gewisser Mangel an Kontinuität mit Notwendigkeit anhaftet. Nach ihm besteht ein gewisser natürlicher Wechsel zwischen Zeiten verantwortlichen Wirkens und Zeiten bloßen Wartens und Ringens. Daraus erklärt es sich, daß das Leben von Carl Schurz, wenn es z. B. mit dem seines gleichaltrigen Zeitgenossen Johannes Miquel verglichen wird, trotz mancher Ähnlichkeit, etwas Torsohaftes und Unausgereiftes zeigt. Das war es, was Schurz selbst schmerzlich empfand. Nicht der „Fluch der Mitwelt", soweit man die parteipolitischen Angriffe so nennen könnte, hat ihn in der Tiefe bewegt, aber die langen Zeiten erzwungener Brache haben schwer auf diesem Manne von leidenschaftlichem Tätigkeitsdrang und nie erlöschender Abenteuerlust gelastet.

Und doch ist sein Leben von ungewöhnlichem Reichtum gewesen! Das gilt schon äußerlich. Niemals vorher und nachher ist, soviel ich weiß, ein Mann, dessen Wiege auf deutschem Boden stand, zum Minister in den Vereinigten Staaten emporgestiegen. Trotzdem kann nicht mit Äußerlichkeiten die Stellung, die Schurz in Amerika innegehabt hat, und der Segen seines Wirkens für die Nachwelt ausreichend gekennzeichnet werden. Minister hat es in den Vereinigten Staaten zu Hunderten, Senatoren zu vielen Tausenden gegeben, und gar viele amerikanische Bürger sind im Bürgerkrieg tapfer zu hohen militärischen Ehren emporgestiegen.

Von den meisten weiß die Nachwelt nichts mehr. Wie kommt es, daß Carl Schurz eine so auffällige Ausnahme darstellt?

Zwei Momente, die in enger Verbindung mit dem, das ich zu Anfang hervorgehoben habe, stehen, scheinen es mir gewesen zu sein, die dieses Leben besonders emporhoben, ihm den Charakter des Einzigartigen verliehen und zu nachhaltigem Wirken befähigten.

Als Schurz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den amerikanischen Boden betrat, waren die amerikanischen Hochschulen erst in den tastenden Anfängen ihrer großen Entwicklung. Sie standen hinter den alten Universitäten Europas noch weit zurück; das konnte nicht anders sein. Aber auch die Nutzung der Bildungsstätten Europas war damals den Amerikanern noch sehr erschwert. Die Verkehrsverhältnisse zwischen der alten und neuen Welt waren noch so schwierig, daß sie sich nur selten europäische Hochschulbildung in vollem Maße errangen. Gewiß sind auch ohne sie aus dem amerikanischen Volk unter dem Einfluß der anspornenden Aufgaben des jungen Riesenlandes bedeutende Männer hervorgewachsen. Auch unter den Einwanderern hat es an Leuten mit akademischer europäischer Bildung nicht ganz gefehlt. Aber die deutsche Einwandererwelle des Jahres 1848 ist doch etwas Einmaliges gewesen. Sie spülte mit einem Schlage eine Schar energischer junger Männer im Besitz der besten Bildung, die Deutschland zu gewähren vermochte, an die Küste des amerikanischen Freistaates. Carl Schurz hatte in dem seinem Geburtsort benachbarten Köln eines der besten deutschen Gymnasien durchgemacht und dort das Glück gehabt, wie er voll Dankbarkeit uns berichtet, einen Lehrer zu finden, der mit liebevollstem Verständnis der Entwicklung seiner Individualität sich widmete. Er hat dann die benachbarte Universität Bonn, die gerade damals einen gewissen Höhepunkt in ihrer Entwicklung erreicht hatte, aufgesucht. In ihr war die idealistische deutsche Philosophie der damaligen Zeit in besonderem Maße lebendig, und zwar die Jung-Hegelianische Schule, die eine demokratische Lehre, nicht als rationalistisches Importgut aus fremden Landen, sondern als eigenes Gewächs des deutschen Geistes, auf ethischer Grundlage entwickelte. Von allem, das Schurz auf Schule und Universität erlernte, hat er auf amerikanischem Boden nicht viel unmittelbar

verwerten können. Kein einziges Wort Englisch hat er in Deutschland gelernt, und seinem musikalischen Ohr, das soviel dazu beigetragen hat, seine deutsche Seele in ihrer Reinheit zu erhalten, waren die Töne der englischen Sprache anfangs so unsympathisch, daß es ihm noch in England schwere Überwindung kostete, ihr ernstes Studium zu widmen. Aber er hatte in strenger deutscher Schulung es gelernt, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, und war es vor allem gewohnt gewesen, bei jeder Aufgabe, die das Leben ihm zuwies, hohe Anforderungen an sich selbst zu stellen und sie mit angepaßter Energie auch über die nahe Lustgrenze des Arbeitens hinaus zu verfolgen. Das befähigte ihn, zu einem Pionier geistiger Qualitätsarbeit in Amerika zu werden.

Immer wieder ist Carl Schurz von hervorragenden Amerikanern, die sein Wirken überschauten, „solidity of information" nachgerühmt worden. Aufs gründlichste hat er sich in jede Aufgabe vertieft, und dabei stand ihm nicht nur die zufällige kleine Zahl der in der amerikanischen Literatur vorhandenen Hilfsmittel zur Verfügung; er war in der Lage, fast die ganze Weltliteratur für seine Zwecke nutzen zu können. Daraus erklärt es sich, daß er so gefürchtet war in der politischen Debatte; nicht als gewandter Redner advokatorischer Fechterkunst, sondern als wuchtiger Redner sachlicher Argumente war er überlegen.

Zugleich aber widmete er auch der Form bei allen seinen Arbeiten ein besonders tiefgründiges Interesse. In den gebildeten amerikanischen Kreisen ist in dieser Hinsicht heute ein starkes Qualitätsgefühl lebendig. Von jedem bekannteren Professor weiß man beispielsweise, ob er ein guter Stilist ist, der die englische Sprache mit Respekt und mit Grazie zu handhaben weiß. Man ist in dieser Beziehung weit empfindlicher als im allgemeinen bei uns in Deutschland. Präsident Eliott von der Harvard Universität hat das hohe Ansehen als reifester Repräsentant spezifisch amerikanischer Bildung in erster Linie dadurch gewonnen, daß er alle seine Reden so durchfeilte, daß jedes Wort wie ziseliert war, kaum ersetzbar durch ein anderes. Er stellt vielleicht bisher den Höhepunkt in dieser Entwicklung dar. Carl Schurz war einer seiner Vorläufer und vielleicht der wichtigste. Auf seine großen Reden hat er ein Maß eindringlicher Mühe verwendet, daß man unwillkürlich daran erinnert wird, wie die Lieder Heines und die Dichtungen Goethes entstanden. Darum sind aber auch seine Reden

nicht mit dem Tage verrauscht. Manche von ihnen haben im amerikanischen öffentlichen Leben eine Wirkung von langer Dauer geübt, und einige zählen unzweifelhaft zu den großen politischen Reden aller Völker und Zeiten. Sie sind heute noch ein reicher Quell politischer Belehrung, der dem deutschen Volke nicht vorenthalten bleiben darf.

Zu der deutschen Bildung ist als zweites Moment deutscher Idealismus hinzugekommen. Auch er stammt aus doppelter Wurzel. Sein Leben lang hat Carl Schurz für hohe sachliche Ziele gestritten. Etwas seiner selbst willen zu tun, war für ihn eine aus seiner edlen Natur erwachsende Selbstverständlichkeit. Persönliche Ziele hat er nie verfolgt, und nichts verletzt ihn mehr als ein solcher Vorwurf. Stets empfand er ein hohes Verantwortungsgefühl sich selbst und seinen amerikanischen Mitbürgern gegenüber, und gerade weil das politische Leben in den Vereinigten Staaten seinen Idealen so vielfach nicht entsprach, ist er bewußt der „deutsche Idealist" bis zu seinem Tode geblieben. Er hat ausgerufen: „Wehe der Republik, wenn sie vergebens Umschau hielte nach Männern, die die Wahrheit suchen ohne Vorurteile, die Wahrheit sagen ohne Furcht, wie sie sie verstehen, mag die Welt sie hören wollen oder nicht". Ein solcher wehrhafter Wahrheitssucher ist Carl Schurz stets gewesen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Als Vertreter einer geschlossenen und vertieften deutschen Bildung und als furchtloser Streiter für die Wahrheit, voll lauterem Streben und ernstem Pflichtgefühl, hat er nicht nur durch Worte, sondern durch lebendiges Wirken in das Leben der Vereinigten Staaten, als es noch wenig Zeit für höhere Kulturentwicklung hatte und unter der Nachwirkung schwerer Kriegsleiden böser Verflachung zu verfallen drohte, hohe ethische Ideale politischen Wirkens hineingetragen, edlem Streben edle Ziele geschaffen und damit dem politischen Leben Halt und Würde gegeben. Als dieser charaktervolle Vertreter hoher politischer Qualitätsarbeit hat er sich den bedeutendsten Führern des amerikanischen Volkes zur Seite gestellt. Darum lebt er fort in den Herzen der Besten.

Der vielleicht feinsinnigste Dichter, den das amerikanische Volk um die Wende des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat,

Richard Watson Gilder, ist in einem Gedicht zur Totenfeier von Carl Schurz in Carnegie Hall beim Anblick dieses Lebens in die Worte ausgebrochen:

„Ah, what a life! From youth to age,
Keeping the faith, in noble rage.
Ah, what a life! From knightly youth,
Servant and champion of the truth!"

Und Joseph H. Choate, der langjährige Vorsitzende der New-Yorker Anwaltskammer, der bedeutende Botschafter seines Landes in London, der in den Vereinigten Staaten ein Ansehen genoß, wie es nur wenige erreicht haben, hat in seiner Gedächtnisrede auf Carl Schurz ausgerufen:

„Oh, for such a senator now! What would not this great,
Empire State give for one such man!"

Und ebenso können auch wir heute in ähnlicher Bewunderung ausrufen: „Ach, gäb' es heute solchen Mann! Was würde heute Deutschland geben für einen Mann wie ihn!"

Deutschland und die Vereinigten Staaten.

Von

Professor Dr. G. A. Rein, Hamburg.

Ich stelle an den Beginn dieser Bemerkungen über das Verhältnis, welches zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland im Laufe der Geschichte bestanden hat, einen Ausspruch desjenigen Historikers, der unter allen bisher den am tiefsten dringenden divinatorischen Blick gehabt hat. Ranke sagt in seinen abschließenden Betrachtungen zum Siebenjährigen Krieg: „Das welthistorische Faktum ist, daß die Unabhängigkeit des nördlichen Amerika von Frankreich und das ungeschmälerte Bestehen des preußischen Staates nicht allein gleichzeitig, sondern in einer sehr engen Beziehung zueinander erkämpft worden waren. Das erste eröffnete eine unermeßliche Zukunft; der Blick der Zeitgenossen haftete am meisten auf dem letzten."

Das Jahr 1763 ist ein Epochenjahr: es brachte einen Krieg zum Abschluß, in dessen spannungsreichem Geschehen eine große Wendung in der abendländischen Gemeinschaft sich vollzog. Eine neue Hauptmacht trat in den Kreis der älteren ein: das preußische Gestirn ging auf, erleuchtet von einem neuen Prinzip des Staates und vom Geschick ausgerüstet zu einem politischen Beruf in der Mitte Europas.

Auf derselben Seite mit den preußischen Grenadieren hatten die amerikanischen Milizen gefochten. Von ihren Waffenerfolgen nahm in gleicher Weise den Ausgang die preußisch-deutsche Selbstbestimmung und die Freiheit Amerikas. Im Bereich der europäischen Pflanzungen auf dem nördlichen Kontinent des Westens hatten die englischen Kolonisten triumphiert in einer Sache, die ihnen seit Geschlechtern schon besonders am Herzen gelegen. Das Mutterland hatte in dem Aachener Frieden von 1748 seine ameri-

kanischen Untertanen enttäuscht: die Feste Louisburg, das Dünkirchen Nordamerikas, war den Franzosen im Tausch gegen ostindische Positionen zurückgegeben worden. Jetzt, im Krieg an der Seite Preußens, war man ans Ziel gelangt. In Neuengland feierten sie die Siege des freigeistigen Königs als „nationale" Erfolge — „denn seine Siege", sagte Mayhew in Boston, „sind unsere eigenen!" Der Erbfeind, der die Zukunft den Kolonisten wegzunehmen drohte, war aus dem Erdteil vertrieben. Zwar schien es zunächst, wenn man die Grenzführung auf den neuen Karten des Kontinents ins Auge faßte, daß das britische Imperium, auch in der westlichen Welt seine Handels- und Kolonialgewalt, seine römische Laufbahn vollenden werde. Aber die tiefer Blickenden ahnten schon damals in den Stürmen des Krieges, daß Amerika frei werden würde, sobald die französische Gefahr von den englischen Kolonisten genommen wäre. Diese waren ja, soweit sie die Kolonisation als einen politischen Akt angesehen hatten, nicht mit Liebe im Herzen zum vorwaltenden anglikanischen System Britanniens über den Ozean in die Wildnis gefahren: der Widerspruch zur Ordnung der Heimat hatte ihre erste Entwicklung in Kirche und Gemeinde bestimmt; den zähen Sinn für ihre Unabhängigkeit hatten sie in kühner Mißachtung der strengen merkantilistischen Gesetze Großbritanniens festgehalten. Jetzt aber erst, da keine überlegene und feindliche europäische Macht mehr nahe ihren Farmen und Häfen stand, konnten sie es wagen, die störende englische Oberaufsicht vollends abzustreifen, sobald nur Parlament und König in England und Gouverneure und Zolleinnehmer in den nordamerikanischen Küstenstädten den Willen der Kolonisten nicht zu achten geneigt waren. Zwei Jahre nach dem Friedensschluß von 1763 begann die Ablösungsbewegung der 13 Kolonien vom Mutterland. Ein neues Staatswesen wand sich aus den Hüllen, in denen es seine innere Ausgestaltung schon lange vorbereitet hatte.

Wie Ranke es in den angeführten Worten gesagt hat: das welthistorische Faktum des Siebenjährigen Krieges war die Gleichzeitigkeit in der Begründung dieser nordamerikanischen Unabhängigkeit und der Behauptung des preußischen Staates, für den die alten europäischen Mächte vereint den Untergang vorbereitet hatten. In dem Aufstieg von Preußen und Amerika vollzog sich gleichzeitig das Mächtigwerden junger revolutionärer Kräfte.

Friedrich war ein Rebell gegen die alte Ordnung Europas, er war ein Rebell gegen Kaiser und Reich. Die Rebellen in Amerika gaben das erste Beispiel einer erfolgreichen populären Revolution und damit den Anstoß zu jenem epochalen Kampf gegen den Legitimismus. Friedrich schuf für das monarchische Europa einen neuen Königstyp der entsagungsvollen Arbeit, der Humanität, der aufgeklärten Bildung. Seitdem hatte die französische Monarchie ausgespielt. Die Aufrührer in Amerika setzten dem alten Kolonialwesen der Westeuropäer die Idee der Selbstregierung entgegen und repräsentierten, in dem Ausmaß ihrer noch jungen Macht, das demokratische Republikanertum. Ihre historische Lage brachte sie dazu, die Menschenrechte anzurufen, der norddeutsche Staat gab dagegen ein neues Beispiel der Verpflichtung des Menschen. So veränderten Amerikaner und Preußen die atlantische und die mitteleuropäische Welt. Amerikanismus und Preußentum setzten der Menschheit neue Rechte und Pflichten.

Darin ist die Schicksalsverbindung der beiden Staaten gegeben. „Nicht allein gleichzeitig, sondern in einer sehr engen Beziehung zueinander" haben sie ihr geschichtliches Wesen konstituiert. Wir meinen nicht, daß sie beide von den gleichen Lebensimpulsen getragen wurden, daß sie denselben Zielen zustrebten, eher glauben wir, daß sie einander ergänzten in dem, was ihre tiefsten Absichten waren. Jeder von ihnen trägt eine ihm eigene Individualität in sich: in völlig verschiedenen „historischen Räumen" haben sie diese gebildet. Aber sie sind sozusagen politisch gleichaltrig, sie gehören sozusagen derselben weltgeschichtlichen Generation an.

Ihre Fundamente waren im 17. Jahrhundert gelegt worden. In Deutschland stand der Große Kurfürst auf und zeigte, daß im protestantischen Norden eine politische Kraft schlummerte, die geweckt sein wollte. Zu den nördlichen Kolonien kamen damals „die Väter", jenes auf das Absolute gerichtete Geschlecht, das sich mit Zähigkeit und Härte in einem neuen Lande festsetzte. Das Leben des Kurfürsten wie das der „Väter" war eine Verheißung für die Zukunft.

Es folgte im 18. Jahrhundert der Ausbau dessen, was in dem großen schöpferischen 17. Jahrhundert angelegt worden war: Friedrich Wilhelm I. zimmerte den preußischen Staat in den

Grundzügen, die er bis in die neuesten Zeiten bewahrt hat; die Kolonisten an der atlantischen Küste Nordamerikas von Neu-England und Pennsylvanien bis Georgia experimentierten in neuen Regierungsformen und bildeten eine amerikanische Tradition, die so fest war, daß sie tief in das 19. Jahrhundert hinein wirken konnte. Auf diesen Grundlagen vollzog sich unter Friedrich und unter Washington und Hamilton der Durchbruch in die große politische Welt.

Die amerikanische und die preußisch-deutsche Nation — denn Friedrich wirkte nun schon über die eigentlich preußischen Grenzen in die neue deutsche geistige Welt hinein: ohne Potsdam kein Weimar, so muß die Formel lauten, da die Möglichkeit zur Entfaltung der großen deutschen Nationalliteratur, von der auch die politische Nationalgesinnung ihren Ausgang nahm, aus jener „großen Abwandlung der welthistorischen Bewegung entsprang" — die amerikanische und die preußisch-deutsche bildeten neue Nationen, deutlich abgesetzt von der älteren spanischen oder französischen oder englischen, welche nacheinander im 16., im 17. und im 18. Jahrhundert ihren jeweiligen höchsten Ausbildungspunkt erreicht hatten. Waren jene Jahrhunderte in ihrem Wesen vorzüglich spanisch, französisch und englisch bestimmt, so darf man das 19. Jahrhundert, vielleicht, ein deutsch-amerikanisches nennen.

Im alten Deutschland lagen noch Lebensrichtungen, die älter als alles preußische Wesen waren.

Wir dürfen hier einen Blick auch auf jenes noch überlebende, aber schon absterbende Deutschland wenden und nach seinen Beziehungen zu Amerika fragen. Denn da Preußen in diese Erbschaft dann mit eingetreten ist, wird manches davon auch in der neueren Entwicklung der Beziehungen beider Länder von Einfluß geworden sein.

Deutschland als Ganzes hat keine politischen Verantwortungen für die neue Welt übernommen; für die Art der Entfaltung des kolonialen Wesens dort haben die Westeuropäer allein einzustehen. Jedoch sind einzelne Deutsche in nicht geringer Zahl an dem Werk der Entdeckung, der Aufschließung, der Besiedlung, der Kulti-

vierung der westlichen Hemisphäre beteiligt. Es ist bekannt — wir nehmen das als ein Symbol dafür —, daß der Name Amerika dem Erdteil von einem deutschen Geographen verliehen worden ist: nach der italienisierten Form des gotischen Königsnamens Amalrich (Amerigo). Im 16. wie 17. Jahrhundert, unter spanischer, holländischer, schwedischer, französischer, englischer Flagge sind viele vereinzelte verstreute Deutsche nach dem neuen Land jenseits des Ozeans gezogen und haben ihr persönliches Schicksal mit dem Nordamerikas verbunden. Wir wollen hier die Namen nicht häufen, sondern erwähnen nur, willkürlich aus einer großen Zahl herausgegriffen: Mansker, der das Vorbild für die Lederstrumpf-Geschichten abgegeben haben soll, ein Typ des Pioniers im Westen an der äußersten Kulturgrenze; Leisler (1689), der erste revolutionäre Gouverneur von New York; Pastorius, von dem der erste Protest gegen die Sklaverei in Amerika ausgegangen ist (1688); Sauer, der die erste Bibel in Amerika druckte (1743) u. a. Als mit der Unabhängigkeitserklärung der amerikanische Freiheitskampf kam, waren viele auch bedeutende Deutsch-Amerikaner an dem militärischen und politischen Werk der Staatsgründung beteiligt. So früh schmolz deutsches Menschentum ein in die sich bildende neue amerikanische Welt.

Es hat in der alten Zeit nicht gänzlich an deutschen Projekten gefehlt, Kolonien unter deutscher Leitung in Amerika zu gründen. Aber sie blieben Pläne, Hoffnungen und Entwürfe: ein „Neu-Teutschland", wie es z. B. ein Graf von Hanau erstrebte, blieb ein Traumgesicht. Der amerikanische Historiker A. B. Hart von der Universität Harvard hat erklärt, es sei ein Unglück für die neue Welt, daß die Deutschen dort nicht auch planmäßig kolonisiert haben wie die westeuropäischen Völker.

Die erste unmittelbare politische Beziehung zwischen Deutschland und Amerika erscheint in dem amerikanisch-preußischen Handelsvertrag von 1785.

Die amerikanischen Rebellen warben um die Gunst des Preußenkönigs. Ihre Hoffnung war, die junge europäische Großmacht in die Händel des Meeres und der Kommerzien hineinzuziehen; sie wünschten, daß Preußen Seemacht werde! Durch den Erwerb von Danzig (1772) und den Besitz von Emden (seit 1744),

so hofften sie, werde es maritime Interessen bekommen. Arthur Lee, der nach Berlin geschickt worden war, legte 1777 dem König darüber eine Denkschrift vor: „Der Handel ist der Vater der Bevölkerung . . . . . Ihr Königreich eignet sich ganz vortrefflich dafür, Seeleute zu erziehen . . . . . durch die Verbindung mit Amerika kann Preußen den Weltverkehr aus seinen alten Bahnen lenken . . . .“ Denkwürdig, daß die Amerikaner zuerst es waren, die die Deutschen, welche solange von den überseeischen Dingen abgewendet blieben, in das ozeanische Leben hineinzuziehen trachteten. Ihre Absicht war, durch die Mitentfaltung einer deutschen Seemacht, gedeckt durch die „besten Regimenter der Welt“, Englands Seetyrannis zu vernichten und mit dem Weltruhm des Preußenkönigs auf ihrer Seite dem amerikanischen Volke „Mut und Stärke zu verleihen“.

Solange Friedrich die Hände einigermaßen frei hatte, betonte er seine freundliche Gesinnung für die Amerikaner. Jede Hilfe, die ihm seine gefährdete Lage inmitten der europäischen Großmächte erlaubte, wollte er gewähren: preußische Waffen und Tuche sind gegen Tabak nach Amerika gegangen. Die englische Werbetätigkeit in Deutschland für den Kriegsdienst in Amerika hat er wiederholt gehemmt und so indirekt, wie F. R. Kapp meint, zum amerikanischen Waffenerfolg beigetragen. Einen entscheidenden politischen Schritt für die Amerikaner zu tun, lag aber außerhalb der Möglichkeiten der preußischen Politik. „Cela ne leur pouvait procurer aucune avantage et nous être fort préjudiciable“, steht in einer Randbemerkung des Königs vom 30. März 1778. „Protegieren kann ich sie nicht, weil ich keine Marine habe“ (9. Januar 1781).

Trotz dieser Notwendigkeiten der Staatsbelange scheute der König sich aber nicht, öffentlich am Hof zu erklären, so daß Engländer es hören konnten: Amerika sei ein aufsteigender Stern, ein unabhängiger und mächtiger Staat. Es war bekannt, daß dem General von Steuben, im Siebenjährigen Krieg Adjutant des Königs, die Ausbildung der amerikanischen Rebellenarmee in die Hände gelegt worden war.

Erst nach Abschluß des Krieges und Anerkennung der Unabhängigkeit durch Großbritannien war der Weg frei für die Unterzeichnung des preußisch-amerikanischen Freundschafts- und Han-

delsvertrages, über den schon lange verhandelt worden war. Im Sommer des Jahres 1785 setzten Franklin und Friedrich ihre Unterschriften darunter, eine letzte bedeutsame Handlung in dem Leben dieser beiden großen Männer. Es war ein Vertrag, der für die Idee der Freiheit der Meere eintrat, das Privateigentum schützte, „da", wie Friedrich sich ausdrückte, „wir nicht in Piraterie machen". Washington sprach das amerikanische Urteil über den Vertrag aus, als er nach Paris schrieb (1786): „Unter den neuen Handelsverträgen scheint mir besonders der mit dem König von Preußen abgeschlossene eine neue Ära in der Diplomatie zu bezeichnen . . er ist der freisinnigste Vertrag, der je von unabhängigen Mächten abgeschlossen wurde, durchaus originell in verschiedenen seiner Artikel, und wenn seine Prinzipien später als die Grundlage des Völkerverkehrs gelten sollten, so wird er mehr als irgendeine bisher versuchte Maßregel dazu beitragen, eine allgemeine Pazifikation herbeizuführen." Es war ein verheißungsvoller Anfang freundschaftlicher und kommerzieller Beziehungen zwischen den beiden Staaten, die sich neu im Kreise der alten Mächte erhoben hatten, um die Angelegenheiten der Menschheit mit den ihnen verliehenen Fähigkeiten weiter vorwärts zu bringen.*

Das 18. Jahrhundert fand mit dem Ausbruch der französischen Revolution und dem Aufstieg der napoleonischen Macht sein Ende. Die europäischen Erschütterungen und Umwälzungen, die davon ihren Ausgang nahmen, haben den alten Kontinent auf sich selbst zurückgeworfen und seine Trennung von dem neuen für einen ganzen Zeitraum zu einer feststehenden Tatsache gemacht.

*) Es ist wenig bekannt und für die preußisch-amerikanischen Beziehungen von damals doch charakteristisch, daß in den kritischen Jahren zwischen dem Friedensschluß von 1783 und der Annahme der neuen Verfassung von 1789 einige amerikanische Patrioten die Frage prüften, ob Amerika für seine Stabilität nicht eines monarchistischen Oberhauptes bedürfe. Durch Vermittlung des preußisch-amerikanischen Generals von Steuben, welcher deshalb angegangen wurde, ist eine Anfrage an den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich gerichtet worden: ob er bereit sei (da bei der politischen Lage ein westeuropäischer Prinz nicht dafür in Frage kommen konnte, ohne die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu gefährden), einen amerikanischen Thron einzunehmen und damit eine amerikanische Hohenzollern-Dynastie zu begründen. Prinz Heinrich hat zurückhaltend geantwortet (Americain Historical Review XVII).

No 1. V. L XVII p. 44 Richard Krauel, under the title "Prince Henry of Prussia and the Regency of the U.S." 103/1786
Dr Krauel, honorary professor in the U. of Berlin, author several books relating to Prince Henry of Prussia

Die politische Absonderung Amerikas von Europa bedeutete ökonomisch jedoch eine Wiederverknüpfung der amerikanischen Wirtschaft mit der britischen; denn England beherrschte jetzt allein die Meere und bestimmte die Bewegungen der Weltwirtschaft.

Die große Frage: Werden die Vereinigten Staaten ein Neu-England bilden oder können sie die Kraft aufbringen, eine neue, eine amerikanische Nation im vollen Sinne des Wortes ins Leben zu rufen, war damals noch nicht entschieden. Wenn man auch in Boston, New York und Philadelphia auf England schimpfte und in aufgeregten Wahlzeiten voller „Patriotismus", sobald man die irische Wahlstimme zu gewinnen suchte, „des Löwen Schwanz drehte" — der Yankeetyp englischer Herkunft herrschte im Lande vor. Neu-England erlebte seine Ausdehnung über die anderen Gliedstaaten. Es war so, daß der gesellschaftlich aufsteigende Amerikaner gar zu oft seinen Blick nach London richtete, um von dort seine Formgebung, äußerlich und innerlich, zu empfangen. Amerika war noch nicht freigekommen vom englisch-kolonialen Provinzlertum.

Da ist für Amerika ein neues Geschehen eingetreten, das diese Erscheinung von Grund aus verändern sollte, und Deutschland hatte einen wesentlichen Anteil an diesem Vorgang.

D e u t s c h - A m e r i k a tauchte auf; in der Prärie wächst es empor; in jungen Riesenstädten von tropischem Gedeihen bilden sich deutsch-amerikanische Quartiere. Deutschland wandert. Jahr für Jahr kommen Tausende, Zehntausende, Hunderttausende in Segelboot und Dampfschiff über den Ozean. Wie klein — der Zahl nach — im Verhältnis dazu war die Völkerwanderung der germanischen Stämme gewesen, durch welche „E u r o p a" über das halb orientalisch-römische Imperium der Mittelmeerländer gegründet worden ist. Die neue Völkerwanderung — wiederum vorwiegend germanischen Charakters — aus Großbritannien und Irland, Skandinavien, Deutschland, Österreich, der Schweiz und Holland strebte nach dem Westen, um hier über die befreiten englischen Kolonien an der atlantischen Küste hinaus einen Kontinent zu erobern, zu besiedeln, zu bewirtschaften, zur Grundlage eines neuen Menschenschlages zu machen, „A m e r i k a" erst eigentlich zu schaffen: Pioniere! Pioniere!

O, ihr Jungen aus dem Westen!
Ungeduldig, voller Tatkraft, voller Männerstolz und Treue;
Deutlich, Kinder, seh ich euch in der ersten Vorhut schreiten!

Pioniere! Pioniere!
Das Vergangene lassen wir hinten,
Gehen los auf eine neue, weit're, wechselreichere Welt;
Frisch und stark ergreifen wir sie, Welt der Arbeit und des
[Marsches,
Pioniere! Pioniere!
Alle Pulse dieser Erde,
Fallen ein und schlagen mit uns, schlagen mit des Westens
[Vormarsch;
Einzeln und auch allzusammen; immer vorwärts, alles für uns!
Pioniere! Pioniere!

So wird der Westen gewonnen. Das große Tal der Demokratie — der Strombereich des Mississippi mit allen seinen Nebenflüssen — erfüllt sich mit neuen Menschen. Farm an Farm reiht sich. Die Bahnen schmieden die Landschaften eines großen Erdteils zusammen. Ein neues Wirtschaften von unerhörtem Tempo und technischer Meisterung beginnt. Hier erst, mit diesen neuen Menschen der eigentlichen Pionierzeit, kann der Amerikaner aufhören, Engländer zu sein. Chicago erhebt sich über Boston und Baltimore über Charleston und Philadelphia.

Aus diesem neuen, eigentlichen Amerikanertum darf der deutsche Einschlag nicht weggedacht werden. Der Einstrom deutschen Blutes, deutschen Charakters, deutschen Lebensgefühles und deutscher Tatkraft ist ihm zugehörig. Trägt nicht jeder vierte bis fünfte Amerikaner deutsches Erbgut in sich? Die Stimme des Blutes aber kann nicht zum Schweigen gebracht werden; sie wird und muß immer wieder durchdringen.

In diesen mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stehen die deutschen und die amerikanischen Staaten weit auseinander. Preußen ist an das System Metternichs gebunden: es kennt nur

Europa und die deutsche Frage, die immer drängender eine Antwort erheischt. Die innere, die mitteleuropäische Politik beansprucht alle Kräfte.

Auch die Vereinigten Staaten sind in diesen Jahrzehnten von den Verkehrswegen des Ozeans abgewendet. Ihren Handel und die Schiffahrt überlassen sie dem überlegenen England. Sie sind längst europamüde, den Verheißungen eines neuen Lebens in einem neuen Erdteil enthusiastisch zugewendet; eingeschworen nur auf „amerikanische" Politik; aber auch schwer belastet mit einer innenpolitischen Frage: der Sklavenfrage, mit der der schon in der Kolonialzeit angelegte Gegensatz Nord-Süd zum Austrag drängt.

Die Staaten stehen abgewendet auseinander. Kein Franklin und Friedrich begegnen sich. Aber die Völker beobachten sich und lernen voneinander [1]).

Die deutsche Freiheitsbewegung gegen Überreste des Feudalismus, des Absolutismus, der Zünftelei, alles dessen, was „ancien régime" heißt, blickt hoffnungsvoll nach Amerika. „Der Liberalismus der Restaurationsperiode fand in Wort und Schrift über Amerika eines seiner wenigen erlaubten Ausdrucksmittel. Er benutzte es eifrig. Er feierte die Sternenbanner-Republik als die praktische Verwirklichung seines geächteten Ideals" (Kürnberger). Im Zeitalter der großen deutschen Auswanderung nach Amerika zog ein ideales Traumbild des amerikanischen Lebens durch die deutschen Köpfe. „Im Westen, in der jugendlichen neuen Welt erbaut sich das natürliche, das vernünftige Recht sein erlesenes Reich" (Rotteck). „Hier ist die höchste Aufgabe des menschlichen Geistes gelöst: die größte aller Wahrheiten ist gefunden: eine vollkommene politische Verfassung" (Lips). „Amerikas jugendliche Naturkraft war und ist für den Europäer der willkommenste Boden, auf dem sich die alternde Welt des Ostens nach Körper und Geist verjüngt" (Eggerling). Die amerikanische Idee wirkte auf Deutschland!

---

[1]) Daniel Webster sah im Deutschen Zollverein ein System sich entwickeln, welches einen großen Einfluß auf das Schicksal der Christenheit haben müsse. Ihm scheine dasselbe neue Wege des Verkehrs zwischen den Staaten zu öffnen und neue Aussichten für die Zukunft zu begründen; keine Nation habe in ihren Unternehmungen und ihrem sozialen Verkehr solche wahrhafte Sympathie mit allem, was amerikanisch sei, an den Tag gelegt, als das deutsche.

Politisch war von besonderer Bedeutung und starkem Einfluß die Gestaltung des Föderalismus in der nordamerikanischen Staatenwelt. Die Achtundvierziger haben die amerikanische Bundesverfassung studiert. Zwar scheiterte der revolutionäre Traum von 1848-49, aber die Idee des Bundesstaates, die Alexander Hamilton so klar durchdacht und als Minister so tatkräftig gestaltet hatte, blieb in Deutschland lebendig. Der „Kongreßstaat", der „Deutsche Bund", konnte kein Leben entfalten. Als das Einigungswerk Bismarcks dann seinen Anfang nahm, erschien auf dem Büchermarkt — es war ein Zeichen der Zeit — „Der amerikanische Föderalist; politische Studien für die deutsche Gegenwart" (1864). Auch Treitschke — ein Geistesverwandter Hamiltons — hat damals mit seiner feurigen Beredsamkeit diesen amerikanischen Staatsgedanken gepriesen. In der Reichsverfassung von 1871 hat er dann die den deutschen Verhältnissen entsprechende Gestaltung gefunden. So ließen die Deutschen amerikanische politische Ideen auf sich wirken: Liberalismus, Föderalismus, Nationalismus.**

Auch die Amerikaner suchten deutsches Gedankengut. Je mehr sie die geistige Befreiung und Ablösung von England anstrebten, um so mehr richteten sie ihre Blicke auf die große idealistische Literatur, Philosophie und Wissenschaft der Deutschen, an der diese ihre Nationalbewegung genährt hatten. Ein großer Teil des geistigen Amerikas ging damals nach Deutschland an deutsche Universitäten in die Schule. Als die Zeit für die Ausbildung eigener Hochschulen in Amerika gekommen war, haben die deutschen Ideen einen starken Einfluß ausgeübt und den altenglischen College-Typ durch den deutschen Einschlag zu einer neuen amerikanischen Form umgebildet. Auf den amerikanischen Universitäten beruht heute ein gut Teil der Hoffnungen, mit denen Amerika der Zukunft entgegen schreitet.

Mit dem Bismarckschen Zeitalter kommt ein neues sich-Begegnen der beiden jungen Bundesstaaten. Wieder zeigt sich jenes von Ranke geschaute „welthistorische Faktum", daß die

**) Man vergesse hier nicht Friedrich Lists zu gedenken, der von Amerika her sein „Nationales System der politischen Ökonomie" konzipierte.

Unabhängigkeit des nördlichen Amerika und das Bestehen des preußisch-deutschen Staates in einer engen inneren Beziehung zueinander sich befinden. Die Parallelität des Schicksals tritt in den Ereignissen der sechziger Jahre erneut hervor.

Deutsche und Amerikaner ringen in blutigen Kriegsjahren um den nationalen Einheitsstaat, um die Form des politischen Daseins, die allein ihnen weltpolitische Geltung verleihen kann. Durch die Spaltung in Nord und Süd war die wahre Unabhängigkeit Nordamerikas aufs neue gefährdet; unmittelbar hatte Napoleon III. in Mexiko eingegriffen; eine Möglichkeit war für England und Frankreich entstanden, aus der Union zwei Staaten zu machen und damit die amerikanische Entwicklung vielleicht für immer anzuhalten. Die deutschen Sympathien, vermittelt durch die Masse der Deutsch-Amerikaner, gingen mit der Politik des Nordens, mit der Führung Amerikas durch Präsident Lincoln. Es ist die Zeit, in der nun auch ein großer Teil des deutschen Liberalismus seine Sympathien der neuen norddeutschen Politik des Grafen Bismarck zuwendet.

Eine merkwürdige gleichzeitige Darstellung amerikanischen und deutschen Wesens in Lincoln und Bismark! Beide Männer sind zu nationalen Halbgöttern geworden, denn durch ihr Werk wurden zwei mächtige Staaten erneuert. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, einer schicksalsmäßigen, trotz größter innerer Gegensätze, war den betrachtenden Zeitgenossen eigen. Bismarcks Freundschaften zu Amerikanern ist bekannt: „Ich habe eine Schwäche für Amerikaner", hat er gesagt. „Lebte ich in Amerika, so würde ich auch Republikaner sein." Er sah in der Abwehr gegen die „cäsarische Gewalt der alten und der modernen Zeit", gegen die „klerikale und die dynastische Ausbeutung der Völker" Momente des Gemeinsamen zwischen seiner und der amerikanischen Politik — wie aus einem Brief Bismarcks an den Freund Motley, damals amerikanischer Gesandter in London, hervorgeht (1869). Seinem Besucher Carl Schurz aber erklärte er (1868) seine Meinung über die politischen Beziehungen der beiden Mächte etwa dahin: „Preußen ist durch Überlieferung und in wohlverstandenem eigenen Interesse ein treuer Freund Ihrer Republik und wird es auch bleiben, trotz seiner monarchischen und aristokratischen Sympathien. Darauf können Sie immer rechnen."

Die Empfindung für eine eigentümliche deutsch-amerikanische Zusammengehörigkeit hat damals wohl keiner so bestimmt ausgesprochen als der preußisch-deutsche Nationalliberale Heinrich von Treitschke, als er im Februar 1871, im Hochgefühl des großen deutschen Aufschwunges, in einer Betrachtung über die Stellungnahme der anderen Nationen zur neuen deutschen Einheit und zu der Frage, warum sie Deutschland hassen und warum sie für Deutschland keine Vorbilder sein können, öffentlich die Worte schrieb: „Nur ein Staat der Gegenwart darf mit gleicher Zuversicht wie der deutsche einer großen und freien Zukunft entgegenschauen — die Union von Nordamerika. Die Freundschaft, die uns mit ihr verbindet, entspringt nicht bloß zufälliger diplomatischer Berechnung, sondern dem Gefühle einer tiefen inneren Verwandtschaft, das in beiden Völkern erwacht ist, trotz der ungeheuren Verschiedenheit aller Lebensformen in Staat und Gesellschaft. Deutschland und Nordamerika sind heute, alles in allem, die beiden modernsten Staaten, die beiden jugendkräftigen Träger germanisch-protestantischer Gesittung."

So waren die wiederhergestellte Union und das neugegründete Deutsche Reich auf eine verheißungsvolle Bahn getreten. Über den sich nun immer umfangreicher entfaltenden Warenaustausch zwischen beiden Volkswirtschaften brauchen wir hier keine näheren Ausführungen zu machen; er konnte nicht gleichgültig bleiben für die Beziehungen der Nationen zueinander. Auch der Ideenaustausch wirkte weiter. Nach Deutschland drang der „Amerikanismus" vor, der nun immer bestimmter gestaltet wurde in neuen wirtschaftlichen Methoden, in Fortschritten der Organisation, in der rationalen „Modernität" auf allen die Ökonomie berührenden Gebieten. Das preußisch-deutsche Wesen wirkte auf Amerika: die Idee des Beamtentums, in einer großen Tradition verkörpert, wurde allen voran von dem Deutsch-Amerikaner, dem diese Gedenkschrift gewidmet ist, in das wilde amerikanische „Beutesystem" als ein Heilmittel eingefügt. Der „civil service" hat sich seitdem immer weiter ausgewachsen. In der schweren amerikanischen Frage der Kommunalverwaltung hat das bewunderte deutsche Beispiel große Reformen angebahnt. Die

Pflege der Wissenschaften erfuhr eine weitere Ausdehnung und Vertiefung.

So wurden Preußentum und Amerikanismus ausgetauscht. In gemeinsamer Schicksalsstunde an das Licht der Welt getreten, gleichzeitig, aber nicht gleichartig, ja in vielem sogar entgegengesetzt, haben die beiden modernen Staaten mit den ihnen eigentümlichen Kräften in Frieden und Wohlgesinnung nebeneinander gewirkt. Denn man darf wohl erklären: nicht das Gleiche gehört zusammen — das kann nur zu tauber Häufung führen —, sondern das Ungleiche, wenn es nur zur Ergänzung befähigt ist; denn das führt zu Befruchtung, bringt Bereicherung und Entwicklung und verheißt — vielleicht Vollendung.

Das neue Jahrhundert begann mit vielen Hoffnungen deutscher und amerikanischer Entfaltung.

Beide Staaten waren in den achtziger, neunziger Jahren gleichzeitig in die imperialistische Bewegung eingetreten. Neue Männer führten sie diesen Weg. Was einst die amerikanischen Staatsgründer gewünscht und gehofft hatten, erfüllte sich jetzt: Deutschland entfaltete seine Macht auf dem Meere. Die Amerikaner, die in der mittleren Periode ihrer Geschichte ihr ursprüngliches Seeinteresse aufgegeben hatten, um abgewendet vom atlantischen Ozean einen Kontinent zu erobern, vollzogen jetzt die gleiche Schwenkung: auch sie bauten Flotte, erwarben Kolonien, suchten Einflußsphären außerhalb ihres engeren politischen Systems, gründeten Kohlenstationen, Radiostützpunkte, machten sich an die Eroberung und Durchdringung aufnahmefähiger Märkte in anderen Erdteilen.

In diesem Zeitraum des konkurrierenden imperialistischen Vordringens stießen die beiden Völker aufeinander. Eine Menge von Verstimmungen traten ein: wegen Samoa, den Philippinen, Venezuela, Südamerika, China. Ein ungeduldiges Mißverstehen von beiden Seiten drängte sich in den Vordergrund. Die Gegner Deutschlands verstanden es, dieses auf vielfältige Weise zu fördern, zu nähren und auszuweiten.

Es gab Bemühungen um ruhige Behandlung von Streitfragen, um Ausgleich, um besseres Kennenlernen. Ruhigere Jahre waren

dazwischen. In den politischen Entscheidungen aber war zu erkennen, daß die Vereinigten Staaten in dem neuen großen Weltgegensatz zwischen Deutschland und England, der sich über alle anderen ausbildete und alle anderen mitbestimmte, auf die englische Seite neigten. Der aufstrebende neu-amerikanische Imperialismus lehnte sich an die stärkere See-, Kolonial- und Handelsmacht an, an den Staat von altem imperialen Ansehen und jahrhundertelanger Geltung. Die Idee der Freiheit der Meere wurde damit zurückgestellt. Der preußisch-amerikanische Vertrag verlor seine innere Kraft, als jenes stille Einvernehmen Amerikas mit Großbritannien begann — von den Deutschen zu wenig beachtet! — jenes „gentlemen agreement", wie man das Verhältnis bezeichnet hat, oder jene „ungeschriebene Alliance", wie andere Amerikaner sagten. Unter diesen politischen Bestrebungen vollzog sich eine Erneuerung und Ausweitung des all-angelsächsischen Bewußtseins. Die ursprüngliche Sprach- und Volksgemeinschaft wurde erneut gepflegt. So drangen im Amerikanertum wieder stärker die englischen Tendenzen durch. Als man in den Kriegsjahren dann die Hundertprozentigkeit von den Bürgern forderte, waren es oft englisch bestimmte Prozente, an die man dabei dachte. Es war wie ein Aufleben der alten nativistischen Bewegung, gegen die Carl Schurz so leidenschaftlich angekämpft hatte. — Die Reaktion auf den Anglizismus (so wollen wir noch anmerken) ist nach dem Kriege nicht ausgeblieben. In der Literatur vor allem bricht sich eine mächtige Opposition dagegen Bahn: zurück und vorwärts zum schöpferischen Amerikanertum soll erneut die Devise sein.

Die Amerikaner deutscher Abstammung waren vielfach skeptischer als die Reichsdeutschen gewesen in betreff der politischen Beziehungen der beiden jungen Völker zueinander. Soweit sie noch deutsches Wesen an sich trugen und ihre ursprüngliche Muttersprache nicht aufgaben, wurden sie zu oft als „damned Dutchmen" von den englisch bestimmten Amerikanern verächtlich gemacht oder doch auf eine niedere Stufe des Amerikanertums herabgedrückt. Es war ein Schade für die Deutschamerikaner, daß zu wenige von ihnen in die Verantwortung des öffentlichen amerikanischen Lebens eingetreten waren: Carl Schurz hatte zu

wenig Genossen und Nachfolger aus seinem Lager gefunden. Die stärksten Kräfte der Deutschen gingen in das Wirtschaftsleben. So konnte die Anglisierung der politisch führenden Schichten weiter um sich greifen.

Eine für deutsche Begriffe ungeheuerliche Propaganda des englischen und anglo-amerikanischen Interesses hat im Weltkrieg dann die unermeßlichen Kräfte der Union in die Wagschale zur Zerstörung des friederizianisch-bismarckischen Staates, des alten Schicksalsverwandten in Mitteleuropa, geworfen. Vergeblich suchten die nichtenglischen Kreise, vor allem die Amerikaner irischer und deutscher Abkunft, die Vereinigten Staaten in der großen historischen Rolle einer starken Neutralität zu erhalten. Das einseitige, in immer größere Dimensionen sich ausdehnende Kriegsgeschäft verdarb die Reinheit der amerikanischen Neutralität. Das Finanzinteresse — so weit wir sehen — entschied sich für die Erhaltung der Gläubigerstaaten, die Vernichtung Deutschlands und seine Verfrondung an die Sieger zur Sicherstellung der Rückzahlungen.

Von uns Deutschen wird es als tragisch empfunden, daß die Vereinigten Staaten, unter Wilsons Führung, die Hand boten, die Weltgeltung des deutschen Volkes zu zerschlagen und es der Herrschaft seiner alten europäischen Gegner aus dem 17. und 18. Jahrhundert wieder auszuliefern. Die Pariser Vorortsverträge sollen ein europäisches Statut schaffen wie einst der Westfälische oder der Utrechter Friede: wir können darin nur ein europäisches Verhängnis sehen. Die Vereinigten Staaten haben den Versailler Vertrag nicht angenommen, sondern ihren Sonderfrieden mit den Deutschen geschlossen. In den Jahren der zunehmenden Beruhigung nach dem Kriege, in denen die Amerikaner deutscher Abkunft so Erstaunliches für die Linderung der Not im deutschen Volke getan haben, ist die „Einsicht in die mancherlei Irrtümer und Fehler in dem Verhalten von deutscher Seite gegen die Union“ gewachsen und „in den Vereinigten Staaten entstand das Bedauern über die Kurzsichtigkeit, mit der das Land in den Krieg gegen Deutschland hineingegangen war“.

Heute empfinden wir es mit Dankbarkeit, daß nun ein neues Blatt in den deutsch-amerikanischen Beziehungen aufgeschlagen

werden soll. Junge Völker können vergessen und in die Zukunft schauen.

Wir hoffen auf die Ausrottung auch der letzten Spuren einer niederträchtigen, die Ehre der Deutschen angreifenden Propaganda in Wort und Film.

Wir hoffen auf Sachlichkeit, Ehrlichkeit, Reinheit in den Beziehungen der beiden Nationen.

Ja, wir glauben an die Möglichkeit wahrer Freundschaft zwischen den Völkern, die ein höheres Geschick im Gang der Geschichte so lange verbunden hat.

Verschieden in unserer Art gehen wir getrennte Wege, aber wir haben unseren Marsch zu gleicher Stunde angetreten; durch gleichartige Fährnisse sind wir hindurchgegangen; wie sahen uns rüstig voranschreiten und verfolgten unsere Bahnen, ohne uns gegenseitig zu stören, ja oft mit einem Hinübersenden unseres gegenseitigen Wohlwollens. Auch beobachteten wir uns und verstanden es, voneinander zu lernen in einer Art, wie es nur zwischen Gleichaltrigen zu sein pflegt, die offen zueinander sind ohne Argwohn, daß ihnen etwas aufgezwungen werden soll.

Die Diplomatie des Tages schwankt. Streitfragen des Krieges, die ein Verhängnis zwischen diese beiden Völker gebracht hat, werden noch zu lösen sein; manches bleibt, das bereinigt werden muß. Möchten die beiden Völker aber stetig und ohne Kursänderung Seite an Seite dem welthistorischen Ziele zuschreiten, von dem ihre Geschichte ihnen vielleicht manches schon offenbart hat.

Deutsche Gedanken beim Aufbau des amerikanischen Staates.

Prof. Carl J. Friedrich, Harvard-Universität, Cambridge.

I.

„Das geistige Individuum, das Volk, insofern es in sich gegliedert, ein organisches Ganzes ist, nennen wir Staat". So umfassend charakterisierte Hegel das Wesen des Staates. Kann man in diesem Sinne überhaupt von einem amerikanischen Staate sprechen? Die Amerikaner selber tun es selten; sie sprechen vom amerikanischen Volke (in einer sehr unbestimmten Weise), von einer amerikanischen Verfassung, von einer amerikanischen Regierung, auch gelegentlich von einem amerikanischen Gemeinwesen (Commonwealth). Aber von einem amerikanischen Staate sprechen sie nicht. Es handelt sich hier offenbar um einen tiefgehenden Gegensatz in der Auffassung über das eigentliche Wesen politischer Verbände, der im Laufe der Untersuchung noch klarer herauszuarbeiten versucht werden muß. Für dies Essay möchte ich mich vorerst damit begnügen, den Staat im weiteren Sinne des „öffentlichen Lebens" zu fassen, ohne aber zugleich damit sagen zu wollen, daß ich die Gesamtheit des öffentlichen Lebens mit in die Untersuchung hineinzunehmen beabsichtige. Ich werde vielmehr diejenigen Seiten herausheben, in denen deutsches Gedankengut merklich fühlbar und nachweisbar ist.

Das uns gestellte Thema ist aber auch mit dieser Einschränkung noch außerordentlich heikel. Denn was ist unter „Deutsche Gedanken" eigentlich zu verstehen? Bei der starken Verflechtung des Gedankenguts aller Zeiten und Völker während der letzten zwei Jahrhunderte könnten wir bei ungenauer Feststellung dieser Grundlage unserer ganzen Untersuchung leicht auf das Glatteis der endlosen Auseinandersetzungen über die geistige Urheberschaft von schöpferischen Gedanken geraten, die gerade

auf dem Gebiet des staatlichen und politischen Lebens besonders verwickelt zu sein pflegen. Es wird notwendig sein, sich die hier verborgenen Bedenken gegenwärtig zu halten, um nicht ein sehr verzerrtes Spiegelbild der Wirklichkeit zu erhalten.

Diesem Bedenken bei der Betrachtung des Einflusses deutscher Ideen im engeren Sinne entspricht ein anderes, das im Auge behalten werden muß, wenn es sich darum handelt, die Rolle der deutschen Amerikaner im öffentlichen Leben Amerikas in Betracht zu ziehen. Der berechtigte Stolz, den der deutschstämmige Amerikaner bei dem Gedanken an diejenigen Männer und Frauen empfindet, die im öffentlichen Leben seiner neuen Heimat eine wichtige Rolle gespielt haben, ist etwas ganz anderes als der Nachweis, daß die betreffenden Persönlichkeiten am Aufbau des amerikanischen Staates einen g e i s t i g e n Anteil genommen haben.

In diesem Zusammenhang sei es unumwunden ausgesprochen, daß nur die Erkenntnis der unzerreißbaren Einheit der gesamteuropäischen Geistesentwicklung eine geeignete Grundlage für eine Studie wie die vorliegende sein kann. Die gegenteilige Auffassung ist das Danaergeschenk des flachen Nationalismus, wie ihn das 19. Jahrhundert ausbildete, und nicht zufällig war diese Entwicklung mit der Ausbildung des Materialismus verschwistert. Vielleicht nirgendwo hat aber dieser „gewollte" Nationalismus so umfassend alles Geistige erfaßt, wie gerade in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; es sei denn in Amerika. Aus dieser Ähnlichkeit der „geistigen" Konstellation ergaben sich notwendige „geistige" Beziehungen.

In Amerika fand diese nationalistische Fehlauffassung des Geisteslebens ihren extremen Ausdruck in den Bewegungen, die man unter dem Namen „Nativismus" zusammenfaßt und deren jüngste Blüte der K u - K l u x - K l a n ist. Obgleich sie sich angeblich auf den Gegensatz von „n a t i v e A m e r i c a n s" und anderen, Neugekommenen, Einwanderern, aufbaut, ist sie im Grunde vornehmlich eine koloniale Verallgemeinerung des englischen „Snobismus". Diese „völkische" Begeisterung für Leute, deren Vorfahren in den Vereinigten Staaten geboren sind, hat zu allerhand wüsten Exzessen geführt. Auf unseren besonderen Fall in diesem Essay angewandt, ist zu betonen, daß die Gegenüberstellung von Deutschen oder G e r m a n - A m e r i c a n s und

native Americans, die die ganze Literatur über Themata wie das unsrige durchzieht, zu ganz verworrenen Auseinandersetzungen geführt hat. Es muß demgegenüber immer wieder hervorgehoben werden, daß alle „native Americans" von dem einen oder anderen europäischen Volksstamm, meist von mehreren, abstammen und daß sie daher in vieler Beziehung der Bevölkerung einer modernen Großstadt gleichen, die ja bekanntlich auch ein „Schmelztiegel" ist. Die Bedeutung des deutschen Volkselements in diesem Tiegel ist sehr schwer zu fassen, weil der Deutsche selber typenmäßig nicht klar herausgebildet ist. Trotzdem ist die Frage nach dem Einfluß der verschiedenen deutschen Volkselemente nicht unberechtigt, wenn auch schwer zu beantworten, da dieser Einfluß besonders in der Politik in sich widerspruchsvoll ist. Es wird daher nur möglich sein, einiges Typische herauszuheben.

Nach dem bisher Gesagten ist es klar, daß sich unsere Untersuchung theoretisch nach zwei verschiedenen Seiten hin entfalten muß, die in ihrer Verflechtung miteinander im konkreten Ablauf der amerikanischen Geschichte zu untersuchen sein werden. Wir haben uns einmal mit der Anteilnahme von deutschen und nachweisbar deutschstämmigen Menschen am öffentlichen Leben Nordamerikas zu befassen und weiter eine geistesgeschichtliche Untersuchung anzustellen über das Einströmen solcher Ideeninhalte, die in deutscher Sprache ihre prägnanteste Ausprägung erfahren haben. Dabei ist der Inhalt solcher Ideen durchaus nicht immer eindeutig, besonders in fremdem Sprachgewand. Es hat dies zu tiefgehenden Mißverständnissen geführt, vor allem da wesentlich deutsches Gedankengut oft als undeutsch in Deutschland abgetan worden ist, nur deshalb, weil es mit den bestehenden politischen Einrichtungen im Widerspruch stand. Die Antithese ist aber mindestens ebenso wichtig wie die These, und gerade sie wirkt oft auf das Ausland. Daher das kluge und tiefe Wort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

II.

Die Wiege des amerikanischen Staates ist, wie allbekannt, der Vertrag der Pilgerväter auf der Mayflower (Maiblume), dem Schiff, das die kleine Puritanergemeinde im Jahre 1620 nach Neu-England brachte. Dieser Vertrag entspricht etwa den

Statuten einer Erwerbsgesellschaft oder eines Vereins und muß auch in diesem Sinne verstanden werden. Den öffentlich-rechtlichen Rahmen bildete hier, wie in Plymouth und Virginia vorher und den weiteren Kolonien später, die Charter, eine Art Freibrief des englischen Königs, der der Gesellschaft, die die Gründung finanzierte, ein Betriebsmonopol gab. Auf diesem Grunde sind dann die Einzelstaaten, die sich im Jahre 1776 unabhängig erklärten, erwachsen. In den einundeinhalb Jahrhunderten kolonialer Entwicklung bildeten sich die Aktionärs- und ähnlichen Vertreterkörperschaften in koloniale Legislaturen um, denen der Gouverneur als Vertreter des Königs und Exekutivorgan gegenüber stand. Da zugleich von England das unabhängige Richtertum allmählich übernommen wurde, so bildet sich hier schon klar die Dreiteilung der Gewalten heraus, die für den amerikanischen Staatsaufbau so bezeichnend werden sollte. Man kann in einem gewissen Sinne sagen, daß wir es hier, durch die Umstände erzwungen, mit einer Abart der konstitutionellen Monarchie zu tun haben, für die ja die Gewaltenteilung charakteristisch ist. So paßt denn auch die berühmte Analyse Montesquieus auf die amerikanischen Kolonien viel eher wie auf das englische Mutterland, in dem die Gewaltenteilung schon seit der glorreichen Revolution einem Parlamentsabsolutismus Platz gemacht hatte.[1])

Doch würde man sehr fehlgehen, wenn man in diesen Anfängen der amerikanischen Republik schon eine durchgebildete Demokratie suchen wollte. Vorerst setzten sich noch allenthalben die gesellschaftlichen Schichtungen der Länder, aus denen die Kolonisten kamen, also vor allem Englands, fort. Dazu traten die von religiösem Fanatismus und der Machtgier der Priester getragenen Tendenzen zur Errichtung einer Theokratie nach jüdi-

[1]) Charles H. Mc Ilwain sieht in diesem Auseinderfallen der Verfassungsentwicklung in England und den amerikanischen Kolonien den eigentlichen Kern des ganzen Konfliktes. Siehe sein Buch „The American Revolution". .. Im Zusammenhang mit diesem Hinweis sei es gestattet, kurz das Problem der Bibliographie für diesen Aufsatz zu streifen. Es ist im Hinblick auf den außerordentlich großen Umfang der für diese Untersuchung herangezogenen Literatur gänzlich darauf verzichtet worden, im einzelnen Hinweise zu geben. Das verbot sich schon aus Raummangel. Die Literatur zur Geschichte der Deutschamerikaner ist ziemlich ausführlich in Albert Bernhard Fausts The German Element in the United States aufgeführt. Für die ideengeschichtliche Seite dieses Aufsatzes besteht eine derartige Zusammenstellung m. W. nicht.

schem Muster, die in Massachusetts ihre eindrucksvollste Ausprägung erfuhren.

Aber der Kern zu einer gegensätzlichen Entwicklung war doch schon vorhanden. Denn die Verfassung der eigentlich puritanischen Kirche, der Kongregationalisten, ist im Grunde demokratisch. Es ist nun nicht zu vergessen, daß diese Kirchenverfassung in stetiger Auseinandersetzung mit anderen kalvinistischen Sekten erwachsen ist, ein Gebiet, so verwickelt in seinen Zusammenhängen, daß es noch sehr weitgehend der kirchenhistorischen Forschung vorbehalten ist, die Zusammenhänge im einzelnen aufzuklären, ein Unternehmen von der größten Bedeutung, auf das schon Georg Jellinek hingewiesen hat.[2]) Doch kann wohl mit Recht vermutet werden, daß in diesem Prozeß deutsches Gedankengut eine wesentliche Rolle gespielt hat, zumal eine Trennung zwischen deutschem und holländischem Geistesleben zu jener Zeit kaum gemacht werden kann. Man denke nur an die engen Beziehungen zwischen Johannes Althusius, Bürgermeister von Emden, und den Staaten. Gerade der Einfluß dieses Denkers auf die politischen Anschauungen der kalvinistischen Sekten ist gegenwärtig nur sehr schwer zu beurteilen. Fest steht jedenfalls, daß er unter den calvinistischen Staatstheoretikern eine führende Rolle gespielt hat, ja auch mehrere Male an die Universität Leyden berufen wurde. Dementsprechend finden wir denn auch seine P o l i t i c a m e t h o d i c e d i g e s t a unter den wenigen Werken politischer Natur, die die Bibliothek der Universität Harvard im siebzehnten Jahrhundert enthielt.[3]) Jellinek hat in der angeführten Studie nachgewiesen, daß die rechtliche Formulierung der später so berühmt gewordenen Menschenrechte von dem Kampf um die religiösen Toleranzgedanken seinen Ausgang nahm. Diese Vorstellung unveräußerlicher Rechte wurde für die spezifisch amerikanische Staatsentwicklung von großer Bedeutung. Daneben aber darf der Gedanke freier Mitbestimmung aller Staatsbürger nicht außer acht gelassen werden. Denn wenn auch unter den C h a r t e r s die Aktionäre der jeweiligen Gesellschaft als f r e e m e n (Gemeinfreie) bei der Verwaltung der

[2]) D i e E r k l ä r u n g d e r M e n s c h e n - u n d B ü r g e r r e c h t e. 4. Aufl. 1927. pg. 47. Hans Schimmelpfeng ist gegenwärtig dabei, diese Lücke zu füllen.

[3]) Catalogus Librorum Bibliothecae Collegii Havardini MDCCXIII. The Library also contained Bodin, Pufendorf, Macchiavelli, Seldon and others.

Kolonie mitzuwirken berechtigt waren, so war doch der größere Teil der Einwanderer als abhängige Leute auf Kosten eines anderen herübergekommen. Das allmähliche Vordringen dieses ursprünglich abhängigen Elements hat in jeder der Kolonien einen etwas anderen Verlauf genommen, aber im großen und ganzen ist die Entwicklung sehr ähnlich. In einem gewissen Sinne kann man für die Verwirklichung beider Gedanken, den der Grundrechte und den der Mitbestimmung, die Regierung Wilhelms von Oranien als den Wendepunkt bezeichnen. In dieser Zeit treten uns zwei immer wiederkehrende Typen deutschen Einflusses auf die amerikanische Staatsentwicklung entgegen, der amerikanische Radikale, der sich in Deutschland oder sonstwo auf dem europäischen Kontinent sein geistiges Rüstzeug holt, und der deutsche Einwanderer, der der Natur der Dinge nach als Bannerträger des Fortschritts auftritt, wenn er überhaupt politisch tätig wird, da er ja nicht zur „Gesellschaft", sondern zum Volke gehört. Die ersten hervorragenden Repräsentanten dieser Typen sind John Wise und Jakob Leisler.

Im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begannen die führenden Geister der kongregationalistischen Kirche im Hinblick auf die schwindende Macht der Priester und der Erfolglosigkeit aller Bemühungen, die Kirchengemeinde in ihrem Sinne zu lenken, Bestrebungen, die darauf hinausliefen, die kongregationalistische Kirchenverfassung aristokratisch umzubilden und zu einheitlicher Stellungnahme zu befähigen; ein Rat aus den Pfarrern aller Gemeinden sollte gebildet werden. Gegen diese Bestrebungen schrieb John Wise dann einen berühmten Trakt, in dem er für demokratische Organisation der Kirche und des Staates, strenge Scheidung zwischen Kirche und Staat und die Grundrechte des Menschen unumwunden eintrat und den logisch-zwingenden Zusammenhang dieser Ideen in so überzeugender Weise darlegte, daß von den in Frage stehenden Bestrebungen nichts wieder gehört wurde. Ganz besonders bedeutsam ist in dieser Schrift die eindeutig rationalistische Auffassung vom Wesen menschlicher Verbände und ihre folgerichtige Anwendung auf Kirche und Staat. In all diesen Gedankengängen war John Wise der gelehrige Schüler des genialen, aber oft dunklen Pufendorf. Nun hat sich unter der Hand Wises die in Deutschland unfruchtbar gebliebene Idee Pufendorfs entfaltet, nach der die Welt des Rechts sich nicht aus natürlich-physischen, sondern aus geistigen Wesenheiten aufbaue. Er nennt

diese „entia moralia". Es ist hier nicht der Ort, auf die hier in Betracht kommenden Probleme der politischen Theorie näher einzugehen, festzuhalten ist nur, daß es sich um eine Angleichung der Grundlehren des aufgeklärten Absolutismus und seiner naturrechtlichen Vorstellungen handelt, und zwar in der Form, in der sie in Deutschland ausgebildet worden waren. Ein Zweifel kann hierüber um so weniger bestehen, als John Wise selber sagt, daß sich seine Auffassung auf Pufendorfs System aufbaue. Es zeigt sich hier, wie so oft, daß eine Idee, die in Deutschland unfruchtbar bleibt, weil sie nicht „zeitgemäß" war, in fremdem Boden dann aber Wurzel schlägt und dort eine lebendige gesellschaftliche Strömung verstärkt. Das Buch von Wise hatte einen sehr erheblichen Einfluß. Auch wurde es im Jahre 1771 wieder aufgelegt, fand weite Verbreitung und hat nach der Ansicht namhafter Autoren auf die Gedankenwelt der Revolutionszeit stark gewirkt. Mehrere Artikel in der Bill of Rights des Staates Massachusetts sind fast wörtlich aus Wises Traktat entnommen, und das ist um so bedeutsamer, als ja dann die Massachusetts Bill weitgehend als Vorbild gedient hat.

Die Feststellung dieses Sachverhalts ist um so wertvoller, als man John Wise mit einiger Berechtigung den amerikanischen John Hampden nennen könnte, da er ins Gefängnis ging, weil er eine Steuer, die der unverantwortliche Gouverneur Jakobs II. Amos, erheben wollte, nicht nur selbst zu zahlen ablehnte, sondern auch seine Gemeinde veranlaßte, sich ihr zu widersetzen. Diese Episode ist auch insofern bedeutsam, als sie die Spannung charakterisiert, die zu jener Zeit zwischen den Vertretern des katholischen Königs Jakob II. und den Aristokraten in den Kolonien einerseits, der großen Masse der Kolonisten anderseits bestand. Diese Spannung entlud sich allenthalben, als die Nachrichten von der Entthronung Jakobs und der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien die Kolonien erreichten. Im Staate New York trug die Flut der Volksbewegung einen gebürtigen Deutschen, Jakob Leisler, an die Spitze der Regierung. Als Gouverneur unternahm dieser dann auch als erster Schritte, um eine gemeinsame Aktion aller englischen Kolonien des amerikanischen Festlandes zur Verteidigung gegen die Angriffe Frontenacs, des Generals Ludwigs XIV., herbeizuführen, der erste Schritt auf dem Wege zur bundesstaatlichen Zusammenfassung der Einzelstaaten.

Diese Vorgänge sind auch insofern für unsere Fragestellung interessant, als unter der kurzen Verwaltung Leislers auch in New York, das bis dahin im Sinne eines ausgesprochenen Agrarfeudalismus regiert worden war, eine repräsentative gesetzgebende Körperschaft gebildet wurde. Leisler bezahlte diese und andere Maßnahmen im Sinne der Fortschrittspartei mit dem Tode auf dem Schafott, die Folge eines standgerichtlichen Urteils seiner Gegner, das später vom englischen Parlament annulliert wurde. Sein Kampf hatte die Gemüter so tief erregt, daß der Staat New York jahrzehntelang in die zwei Parteien der Leisleriten und Anti-Leisleriten zerrissen war, die sich wütend bekämpften. Diese Kämpfe dauerten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fort und sind insofern auch für die spätere Entwicklung bedeutsam, als New York ja in einem gewissen Sinne im Unabhängigkeitskrieg entscheidend wurde, sie brachen die Vorherrschaft der Tories in diesem Staat.

Auch die Anfänge der Pressefreiheit sind mit einem deutschen Namen eng verknüpft: Johann Peter Zenger. Dieser wurde mit seiner fortschrittlichen Zeitung der Volkspartei 1735 in einen heftigen Streit mit den Behörden verwickelt, der ihm sehr gefährlich hätte werden können, da nach gemeinem englischen Recht die Geschworenen nur darüber zu entscheiden hatten, ob das von den Behörden als aufrührerisch verklagte Dokument tatsächlich gedruckt worden sei, nicht aber darüber, ob denn das Dokument auch wirklich aufrührerisch sei. Hätte das Geschworenengericht dem bestehenden Rechtsbrauch Folge geleistet, so wäre Zenger zweifellos verurteilt worden; aber es gelang seinem Verteidiger, dem berühmten Advokaten A. Hamilton, die Geschworenen dazu zu bewegen, zum ersten Male in der englischen Rechtsgeschichte den Inhalt einer Streitschrift mit in Erwägung zu ziehen, ein Präzedenzfall, der auch das englische Recht später beeinflußt hat und entscheidend für die Entwicklung der Pressefreiheit in Amerika geworden ist. Der Brennpunkt war die Frage: Kann etwas, was wahr ist, aufrührerisch sein? In diesem Falle, wie später öfters noch, wurde ein Deutscher zum Exponenten des Fortschritts, weil er andere Rechts- und Gerechtigkeitsvorstellungen seinem Handeln zugrunde legte, die ihn in einen Konflikt mit den bestehenden Gesetzen brachten. Denn handelte es sich bei einem derartigen Konflikt um Gegensätze, die auch in der Öffentlichkeit einen Reso-

nanzboden fanden, so wurden solche Vorfälle der Anlaß zu politischen Neuerungen. Aber noch ein dritter Typus deutscher Anteilnahme, und wahrscheinlich der bedeutsamste von allen, tritt gerade in diesen Jahrzehnten deutlich hervor. Während in den beiden großen Kolonien Massachusetts und New York mit Wort und Tat der Kampf für die Ideen der Aufklärung und den modernen Volksstaat geführt wird, die Gedanken von den Grundrechten und der Volksvertretung immer weiter um sich greifen, führen diese beiden Ideen etwa zur gleichen Zeit zur Gründung einer selbständigen Kolonie auf ihrer Grundlage: Pennsylvania. Und gerade am Aufbau dieser Kolonie haben die Deutschen im allerstärksten Maße mitgewirkt. Zwar wieder nicht eindeutig in einem bestimmten Sinne; doch daran kann kein Zweifel sein, daß sie die religiöse Toleranz lockte. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges war etwa ein Drittel der Bevölkerung Pennsylvaniens deutsch oder deutscher Abstammung. Von hier aus ergoß sich der Hauptstrom der deutschen Siedler in den Süden und den Westen. Es ist nun sehr schwer, über die Art des Einflusses dieser Bevölkerung, die vorwiegend Bauern und Handwerker, Kaufleute und Industrielle waren, etwas Bestimmtes auszusagen. Es fehlt für derartige Untersuchungen noch jede zuverlässige Methodik. Trotzdem muß a priori angenommen werden, daß, wo Gleichberechtigung herrscht, ein wesentlich andersgearteter Volksschlag zum mindesten gewisse Grundauffassungen über das, was gut und gerecht ist, in seinem Sinne verschieben wird und das um so mehr, je stärker derartige Grundauffassungen einmal der allgemeinen Grundtendenz der Entwicklung des betreffenden Gemeinwesens Vorschub leisten, vor allem, wenn sie mit sozialen und wirtschaftlichen Triebkräften parallel laufen. Tritt dann noch eine erhebliche geistige Potenz hinzu, so dürfte eine derartige, allmähliche Umschichtung der öffentlichen Meinung auch zu einer schrittweisen Umbildung der Formen des öffentlichen Lebens führen. All dies scheint mir nun bei den Pennsylvania-Deutschen in erheblichem Maße vorgelegen zu haben. Dieses arbeitsame Bauern- und Handwerkervolk kam hauptsächlich aus der Rheinebene und der deutschen Schweiz, also aus den einer volkstümlichen Regierungsweise nie ganz entfremdeten Gauen Deutschlands. Etliche werden Bürger der freien Reichsstädte gewesen sein. Ich möchte in dieser Skizze nicht versuchen, eine ins einzelne gehende Auseinandersetzung über

diese Fragen zu unternehmen, sondern mich mit diesem Hinweis begnügen. Pennsylvania marschierte mit Massachusetts und Virginia an der Spitze der Kolonien im Unabhängigkeitskriege. Ich glaube, daß diese Entwicklung für die Art des deutschen Einflusses im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten bezeichnend ist. Der deutsche Einfluß ist stets bedeutsamer in der Durcharbeitung des Details als in der Führerschaft an großen Wendepunkten, und lebendiger auf der sozialen als auf der politischen Seite des öffentlichen Lebens gewesen. Es hat sich bisher gezeigt, daß uns schon in der kolonialen Periode der amerikanischen Geschichte der Einfluß deutscher Gedanken auf den amerikanischen Staatsaufbau in drei möglichen Typen gestaltet entgegentritt. Wenn wir diese drei Typen an ihren prominentesten Vertretern erläutert haben, so ist es natürlich selbstverständlich, daß sich weitere Einzelschicksale und Gruppenschicksale in erheblicher Zahl zu den aufgeführten hinzugesellen ließen. Doch ist das weder im Rahmen dieses Essays möglich, noch auch notwendig. Denn sie würden den bereits gewonnenen Grundeindruck nicht verschieben, daß wir in allen großen Auseinandersetzungen des amerikanischen öffentlichen Lebens die Mehrzahl der Amerikaner deutscher Herkunft auf der „fortschrittlichen" Seite finden, und daß deutsches Gedankengut gerade im Zusammenhang mit derartigen Bewegungen auf amerikanische Geister Einfluß gewinnt. Hat sich diese Grundtendenz der kolonialen Epoche auch weiterhin erhalten?

Wenden wir uns zunächst einmal wieder der rein geistigen Entwicklung zu. Es zeigt sich da nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein gänzlich neues Bild. Denn einmal war seit der Jahrhundertwende die Vorherrschaft des französischen Geistes in der gesamteuropäischen Entwicklung unbestreitbar, und die glänzendsten Köpfe der Zeit schrieben in französischer Sprache, weiterhin aber begann sich in Deutschland die deutsche Sprache durchzusetzen. Hatten die Werke eines Pufendorf, eines Wolf weite Verbreitung gefunden, so blieben anderseits die großen Werke der deutschen „Klassizität" vorerst ohne jeden Widerhall, und der geistige Einfluß verblaßt gänzlich in dieser Periode des Unabhängigkeitskrieges und des Verfassungsbaus, der wenigstens äußerlich entscheidenden Periode, in der die Montesquieu, Rousseau und Voltaire ein geistiges Band zwischen Frankreich und Amerika schlagen, das bis auf den heutigen Tag dauert und neben der angestammten

englischen Überlieferung die wichtigste Komponente im geistigen Leben des Landes bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein geblieben ist. Zwar haben eingehende Untersuchungen zu erweisen gesucht, daß entgegen früher vorherrschenden Vorstellungen die Quelle der englischen Überlieferungen für die Ausgestaltung des amerikanischen öffentlichen Lebens entscheidend gewesen ist. Doch haben derartige Auseinandersetzungen nicht daran rühren können, daß diesen „Überlieferungen" von französischen Geistern die Form gegeben worden ist, in der sie bewußt und wirksam geworden sind. Natürlich darf in diesem Zusammenhang auch die politisch-militärische Machtstellung Frankreichs nicht vergessen werden und die daraus sich ergebende Stützung der Vereinigten Staaten gegen England. In der Folgezeit ist dann besonders die diplomatische Mission Thomas Jeffersons, des späteren Präsidenten, bedeutsam geworden. Diese Gedankengänge führen uns wieder zu der Problematik, die wir in der Einleitung herauszuarbeiten uns bemühten mit dem Hinweis auf die unzerreißbare Einheit der gesamteuropäischen Geistesentwicklung. Denn wer wollte ernstlich bestreiten, daß Montesquieu bei Locke, Rousseau bei diesem, Pufendorf und vielen anderen in die Lehre gegangen sei. Gerade der einst in Deutschland unfruchtbar liegengebliebene Gedanke der „entia moralia" spielt doch zum Beispiel in Rousseau keine geringere Rolle als in John Wises oben besprochenem Trakt. Wie kann man also bei dem einen von einem deutschen Einfluß sprechen, bei dem anderen aber nicht? In dem Maße, können wir also sagen, in welchem deutsche Denker an dem Aufbau der Ideen der Aufklärung, die von französischen Geistern am klarsten und wirkungsvollsten formuliert wurden, mitgewirkt haben, dürften auch weitere geistige Bande zwischen Deutschland und Amerika geschlungen worden sein, deren eigentliche Bedeutung erst im Rahmen einer späteren Entwicklung zur Geltung kommen konnte. Und wir müssen uns mit einem so allgemein gehaltenen Hinweis begnügen; denn diesen Gedanken im einzelnen verfolgen, hieße eine Ideengeschichte der Aufklärung schreiben.

Auch im öffentlichen Leben dieser Zeit hat das deutsche Element eine verhältnismäßig geringe Rolle gespielt. Zwar treffen wir an den verschiedensten Stellen auf Deutsche, die eifrig mitarbeiten, aber von einem irgendwie entscheidenden Einfluß kann keine Rede sein. Es ist im Gegenteil auffallend, wie stark das

deutsche Element im Hintergrunde bleibt. Denn selbst Persönlichkeiten wie der Baron Steuben und die Mühlenbergs sind trotz ihrer sehr bedeutenden Verdienste gerade in den entscheidenden politischen Kämpfen des Tages nicht hervorgetreten. Auch ist es vielleicht doch nicht ganz Zufall, daß gerade Deutsche diejenigen Rollen übernommen haben, die mit sehr erheblicher Verantwortlichkeit in der Detailarbeit verhältnismäßig wenig grundsätzliche Entscheidungen erforderten bzw. wenig Ruhm brachten. So war Steuben der Exerziermeister des amerikanischen Heeres, ein Posten, der große Fähigkeiten in der sorgfältigen Durcharbeitung des Details erforderte und dabei mühselig und undankbar war.

Die große Menge der Amerikaner deutscher Herkunft schließlich scheint mit sehr überwiegender Mehrheit auf der Seite der Unabhängigkeitsbewegung gestanden zu haben, wenn sich auch gewisse Gruppen aus religiösen Gründen am Kampfe nicht beteiligten. Es ist das ja auch nicht besonders seltsam; denn einmal waren die Bande, die die deutschen Amerikaner an das englische Königshaus fesselten, natürlich weniger stark als die der englischen Einwanderer, anderseits gehörten die Deutschen vornehmlich den mittleren und unteren Volksschichten an, und schließlich waren sehr viele von ihnen noch „Pioniere". Jeder dieser Gründe für sich war bedeutsam genug, einen Mann auf die Seite der Unabhängigkeitspartei zu ziehen. Dementsprechend finden wir auch eine erhebliche Anzahl von Deutschen in höheren und niederen Stellungen in der Armee Washingtons mitkämpfen. Und wenn auch eine schöpferische Mitwirkung bei der Ausgestaltung der amerikanischen Verfassung hieraus nicht erwachsen ist, so muß die Tatsache selber doch hier vermerkt werden; denn der siegreiche Ausgang des Unabhängigkeitskrieges war immerhin eine conditio sine qua non für die weitere politische Entwicklung.

Nachdem die Unabhängigkeit gewonnen und ein Gerüst für den Staatsbau errichtet worden waren, setzte der lange und eindrucksvolle Kampf um die Herrschaft über das nordamerikanische Festland ein, der im wesentlichen ein Kampf der Zivilisation mit der Wildnis war. Stolz nennen sich die Menschen, die in diesem Kampfe die Bannerträger sind, „Pioniere", und in wenigen Jahren tritt eine klare Gegensätzlichkeit zwischen diesen Pionieren, den „Westerners", und den sich sozial differenzierenden „Easterners" hervor. Der bekannte amerikanische Historiker Turner hat gezeigt,

eine wie entscheidende Rolle dieser Grenzkampf der Pioniere in der Entwicklung des amerikanischen Staates gespielt hat. Traten in den Staaten des Ostens steigende Tendenzen zu gesellschaftlicher Klassenbildung und Aristokratisierung hervor, so hielt die Notwendigkeit der „good fellowship" in den Vorpostengebieten die Gedanken der sozialen Demokratie wach. Es war unvermeidlich, daß sich diese Gegensätze auch in der Politik bemerkbar machten. Die Präsidenten Jefferson und Jackson stützten sich im wesentlichen auf dieses Element der Bevölkerung und waren sich dessen wohl bewußt. Für uns ist hieran bedeutsam, daß gerade in den nun folgenden Jahrzehnten das deutsche Element in diesem Grenzmarktkampfe eine erhebliche Rolle spielte, und so kommt es denn auch, daß die überwiegende Mehrzahl der deutschstämmigen Amerikaner Jackson-Demokraten gewesen sind. Da ein so eminent ungeistiger Einfluß in dieser Periode der Ausgestaltung des amerikanischen Staates in den Vordergrund tritt, könnten wir uns damit begnügen, die lebhafte Anteilnahme der Deutschen an diesem Formprozeß, der sowohl demokratisierend wie nationalisierend wirkte und den modernen amerikanischen Staat schuf, festzustellen.

Im Zusammenhang mit dieser Aufschließung eines jungfräulichen Erdteils erwuchs zugleich das amerikanische Schutzzollsystem, das theoretisch sichergestellt wurde durch den Gedanken der „Erziehungszölle" — ein Gedanke, der sich schon in Alexander Hamiltons berühmtem „Report of Manufactures" angedeutet findet. Dieser Gedanke wurde zuerst ganz klar herausgearbeitet von Friedrich List, der in seinem aus den Erfahrungen der Jahre seines amerikanischen Aufenthaltes erwachsenen Werke „Das nationale System der politischen Ökonomie" an Stelle der rein statischen Auffassung des Volkswohlstandes, wie er sich bei den Klassikern findet, eine dynamische setzte. Obgleich nicht nachgewiesen ist, ob der spätere amerikanische Nationalökonom H. C. Carey als List-Schüler bezeichnet werden kann, so ist doch zweifellos, daß die Gedankengänge Lists die theoretische Fundierung für ein großes nationales Schutzzollsystem legten. Es ist anziehend, zu hören, was List über seine amerikanischen Erfahrungen später schrieb. „Das beste Werk, das man in diesem Lande über politische Ökonomie lesen kann, ist das Leben. Wildnisse sieht man hier reiche und mächtige Staaten werden . . . ein Prozeß, der

in Europa eine Reihe von Jahrhunderten nahm, geht hier vor unseren Augen vor sich, — nämlich der Übergang aus dem wilden Zustand in den der Viehzucht und aus diesem in den Agrikulturzustand und aus diesem wieder in den Manufaktur- und Handelsstand. Hier kann man beobachten, wie die Rente aus dem Nichts allmählich zur Bedeutendheit erwächst. . . . Hier treten die Gegensätze zwischen Agrikultur- und Manufakturnationen einander aufs schneidendste gegenüber und verursachen die gewaltigsten Konvulsionen. Nirgends so wie hier lernt man die Natur der Transportmittel und ihre Wirkung auf das geistige und materielle Leben der Völker kennen." Der Hypothese zufolge, die wir zur Grundlage unserer Untersuchung gemacht haben, wirkte dann die geistige Form, in die List diese Erfahrungen zu gießen vermochte, lebendig auf die Ausgestaltung des amerikanischen öffentlichen Lebens zurück.[4]) Die ganze Auffassung Lists kann als eine Ausgestaltung der „nationalen Idee" bezeichnet werden, indem sie der politischen und kulturellen die Wirtschaftsgenossenschaft an die Seite stellt. Es müssen die Gedankengänge Lists in diesem Zusammenhang daher auch zugleich als eine Verstärkung dieser Nationalisierungstendenz im amerikanischen öffentlichen Leben gewertet werden; denn gerade hier, stärker als irgendwo sonst vielleicht im europäischen Kulturkreise, erweist sich die Wirtschaftsgenossenschaft trotz aller gegenteiligen Behauptungen von der Internationalität des Kapitals schließlich als die entscheidende Grundlage der nationalen Gemeinschaft, trotz kultureller und politischer Divergenzen. Diese Gedankengänge führen uns zur Problematik der Sklaverei und des Bürgerkrieges.

Denn in dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts trat das Problem der Sklaverei mehr und mehr in den Vordergrund des politischen Interesses. Neben den weltanschaulichen spielten natürlich auch wirtschaftliche Beweggründe eine sehr erhebliche Rolle. Die letzteren haben wir aber in diesem Zusammenhang nicht zu betrachten. Es ist der Feststellung wert, daß die deutschen Amerikaner vielleicht als erste, jedenfalls aber sehr frühzeitig gegen die Sklaverei Stellung genommen haben. Schon gegen Ende des

[4]) Näheres über die Wirkung Lists in Amerika findet sich in dem im Archiv für Weltwirtschaft erschienenen Aufsatz von W. Notz: Friedrich List in Amerika.

17. Jahrhunderts versuchten sie, die Quäker als Gemeinschaft zur Stellungnahme gegen die Sklaverei zu veranlassen.[5])

Auch in den nachfolgenden Jahrzehnten blieb das Gefühl gegen diese Einrichtung in weitesten Kreisen der deutschstämmigen Bevölkerung lebendig. Hin und wieder hören wir von formellem Protest. Das soll nicht etwa dahin verstanden werden, daß es keine deutschen Sklavenhalter in den Südstaaten gegeben hätte; auf die vorherrschende Einstellung kommt es an. Man kann für die weitverbreitete und oft erbitterte Feindseligkeit des deutschen Elements neben wirtschaftlichen Gründen — der Deutsche war vornehmlich Bauer oder Handwerker — eine Reihe anderer Gesichtspunkte anführen, die mit in Betracht gezogen zu werden verdienen. Nicht unwichtig ist einmal, daß der Deutsche das Problem in seiner Kompliziertheit schon deshalb nicht sah, weil ihm von Haus aus jede koloniale Erfahrung fehlte. Daß der Mensch mehr sei wie ein Gut, gleichgültig wie er beschaffen sei, diese Grundlehre des Christentums konnte in Deutschland unangefochten bleiben, da eine Notwendigkeit, das Gegenteil zu rechtfertigen, nicht bestand. Es ist diese Tatsache auch für die philosophische Durchbildung der politischen Doktrinen von der allergrößten Bedeutung. Gibt man einmal zu, daß die Gedankensysteme des deutschen Idealismus der reifste Ausdruck des deutschen Geistes jener Zeit und für das folgende Jahrhundert sind, so ist für uns daran bedeutsam, daß in diesen Gedankensystemen für eine Rechtfertigung der Sklaverei kein Platz ist. Sie ist weder im System Kants noch in dem Fichtes unterzubringen. Denn gerade die Lehren J.-J. Rousseaus, die ihn im westlichen Europa als einen Träumer erscheinen ließen, verbinden ihn am lebendigsten mit jenen idealistischen Philosophien. Die Setzung des menschlichen Individuums als eines sittlichen Wesens, auf die wir oben bereits hingewiesen haben, ist hier wieder anzutreffen.

So ist es denn auch zu verstehen, daß Carl Follen, der den ersten Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Harvard innehatte, mit als erster und so leidenschaftlich den Kampf gegen die Sklaverei aufnahm, daß er daraufhin seinen

[5]) Es waren die Einwohner von Germantown, Pennsylvania, die im Jahre 1688 mit dieser Forderung in Form eines Protests in der Quäkergemeinschaft hervortraten. Cf. Albert Bernhardt Faust The German Element in the United States. pg. 45 ff.

Lehrstuhl verlor. Dies war im Jahre 1836; in den folgenden Jahrzehnten wurde Massachusetts selber der Mittelpunkt des Kampfes gegen die Sklaverei. Franz Lieber dagegen, der um dieselbe Zeit im Süden lehrend tätig war, hat sich in seinen umfangreichen staatstheoretischen und politischen Schriften zu diesem brennendsten Problem seiner Zeit nicht geäußert, obgleich er die Sklaverei verabscheute und einmal den Versuch gemacht hat, Calhoun direkt brieflich zu beeinflussen.[6]) In diesen Briefen bezeichnet er die Sklaverei als eine Institution, die wider das Naturrecht verstoße. Dies war offenbar die Ansicht fast aller Deutschen; im allmählichen Fortgang der Volksbewegung schlossen sich immer mehr Deutsche und deutschstämmige Amerikaner der Anti-Sklavereibewegung an, unter ihnen auch, wie allbekannt, der in diesen Blättern gefeierte Carl Schurz. Es kann ja auch nicht weiter wundernehmen, daß die Männer, die in Deutschland für Freiheit und Gleichheit zu Felde gezogen waren, sich gerade von der Sklaverei aufs lebhafteste abgestoßen fühlten. Doch wurde der Sachverhalt noch dadurch kompliziert, daß, als eine Reaktion auf die gewaltige Einwanderung der vierziger Jahre, eine „nativistische" oder „völkische" Bewegung um sich griff, die sich mit größter Heftigkeit gegen die Neueingewanderten wandte. Dieser Bund nannte sich die „Know-Nothings" und ist ein Vorläufer des Ku-Klux-Klan in seiner leidenschaftlichen Gegnerschaft gegen den Katholizismus und die Einwanderung. Die Deutschen organisierten dann die Turnvereine, und es kam im Gefolge mehrfach zu erheblichen und gewalttätigen Auseinandersetzungen. Obgleich die Partei der Know-Nothings nach ansehnlichen Anfangserfolgen zerfiel, blieb doch der Navitismus eine bedeutsame Komponente im öffentlichen Leben Amerikas während des ganzen dem Bürgerkrieg voraufgehenden Jahrzehnts (und ist es ja auch heute noch.) Da sich dieser außer gegen die Iren besonders gegen die Deutschen richtete, so muß es den deutschen Elementen hoch angerechnet werden, daß sie sich trotzdem mit ganzer Kraft für die im Norden mit dem Nativismus verbündete junge republikanische Partei einsetzte, die den Kampf gegen die Sklaverei aufnahm. Dies ist um so bemerkenswerter, als, wie gesagt, die überwiegende Mehr-

[6]) Life and Letters of Francis Lieber herausgegeben von Thomas Sargent Perry. pg. 228 ff.

zahl der deutschstämmigen Wähler vorher Jackson-Demokraten gewesen waren. Es wird heute von Historikern allgemein das deutsche Element für das bei der Wahl Lincolns entscheidende angesehen. Gerade in dem Schlüsselstaat Illinois wurde die Wahl wohl sehr weitgehend durch die Unterstützung von Blankenburg, einem gebürtigen Deutschen, gewonnen[7]). Man kann wohl sagen, daß gerade an diesem Punkte der amerikanischen Staatsentwicklung das deutsche Element eine erhebliche Rolle gespielt hat. Die meisten teilten die Ansicht Franz Liebers über das „all-engrossing subject of Union or No Union", wie er es in einem Brief vom 18. Januar 1850 so plastisch zum Ausdruck gebracht hat: „Ich bekenne, daß mich der Gedanke einer Auflösung zittern macht, so sehr, als wenn ich meine Frau und Kinder um Hilfe rufen hörte, während dicker und heiß-roter Rauch aus den Fenstern unseres Hauses hervorquillt. Müssen wir wirklich die Zeugen eines so furchtbaren Brandes werden?" Das Bild sollte sich nur zu sehr bewahrheiten; einer seiner Söhne fiel auf der Seite der Südstaaten, während zwei andere auf der Seite der Nordstaaten kämpften.

Es ist nicht möglich, in diesen Zeilen die Bedeutung des Bürgerkrieges für die amerikanische Staatsentwicklung zu würdigen; es genüge der Hinweis, daß durch ihn der bundesstaatliche Charakter der Verfassung endgültig und eindeutig in einheitsstaatlicher Richtung umgebogen wurde, so daß seither ein fortschreitender Zentralisierungsprozeß die Staatlichkeit der Vereinigten Staaten über alle Zweifel erhoben hat. Daß auch in dieser Richtung die Deutschen auf seiten der Anti-Sklaverei-Bewegung zu finden sein mußten, ist nicht schwer zu erraten; war doch die nationale Einheit einer der entscheidendsten, wenn nicht der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung in Deutschland gewesen. Es verbündete sich also hier wie in Deutschland die nationale Idee mit der Idee der Freiheit im Kampfe gegen überlebte Institutionen.

Die Entwicklung des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten nach dem Bürgerkriege erinnert an die Mündung eines großen Stromes. Das bezeichnendste Merkmal ist das mengenmäßige Anschwellen aller Unternehmungen, aller Tätigkeitsgebiete,

[7]) Blankenburg ist übrigens für die Unabhängigkeit der deutschen Wähler selbst sehr typisch. Er gehörte früher der demokratischen Partei an, und schloß sich auch später wieder an sie an, als in der republikanischen Parteimaschinerie unter Grant große Mißwirtschaft einriß.

aller Lebensäußerungen. Die Problematik dieser Zeit lag und liegt noch heute nicht vornehmlich in der Art, sondern in dem rein körperlichen Umfang aller Probleme. Im Problem der Masse aber tritt die entscheidende Frage des Tages auf: Wie kann das Auseinanderfallen dieses Kolosses, wie kann die Anarchie verhindert werden? Damit aber tritt die Frage nach der Erhaltung der bestehenden Gesellschaft in den Vordergrund und Organisationsfragen heischen in steigendem Maße das Interesse der Öffentlichkeit. Dies gilt nun ganz besonders von all den Belangen, die wir als staatliche zu bezeichnen pflegen. Dazu tritt eine immer noch wachsende Tendenz, die staatlichen Belange auszudehnen, den Staat an den verschiedensten Stellen zum Zwecke der Integration oder Wiederzusammenfassung der Gesellschaft heranzuziehen. Dieser Gedanke mußte besonders allen mit der kontinental-europäischen Staatstradition vertrauten Elementen, unter denen das deutsche das führende war, naheliegen.

In welcher Richtung auch immer man sich aber bemühte, auf diese Weise vorzugehen, stets stieß man auf ein schier unüberwindliches Hindernis: die Herrschaft der Parteien über die Verwaltungsbehörden des Staates, aus der sich die berüchtigte Beutejägerei unvermeidlich ergab. Es scheint, als ob die deutschen Amerikaner schon in der Frühzeit des kolonialen Staatslebens gegen die Stellenjägerei eine erhebliche Abscheu gehegt hätten, die sich sogar bis zu einem unangenehm auffallenden Mangel an Sinn für ihre Pflichten zur Mitarbeit am öffentlichen Leben eines Volksstaates auswuchs; jedenfalls hören wir dahin gehende Klagen immer wieder, besonders mit Bezug auf die Deutschen in Pennsylvania. Trotzdem waren die Mehrzahl der Deutschen Jackson-Demokraten, und gerade Jackson wird ja für die Einführung des „Beutesystems" verantwortlich gemacht; der Urheber dieses Systems war Jackson sicher nicht, aber es verschärfte sich unter seiner Hand sehr erheblich und trat mit zynischer Nacktheit vor die Öffentlichkeit. Es ist nur natürlich, daß gerade diese Seite des öffentlichen Lebens in Amerika Männern wie Carl Schurz, die aus eigener Erfahrung die guten Seiten einer (wenn auch viel geschmähten) Bureaukratie zu schätzen wußten, besonders verbesserungsbedürftig erschien. Andererseits traten auch Amerikaner der verschiedensten Herkunft, die durch ihre Studienjahre mit deutschen Verhältnissen besser vertraut geworden waren, mit

wachsendem Interesse für eine Reform des öffentlichen Dienstes ein, zumal sich auch in England, dessen staatliche Einrichtungen so viel bewundert wurden, im Hinblick auf das preußisch-deutsche Vorbild ein entscheidender Umschwung auf diesem Gebiet zu vollziehen begann. Man kann diese ganze Bewegung als dem Wunsch nach Entpolitisierung, d. h. Versachlichung des öffentlichen Lebens entspringend auffassen. Ideengeschichtlich wäre dabei zu bemerken, daß auch der von England kommende Neu-Hegelianismus mit hineingespielt hat. Carl Schurz hat in dieser ganzen Bewegung eine entscheidende Rolle gespielt und hat wohl als erster während seiner Amtszeit als Chef des Innenministeriums die Grundsätze einer sachlichen Stellenbesetzungspolitik befolgt. Wir können in diesem Rahmen weder auf diese amerikanische Neuregelung, der von Grover Cleveland zum Siege verholfen wurde, eingehen, noch die Geschichte ihrer Auswirkung im einzelnen schildern, sondern müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß es sich um ein dem englischen in vieler Beziehung ähnliches System von dem allgemeinen Wettbewerb offenstehenden Prüfungen handelt. Dieses System ist von einer wirklich einheitlichen und in sich geschlossenen Bürokratie noch sehr weit entfernt, zumal es sich nicht auf einem staatlich anerkannten und unterstützten Hochschulwesen aufbaut. So haben sich denn allmählich schwere Übelstände herausgestellt, bei deren Überwindung das deutsche Vorbild auch weiter eine entscheidende Rolle spielen wird.

Trotzdem also die eigentlich grundlegenden Voraussetzungen für eine Ausdehnung der staatlichen Tätigkeiten nicht gegeben waren — und dies ist für die Verwaltungen der Städte und Einzelstaaten mindestens ebenso wahr wie für diejenige des Bundes —, war eine derartige Entwicklung so zwangsläufig, daß sie sich selbst über derartige Mängel hinweg teilweise durchsetzte. So finden wir denn eine rapid wachsende Ausdehnung der Staatswirtschaft, deren bedeutsamstes Beispiel die staatliche Aufsicht und Regelung des Eisenbahnwesens geworden ist. Gerade auf diesem Gebiet haben die glänzenden Erfolge der deutschen Behörden eine lebhaft anregende Wirkung ausgeübt. Auch das jetzt so berühmt gewordene neue amerikanische Banksystem ist z. T. in Anlehnung an deutsches Vorbild unter Mitarbeit des deutschen Bankiers Paul Warburg geschaffen worden. Dasselbe trifft in noch erhöhtem Maße für die Ausbildung des Munizipalsozialismus zu. Die mit

diesen Problemen beschäftigte Literatur ist vollkommen durchsetzt mit Hinweisen auf die deutsche Entwicklung. Zugleich bleiben auch die Deutschen in Amerika offenbar ihrer Überlieferung treu; es ist bedenklich, hier zu verallgemeinern; immerhin ist es bezeichnend, daß gerade Milwaukee, die deutsche Stadt Amerikas, den stärksten entwickelten und erfolgreichsten Munizipalsozialismus aufzuweisen hat. In diesen Zusammenhang gehört auch der Kampf für den Schutz der nationalen Reichtumsquellen, der unter Roosevelt so in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat; und gerade auf dem Gebiete des Forstwesens sind die Amerikaner ganz und gar in die deutsche Schule gegangen, und der Umfang der rational bewirtschafteten Staatsforsten ist ständig im Wachsen. Schließlich ist dann noch die mehr und mehr unter staatlicher Aufsicht sich vollziehende Konsolidierung der professionellen Berufsstände hervorzuheben; Ärzte und Rechtsanwälte, Handelskammern und Landwirtschaftskammern werden in allmählicher Umformung des politischen Gesetzgebungsprozesses, d. h. der Staatswillensbildung, mehr und mehr zu halboffizieller Mitwirkung an der Arbeit des Staates herangezogen, und gerade auf diesen Gebieten scheint das deutsche Element auf Grund seiner Überlieferungen einer ständisch-gewerblichen Organisation, dem Innungswesen usw. lebhaft mitzuwirken. Daß in diesen Lebenskreisen des modernen Staates deutsches Gedankengut von entscheidender Formkraft ist, bedarf keines weiteren Nachweises. Auch die in Europa oft in ihrer Bedeutung unterschätzte amerikanische Arbeitergewerkschaft hat sich selbstverständlich mit dem internationalen Gedankengut dieser Bewegung angereichert. Zwar verhält sich die amerikanische Arbeiterschaft dem Marxismus gegenüber gänzlich ablehnend, doch ist dies nicht der Ort, um über die Gründe für dieses Phänomen Spekulationen anzustellen. Doch wäre es verkehrt, Marxismus und Sozialismus miteinander zu identifizieren, denn die gesamte organisierte amerikanische Arbeiterschaft hat sich zum Beispiel im Jahre 1919 für die Verstaatlichung der Eisenbahnen eingesetzt; und was ist das anderes als Staatssozialismus? Von den tatsächlich verwirklichten Projekten der Non-partisan League in North Dakota und den anliegenden Staaten wie dem La Follette Regime in Wisconsin ganz zu schweigen. Daß gerade auf diesen Gebieten lebendiger Austausch von Ideen zwischen Deutschland und Amerika stattgefunden hat

und täglich in vermehrtem Maße stattfindet, liegt auf der Hand und ist allgemein bekannt.

Ganz außerordentlich bedeutsam ist schließlich der Einfluß deutscher Ideen auf das Erziehungswesen der Vereinigten Staaten gewesen. Das ist für unser Thema insofern wichtig und beachtenswert, als ja eine möglichst breite Grundlage allgemeiner Bildung für einen Volksstaat conditio sine qua non ist. Mag man über Demokratie denken, wie man will; daran kann doch nicht gezweifelt werden, daß sie in einem Volke von Analphabeten nicht möglich ist. Dem deutschen Vorbild folgend hat denn auch der Staat staatliche Anstalten für den Gesamtverlauf der Ausbildung von der Volksschule bis zur Universität eingerichtet, und zwar wird über das deutsche Vorbild hnausgehend aller Unterricht kostenlos zur Verfügung gestellt. Doch hat diese Betätigung des Staates nicht zu einem weitgehenden Staatsmonopol geführt. Neben den staatlichen bestehen zahlreiche private Anstalten, die oft von bestimmten Kirchen unterhalten werden. Da einerseits vollständige Trennung von Staat und Kirche besteht, andererseits das Verlangen von Kirchengemeinschaften, die Kinder ihrer Angehörigen in ihrem Glauben zu erziehen, nach dem Toleranzprinzip nicht abgewiesen werden kann, so ist dies die einfachste Lösung. Doch bestehen gegen sie gerade vom staatlichen Gesichtspunkt aus schwere Bedenken, da jede Einheitlichkeit in der Ausbildung verlorengeht. So kommt es denn, daß das gesamte Prüfungswesen für den Staatsdienst, wie oben bereits erwähnt, von der Universitätsausbildung losgelöst und unabhängig besteht, was große Übelstände im Gefolge hat. Ebenso müssen die einzelnen Universitäten je nach ihren Anforderungen besondere Eintrittsprüfungen vorsehen, da sie die Abgangszeugnisse von vielen Vorbildungsanstalten nicht als vollgültig anerkennen können. Diese „Trennung von Hochschule und Staat" hat notwendigerweise zu einer sehr viel stärkeren Betonung des Prüfungswesens in der Universität geführt, und man kann geradezu sagen, daß die Entwicklung des amerikanischen Universitätswesens von dem Problem beherrscht wird: wie können wir den Grad akademischer Freiheit, wie er in deutschen Universitäten herrscht, in Anbetracht der für uns nun einmal bestehenden Beschränkungen, die sich aus der allgemeinen Struktur der Gesellschaft ergeben, verwirklichen? Diese Auseinandersetzung ist noch keineswegs beendet; im Gegenteil, gerade mit

Bezug auf diese Frage ist die Entwicklung in ein sehr entscheidendes Stadium eingetreten, seit durch die Entwicklung des Junior College im Anschluß an die Mittelschule (High School) sich neue Tendenzen zur gänzlichen Eliminierung des College bemerkbar machen. Doch fehlt es noch sehr an klarer Einsicht in die oben angedeutete Beziehung zwischen Hochschulbildung und staatlichem Prüfungswesen.

Letztlich wäre noch kurz auf das ständig wachsende Gebiet der sozialen Fürsorge hinzuweisen; doch ist der Einfluß deutscher Gedanken hier so alt und so ausgedehnt, daß wir uns mit diesem kurzen Hinweis begnügen müssen. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts fand ein lebhafter Gedankenaustausch zwischen A. W. Francke und Cotton Mather über die Waisen- und Blindenanstalten Franckes in Halle statt. Seit jenen Tagen hat deutsches Vorbild auf allen Gebieten der sozialen Fürsorge in den Vereinigten Staaten eine erhebliche Wirkung ausgeübt, und umgekehrt haben neue amerikanische Ideen auf Deutschland zurückgewirkt. Dies konnte nicht anders sein, da ja gerade auf diesen Gebieten (man denke nur an die Zwangsversicherung, das landwirtschaftliche Kreditwesen usw.) deutsche Gedanken für die gesamteuropäische Entwicklung führend gewesen sind. Es ist dies vielleicht die deutlichste Fortwirkung der in Deutschland so hochentwickelten sozialen Demokratie der mittelalterlichen Stadt, die mit einer Staatsauffassung Hand in Hand ging, die in Deutschland nie verlorengegangen ist, aber erst in jüngster Zeit wieder zu allgemeinerer Bedeutung gelangt ist.

III.

Rückschauend und zusammenfassend kann festgestellt werden, daß deutsche Gedanken beim Aufbau des amerikanischen Staates eine bedeutsame Rolle gespielt haben, die jedoch erst bei genauerem Studium in ihrer weitausgreifenden Mitwirkung erkennbar wird. Sowohl deutsche Ideen, wie deutsche Menschen erweisen sich gewichtiger in der Durcharbeitung des Details, als in der Führerschaft an großen Wendepunkten, auch treten sie stärker in der gesellschaftlichen, als in der politischen Seite des öffentlichen Lebens hervor. Im allgemeinen kann wohl behauptet werden, daß sie in jüngster Zeit meist zur Verstärkung der staatlichen Macht- und Einflußsphäre beigetragen haben, und seit sich das Schwerge-

wicht der Staatsentwicklung in dieser Richtung verschoben hat, sind alle diese Einflüsse im Wachsen begriffen, zumal gerade die in Deutschland bereits einmal in der mittelalterlichen Stadt verwirklichte Staatsform der sozialen Demokratie den inneren und inhärenten Tendenzen der gegenwärtigen Entwicklung des amerikanischen Staates zu entsprechen scheint. Während deutsche Gedanken an Stoßkraft zu gewinnen scheinen, tritt die Mitwirkung deutscher Menschen beim Aufbau des amerikanischen Staates zurück, es sei denn, daß die jüngste, seit dem Umschwung in Deutschland erfolgte Einwanderung von Deutschen der gebildeten Schichten darin wieder eine Änderung hervorruft.

Abschließend ist es weiter möglich, festzustellen, daß in der Entstehungszeit des amerikanischen Staates ein ausgesprochen deutscher Einfluß nicht nachzuweisen ist. Derselbe wird erst fühlbar in der Zeit, als die heilige Allianz durch ihre Bemühungen, alle freiheitlichen Bewegungen in Deutschland selber in Fesseln zu schlagen, geistig schöpferische Menschen ins Ausland trieb. Damals begannen Deutsche hoher geistiger Potenz wie Franz Lieber und Friedrich List im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten a l s D e u t s c h e eine Rolle zu spielen. Dieser Strom verbreitert sich nach der Revolution von 1848 sehr erheblich und trägt dabei auch einen der bedeutendsten, den in diesen Blättern gefeierten Carl Schurz, herüber. Da aber gleichzeitig das 19. Jahrhundert einen ungeahnten Aufschwung in Deutschland selber heraufführte, in dessen Gefolge die deutschen Universitäten Weltruf erlangten, so begann in derselben Periode ein stetig wachsender Strom amerikanischer „Geistiger" sich nach Deutschland zu ergießen, der auf seinem Rücken auch viel deutsches Gedankengut in das öffentliche Leben Amerikas brachte. In diesem gewaltigen Prozeß geistiger Auseinandersetzung zwischen der deutschen und angelsächsischen Welt stehen wir noch mitten darin, und es bleibt die Aufgabe, die daran beteiligten Geisteswelten zu neuen und höheren Formen politischer Gemeinschaft zu gestalten.

Carl Schurz und Abraham Lincoln.

Von

Professor J. W. Burgess, Ph. D. Jur. D. L. L. D.

Als die Aufforderung der „Vereinigung Carl Schurz" in Berlin, ein Kapitel über das Thema „Abraham Lincoln und Carl Schurz" für das Gedenkbuch, das als ein Teil der Hundertjahrfeier für jenen ausgezeichneten Soldaten und Staatsmann veröffentlicht werden sollte, mich erreichte, überkam mich im Augenblick ein Gefühl, das fast an Schrecken grenzte. Wo waren die Punkte der Kongenialität bei diesen beiden großen Charakteren, auf die man biographische Vergleiche aufbauen könnte? Kontraste scheinen in Mengen da zu sein. Der eine, fast eine Generation vor dem anderen geboren, in der Wildnis jenes dunklen und blutbefleckten Bodens von Zentral-Kentucky, einem Staate der amerikanischen Union, der sich damals gerade aus dem Territorialzustand emporrang, in einer unwirtlichen Blockhütte, so unwirtlich, daß sie kaum den Namen einer Blockhütte oder überhaupt einer Hütte oder Bude verdiente, in äußerster Armut und Jämmerlichkeit, wie man sie kaum irgendwo anders als an den Grenzen der Zivilisation kennt, aufgewachsen ohne irgendeine Schulung und irgendwelche Bildung, ausgenommen die, die er sich in den wenigen Augenblicken der Ruhe, die ihm eine äußerst schwere und meist unablässige Handarbeit ließ, „aufgegriffen" hatte, und die nötig war, um die armseligsten physischen Unterhaltsmittel zu erwerben. Der andere dagegen kam 3000 Meilen jenseits des mächtigen Atlantischen Ozeans auf diesen Planeten; er öffnete seine Augen zum erstenmal in dem romantischen Liblarer Schloß in dem schönen Rheintal, als Nachkomme einer Familie, deren Mitglieder die Lehnsleute des gräflichen Metternichschen Hauses waren, welche das Schloß und das umliegende Land in Besitz hatten.[1]) Er verbrachte seine Jugend dort inmitten der höchsten Zivilisation und Kultur, die je durch Men-

[1]) vgl. S. 11 ff.

schen erreicht ist. Er genoß den Unterricht im Gymnasium von Köln, im Schatten der Türme jener mächtigen Kathedrale, jenes vollkommensten Beispiels architektonischer Kunst des mittelalterlichen Europas und in der Universität zu Bonn, zu einer Zeit, als die Philosophie eines Kant, eines Fichte, eines Schelling und eines Hegel das ganze menschliche Wissen systematisiert und die beengenden Bande einer mittelalterlichen Welt gesprengt und den Blick in eine moderne Zeit geöffnet hatte. Was in diesen zwei, durch Herkommen, Umgebung und Bildung so unendlich verschiedenen Naturen war es, was es anziehend machte, bei ihnen nach gemeinsamen Gedanken, gleichen Zwecken und der gleichen Einstellung gegenüber der wichtigsten Begebenheit in der modernen Geschichte zu suchen?

Glücklicherweise fiel mein Blick in dem Moment, als ich gegenüber diesen Bedenken aufs Tiefste entmutigt war, auf einen kleinen Band, der auf meinem Tisch lag, jenes Meisterwerk biographischer Komposition, „Das Leben von Abraham Lincoln" von Carl Schurz, veröffentlicht von Houghton Mifflin & Co. 1891. Ich ergriff es, öffnete es und begann zu lesen und wurde bald so gefesselt, daß ich es nicht fortlegen konnte, ehe ich nicht das letzte Wort auf der letzten Seite gelesen hatte, und dann wurde es mir plötzlich klar, und ließ sich nicht mehr zurückdrängen, sondern nahm die Form und die Stärke einer eindringlichen Frage an, die nach Antwort drängte, nämlich: Wie kann e i n Mann so genau, so vollständig, so verständnisinnig und lebhaft die Fähigkeiten, Tugenden und Handlungen e i n e s a n d e r n beschreiben, ohne daß er dieselben Eigenschaften in hohem Maße in sich selbst trägt? Je länger ich über die Frage nachdachte, desto klarer traten die einigenden Punkte in diesen beiden großen Charakteren in Erscheinung und nahmen zu. Da sah man dieselbe ruhige unparteiische objektive Art des Betrachtens der Dinge, die der Ausfluß wahrer Gerechtigkeit ist, denselben alles kontrollierenden Geist der Prüfung, der immer bereit ist, auf einen Vorschlag, eine Beweisführung und einen Rat zu hören, und der Achtung für die Meinung anderer aufzubringen vermag, dieselbe einfache Logik, die fähig ist, zukünftige Ereignisse vorauszusagen, dieselbe Seelengröße, die „gegen niemanden grollt, aber für alle nachsichtige Liebe hegt", sogar für den Feind in der Schlacht, und schließlich dasselbe große, warme, mitfühlende Herz, das oft dort das Richtige

tut, wo die scheinbar klarste Schlußfolgerung versagt. Einen Vorfall aus dem Jahre 1863 in dem Leben dieser beiden Männer kann diesen letzten Punkt besser als irgendeine Beschreibung illustrieren. Er ereignete sich mitten in den Beschwerden des schrecklichen Gettysburger Feldzugs. Ein junger böhmischer Knabe aus einem Regiment der Schurz'schen Division hatte versucht, zu desertieren und war bei diesem Unternehmen gefaßt worden, wurde vor dem Kriegsgericht verhört und zum Tode verurteilt. General Schurz wurde von seinen Vorgesetzten beordert, die Exekution des Richterspruches vollstrecken zu lassen. Der General war solchen harten Strafen abgeneigt und untersuchte den Fall. Er fand, daß der Beklagte nur ein Knabe sei, kaum 18 Jahre alt, daß er unter dem Einfluß zweier älterer Leute gehandelt hatte, und sich selbst der Größe seines Vergehens nicht bewußt war, daß er wünschte, seinem Regiment wieder zugeteilt zu werden und sein Leben, wenn es nötig sei, im Felde für sein Vaterland zu lassen. Der General beschloß, daß er das Vollziehungsurteil an diesem Knaben nicht ausführen lassen, und wenn möglich, ihn auf jeden Fall von diesem Schicksal retten würde. Er wußte, daß er dadurch selbst sich des Ungehorsams schuldig machte, aber das schreckte ihn nicht ab. Zunächst ging er zu seinem Korpskommandeur, General Howard, und bat um die Erlaubnis, die Exekution des Spruches aufzuhalten. General Howard hörte sich die ganze Geschichte an, erklärte aber, daß er nicht die Machtvollkommenheit besäße, den Aufschub zu bewilligen. Er bot sich aber an, die Erklärung des General Schurz zu befördern und ein Gesuch an das Kriegsdepartement in Washington mit seiner (Howards) eigenen Bestätigung weiter zu senden. Vom Kriegsdepartement kam keine Antwort, der Tag der Exekution kam, und General Schurz nahm nun die Angelegenheit in seine eigenen Hände; Tag und Stunde, die für die Exekution festgesetzt waren, gingen vorüber, ohne daß der Knabe die Strafe zu erleiden brauchte. Inzwischen hatte der General direkt an Präsident Lincoln geschrieben, den Fall vollkommen dargelegt und um Begnadigung für den Knaben gebeten. Die Begnadigung vom Präsidenten kam umgehend, der Knabe wurde zu seinem Regiment zurückgeschickt; und niemand wagte, dem General Schurz für seine eigenen Verfehlungen in dieser Angelegenheit Vorhaltungen zu machen, da ihm durch den Präsidenten, den Höchstkommandierenden aller Land- und See-Streitkräfte der

Union, der Rücken gedeckt war. Der Knabe wurde später ein guter Soldat und nach dem Kriege ein erstklassiger Handwerksmeister in der Stadt New York.

Tatsächlich, je länger man die charakteristischen Züge dieser beiden Helden betrachtet, je mehr neigt man dazu, die Unter-

Carl Schurz 1862

schiede zwischen ihnen nicht anders zu betrachten, als wie den Unterschied zwischen einem ungeschliffenen Diamanten, der von allen Schlacken zwar befreit ist, aber doch noch auf die Hand des Schleifers wartet, und dem Diamanten, der geschliffen und gefaßt ist —, der eine ist sozusagen nur eine Prachtausgabe des anderen.

Wie konnte es anders sein, daß, als sich diese beiden Verkörperungen der Weltvernunft trafen, sie sich sofort der inneren Verwandtschaft, die sie verband, bewußt wurden? Schurz selbst

beschreibt dieses Zusammentreffen in seiner unnachahmlichen Weise, und daher ist es am besten, es in seiner eigenen Sprache hier wiederzugeben. Im Sommer 1858 fuhr er in einem Eisenbahnzuge auf der Strecke Chicago—Burlington und Quincy. Schurz war schon sechs Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen, war schon ihr naturalisierter Bürger und zwar im Staate Wisconsin geworden und hatte es unternommen, die Wähler für Frémont, den ersten Kandidaten der republikanischen Partei, für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten zu bearbeiten und war schon als politischer Führer unter den Bürgern deutscher Geburt oder Abkunft in den Staaten Wisconsin, Illinois und Missouri bekannt. Nun bearbeitete er die Wähler in Illinois für Abraham Lincoln, den Kandidaten für den Senat der Vereinigten Staaten gegen Stephen A. Douglas, dessen Termin in dieser Körperschaft gerade ablief und für den er (Douglas) eine Neuwahl suchte. Lincoln und Douglas sollten eine jener denkwürdigen gemeinsamen Debatten in Quincy, Ill. am folgenden Tage halten und Schurz sollte bei einer anderen Versammlung am selben Ort und zur selben Zeit und über dieselben allgemeinen Themen sprechen. Lincoln scheint den Zug, der von Chicago nach Quincy fuhr, an dem Knotenpunkt, wo eine Straße von Springfield, Ill., seinem Heim, sich mit der Chicago-, Burlington- und Quincy-Straße kreuzt, bestiegen zu haben. Schurz war von einem Mitglied des republikanischen Staats-Komitees begleitet, der neben ihm im Abteil saß. „Plötzlich," schreibt Schurz, „sah ich, als der Zug aus einer Station abfuhr, eine große Bewegung unter meinen Mitreisenden, viele von ihnen verließen ihre Plätze und drängten sich eifrig um einen großen Mann, der gerade den Wagen betreten hatte. Er wurde in höchst vertrauter Weise angesprochen: „Hallo, Abe! Wie geht es Dir, usw.". Und er antwortete in derselben Art: „Guten Abend, Ben, wie geht es Dir, Joe? Freue mich, dich zu sehen, Dick". Und man lachte viel über verschiedene Dinge, die er sagte, die ich aber bei dem Durcheinander der Stimmen nicht verstehen konnte. „Ach," rief mein Gefährte, der Komitee-Mann aus, „da ist ja Lincoln selbst." Er drängte durch die Menge und stellte mich Abraham Lincoln vor, den ich damals zum erstenmal sah.

„Ich muß gestehen, daß ich durch seine Erscheinung etwas bestürzt war. Da stand er, seine ganze Umgebung um mehrere Zoll überragend. Obgleich ich selbst etwas größer als sechs Fuß

war, mußte ich, wenn ich ganz nahe bei ihm stand, meinen Kopf zurückwerfen, um ihm in die Augen sehen zu können. Dieses dunkelfarbige Gesicht mit seinen strengen Zügen, seinen tiefen Furchen und seinen gütigen melancholischen Augen ist jedem Amerikaner jetzt durch zahllose Bilder bekannt. Man kann sagen, die ganze zivilisierte Welt kennt dieses Bild und liebt es. In jener Zeit war er noch glatt rasiert und sah sogar noch wilder und abgehärmter aus als später, als sein Gesicht von einem Backenbart eingefaßt war.

Auf seinem Kopfe trug er einen etwas abgenutzten Zylinder. Sein langer und sehniger Hals kam aus einem weißen Kragen, der über einen schwarzen schmalen Schlips herunter geklappt war, heraus. Sein hagerer linkischer Körper steckte in einem abgetragenen schwarzen Rock mit Ärmeln, die gut hätten länger sein können; aber seine Arme schienen so lang zu sein, daß man von den Ärmeln eines im Laden fertiggekauften Rockes kaum erwarten konnte, daß sie herunter bis zu den Handgelenken reichten. Seine schwarzen Hosen gestatteten einem, seine großen Füße voll und ganz zu sehen. Auf seinem linken Arm trug er einen grauwollenen Schal, der augenscheinlich bei kaltem Wetter einen Überzieher ersetzen sollte. In seiner linken Hand hielt er einen baumwollenen, etwas ausgebauchten Regenschirm und auch eine schwarze Tasche, die die Spuren eines langen und ausdauernden Gebrauchs trug. Seine Rechte hielt er frei fürs Händeschütteln, was kein Ende nahm, bis jeder in dem Wagen zufriedengestellt zu sein schien. Ich habe in Washington und im Westen verschiedene Männer des öffentlichen Lebens von ungeschliffener äußerer Erscheinung gesehen; aber keinen, der so ungeschlacht, um nicht zu sagen grotesk, aussah, wie Lincoln."

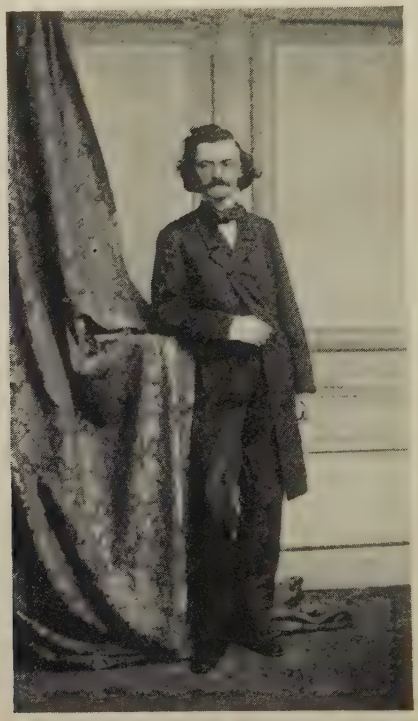
Es war ganz natürlich, daß Schurz bei diesem ersten Zusammentreffen mit Lincoln mehr verblüfft war als Lincoln selbst. Der Ungeschliffene fühlt niemals die Erscheinung des Verfeinerten mit solch einem sensiblen Empfindungsvermögen, als der Verfeinerte die Erscheinung des Ungeschliffenen in sich aufnimmt. Weiter war Lincoln die ruhigere Natur von beiden, wenn davon überhaupt die Rede sein kann; und so brauchen wir nicht erstaunt über das zu sein, was Schurz später über dieses erste Zusammentreffen zwischen diesen beiden schrieb. Er beschreibt es so: „Er empfing mich mit einer ungezwungenen Herzlichkeit wie einen

alten Bekannten, nachdem er über das, was ich in der Wahlschlacht tat, informiert worden war und wir setzten uns zusammen. Mit einer etwas hohen aber angenehmen Stimme begann er, sich mit mir zu unterhalten. Er erzählte mir viel über seine und Douglas' Streitpunkte in den Debatten in den verschiedenen Orten und über die, die er morgen in Quincy diskutieren wollte.

Als er in einem vollkommen unbefangenen Ton mich — einen jungen Anfänger in der Politik — fragte, was ich über dieses oder jenes dachte, hätte ich mich durch sein Vertrauen sehr geehrt fühlen müssen, hätte er mir gestattet, zu ihm als zu einem großen Manne aufzusehen, aber er sprach in einer so einfachen und vertrauten Weise, und seine Art und schlichte Rede waren so vollkommen frei von irgendwelchem Schein oder Selbstbewußtsein oder beabsichtigter Überordnung, daß es mir bald so schien, als hätte ich ihn schon mein ganzes Leben lang gekannt und wir wären seit langem schon innige Freunde gewesen. Er durchsetzte unsere Unterhaltung mit allen möglichen seltsamen Geschichten, von denen alle eine witzige Pointe hatten, die immer gerade auf das zu behandelnde Thema paßte und nicht selten ein Argument so einschloß, daß nichts weiter gesagt zu werden brauchte. Er schien sich selbst in kindlicher Weise an seinen eigenen Scherzen zu erfreuen, denn seine ungewöhnlich traurig blickenden Augen konnten dann plötzlich in einem fröhlichen Blinken aufleuchten, und er selbst brach dann in ein Lachen aus; und sein Lachen war so echt, herzlich und ansteckend, daß man nicht anders konnte, als mit einzustimmen."

Eine der größten psychologischen Kräfte Abraham Lincolns war, daß er genau wußte, was er nicht wußte, und eine andere Kraft lag darin, daß er immer bereit und eifrig war, den Mann oder überhaupt die Person zu suchen und zu finden, die es wußte, und sich dann ihren Meinungen und Ratschlägen zu unterwerfen. Er wußte instinktiv, daß er in Carl Schurz den Mann gefunden hatte, der ihn in auswärtigen Angelegenheiten und in europäischer Geschichte unterrichten konnte, ebenso in den Lebensbedingungen Europas, alles Dinge, von denen Lincoln sich bewußt war, nichts über sie zu wissen. Er wußte ebenso, daß Schurz ihm mehr als irgendein anderer Mann im Lande über die Gefühle der Bürger der Vereinigten Staaten, die von deutscher Geburt oder Abkunft waren, sagen konnte.

In der Kenntnis aller dieser sehr wichtigen Dinge und dabei weder durch ein Gefühl des Eigendünkels oder falschen Stolzes abgeschreckt, bemächtigte er sich sofort Schurzens und ließ ihn nicht wieder von sich. Schurz wurde ein Platz auf der Rednertribüne am nächsten Tage angewiesen, und er hörte nun die historische Debatte aus erster Hand und ganz in der Nähe. Am folgenden Tag verließ ihn Lincoln für den Augenblick und ohne



Carl Schurz um 1860.

Lebewohl. Die Wähler versagten es sich, Lincoln an die Stelle von Douglas in den Senat zu wählen, aber zwei Jahre später machten sie ihn zum Präsidenten über Douglas und über jeden anderen. Wir wollen nun deshalb unsere Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit Lincolns und Schurz' im Präsidentschafts-Wahlkampf im Jahre 1860 lenken.

Nach dem eben erwähnten Wahlkampf im Jahre 1858 wollte sich Schurz als privater Rechtsanwalt zusammen mit einem Halbert

E. Paine in Milwaukee, Wisconsin, niederlassen, aber er hatte schon einen zu guten Ruf als politischer Redner und Führer. Einladungen überfluteten ihn aus so vielen Teilen des Landes, er sollte Reden halten und organisieren helfen, er sollte das Glaubensbekenntnis der neuen Partei, der republikanischen Partei, festsetzen, so daß er den größeren Teil seiner Zeit der Politik widmen mußte.

Diese beiden Jahre zwischen 1858 und 1860 waren eine höchst wichtige Zeit in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten und Schurz war ein außergewöhnlich eifriger Beobachter aller Vorgänge. Der Wisconsin-Staatskonvent der republikanischen Partei ernannte ihn im Frühjahr 1860 als einen seiner Delegaten für den republikanischen Nationalkonvent, der im Mai jenes Jahres in Chicago abgehalten werden sollte, wobei sein nationales Parteiprogramm und die Ernennung seiner Kandidaten für die Präsidentschaft- und Vize-Präsidentschaft der Vereinigten Staaten von Amerika festgesetzt werden sollte. Die Delegation ernannte sofort Schurz zu ihrem Vorsitzenden, der sie vertreten und ihre Beschlüsse im Sitzungssaal des Konvents verkünden sollte.

Diese Wisconsiner Delegation begünstigte einstimmig William H. Seward von New York als Präsidentschaftskandidaten. Diese Wahl wurde natürlicherweise durch Schurz aus zwei Gründen, die er selbst darlegte, gebilligt, nämlich, weil „wir gewohnt waren, auf ihn als den geistigen Führer der politischen Antisklaverei-Bewegung zu sehen", und weil, „während alle seine Taten und Worte sich durch eine tatkräftige und kompromißlose Folgerichtigkeit auszeichneten, sie zu gleicher Zeit mit den eigenen Reizen einer überlegenen Geisteskultur geziert waren". Zweifellos fiel bei dem so hochgebildeten Schurz diese letzte Erwägung besonders stark ins Gewicht. Die Wisconsiner Delegation stand mit den New-Yorkern fest für Seward so lange, als noch die geringste Hoffnung für seine Ernennung existierte. Als aber schließlich Herr Evarts, der Vorsitzende der New-Yorker Delegation, dazu trieb, die Ernennung von Abraham Lincoln einstimmig durchzusetzen, schwenkten die Wisconsiner Leute, mit Carl Schurz an der Spitze, begeistert zu ihm über und taten ihren Teil, um diese Ernennung zu einem Erfolg zu bringen. Er sagte: „laßt Wisconsin seine Hand über die großen Seen strecken und die Hand von New York ergreifen. Laßt

es allgemein bekannt werden, daß New York und Wisconsin, die bis zum Schluß im Konvent für Seward zusammen standen, die ersten und vordersten in der Schlacht für Lincoln und Freiheit sein werden."

Wegen seines wichtigen Postens im Konvent und seiner aufrichtigen Unterstützung Lincolns wurde Schurz zum Mitglied des Konventskomitees ernannt, das Lincoln die offizielle Ankündigung seiner Nomination überbringen sollte. Schurz hat diese Zeremonie in folgenden denkwürdigen Worten beschrieben: „Lincoln begrüßte uns im Wohnzimmer seines bescheidenen Holzhauses in Springfield, Ill.; es war ein ziemlich kahler Raum; in der Mitte des Zimmers stand der damals übliche kleine Tisch mit einer Marmorplatte, darauf die Familienbibel oder das Photographiealbum und die silberplattierte Kanne für Eiswasser; an den Wänden waren einige Stühle und ein Sofa gereiht. Da stand der republikanische Präsidentschaftskandidat, groß und ungeschlacht in seinem scheinbar neuen, aber schlecht passenden Anzug, sein langer, sehniger Hals aus dem umgeklappten Kragen hervorragend, die melancholischen Augen tief eingesunken in seinem hageren Gesicht. Die meisten Mitglieder der Abordnung hatten ihn nie zuvor gesehen und betrachteten ihn mit erstaunter Neugierde. Er war allerdings nicht der Staatsmann, wie man ihn sich in der Phantasie ausmalt. Mit gefalteten Händen, aufrechtstehend, hörte er ruhig, ohne anscheinende Erregung oder Verlegenheit, der würdevollen kleinen Rede zu, die Mr. Ashmun, der Präsident des Konvents, an ihn richtete, und antwortete dann mit einigen passenden, ernsten, wohlgefügten Sätzen, die seine Dankbarkeit für das in ihn gesetzte Vertrauen, seine Zweifel an seiner eigenen Fähigkeit und seine Zuversicht auf eine schützende Vorsehung ausdrückten. Es folgte sodann eine ungezwungene Unterhaltung, teilweise heiterer Art, wobei die herzliche Einfachheit von Lincolns Natur zum Durchbruch kam, und nach dem gebräuchlichen Händeschütteln verabschiedete sich die Abordnung. Eines der Mitglieder, Mr. Kelly von Pennsylvanien, sagte mir beim Herausgehen: „Ja, wir hätten vielleicht etwas Glänzenderes, aber kaum etwas Besseres tun können."

Sobald wie die Ernennungen und Beschlüsse des Konvents dem Lande mitgeteilt worden waren, begann der Wahlkampf und Schurz stürzte sich von Anfang an mitten hinein. Abgesehen von

einigen wenigen Wochen der Ruhe, sprach er fast jeden Tag, manchmal mehr als einmal, vom 1. Juni bis zum 1. November und überall in den Staaten Wisconsin, Illinois, Indiana, Missouri, Ohio, Pennsylvania und New York. Er sprach sowohl deutsch wie englisch, wie die Gelegenheit es gerade erforderte, und fraglos tat er weit mehr als irgendeiner oder als viele andere, um die Stimmen der deutschgeborenen Bürger des Landes der Unterstützung der republikanischen Kandidaten zugute kommen zu lassen. Bei seiner Fahrt durch Illinois sprach er in Springfield, dem Heim von Lincoln, und er hatte den Kandidaten mit unter seiner Zuhörerschaft. Schurz schreibt über dieses dritte Zusammentreffen mit Lincoln so faszinierend, daß man seine Beschreibung in dieser Schilderung hier nicht gut auslassen kann. Er schreibt folgendes: „Er lud mich zum Mittagessen in sein Haus ein. Bei Tisch unterhielten wir uns über den Verlauf und die Begebenheiten der Wahlkampagne, und seine herzliche und einfach natürliche Art, sich auszudrücken, erlaubten mir kaum, mich daran zu erinnern, daß er ein großer Mann und Kandidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten sei. Er war bei bester Laune, und wir lachten viel miteinander. Die unvermeidliche Blechmusik stellte sich aber bald vor dem Hause auf und spielte eine lustige Weise, um uns zu mahnen, daß die Zeit für das Geschäft des Tages gekommen sei. „Ich werde mit Ihnen zur Versammlung gehen," sagte Lincoln, „und hören, was Sie zu sagen haben". Es war ein glühend heißer Tag. Lincoln drückte sein Bedauern aus, daß ich mich bei solcher Temperatur anstrengen müsse, und schlug vor, daß ich es mir bequem mache. Er selbst machte es sich in der Tat auf eine Weise bequem, die mich nicht wenig in Erstaunen setzte, die jedoch für seine ländlichen Gewohnheiten bezeichnend war. Als er sich für den Marsch nach den Anlagen des Kapitols bereit erklärte, bemerkte ich, daß er seine Weste ausgezogen und als einzigen Rock einen leinenen Staubmantel angelegt hatte. Dieser Mantel wies, als Spuren häufiger heißer Tage, im Rücken die ungefähre Zeichnung der zwei Weltteile auf. Auf dem Kopf trug er einen abgeschabten und eingeknickten Zylinderhut, dem man den mehrjährigen Gebrauch anmerkte. In diesem Aufzuge marschierten wir hinter der Blechmusik her, gefolgt von den städtischen Wahlkomitees und den „Wide-Awakes". Er war sich natürlich seiner grotesken Erscheinung gänzlich unbewußt. Nichts lag ihm ferner als der Ge-

danke, daß die große Auszeichnung, die ihm vor der ganzen Welt durch seine Ernennung zur Präsidentschaft geworden war, ihn verpflichten könnte, vor seinen Nachbarn eine gewisse Würde herauszukehren. Diese Nachbarn, die ihn von den Fenstern und den Bürgersteigen aus an jenem heißen Nachmittage beobachteten und ihm zujubelten, als er in der Prozession hinter der Musikbande vorbeimarschierte, betrachteten ihn, den zukünftigen Präsidenten, wahrscheinlich mit einem neuen Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung; er verkehrte aber gänzlich unbefangen mit ihnen, als wenn sich nichts verändert hätte, und winkte den Bekannten zu, ganz wie er es immer getan hatte. An dem Versammlungsplatze angekommen, lehnte er einen Sitz auf dem Podium ab und setzte sich in die vorderste Reihe des Publikums. Er stimmte nicht in den Applaus ein, der mir dann und wann zuteil wurde, doch gelegentlich nickte er mir mit einem gutmütigen Lächeln zu. Nachdem ich geendet hatte, ließen sich einige Stimmen hören, die Lincoln um eine Rede baten. Er schüttelte aber den Kopf, und die Menge sah sogleich das Unschickliche solcher Bitte ein, einige riefen sogar: „Nein, nein!", worauf er dankbar seine Zustimmung zu erkennen gab." Diese Ansprache in Springfield, Ill., in der Schurz die fundamentalen Grundsätze des Bekenntnisses der republikanischen Partei auseinanderlegte, gehören ebenso wie die in St. Louis, Miss., vortragene Rede über die Unvereinbarkeit der Sklaverei mit demokratischen Einrichtungen und schließlich auch noch die Cooper Union-Ansprache in New York City, wo er die Sophisterei und Heuchelei des Stephen A. Douglas, des Präsidentschaftskandidaten des nördlichen Flügels der demokratischen Partei, vollständig darlegt, zu Schurz' erfolgreichsten Vorstößen in politischer Philosophie, politischer Ethik, und sind ein Zeichen wahrer Redekunst. Sie zeigen ihn als einen der größten Philosophen und Staatsmänner, die die Welt je hervorgebracht hat. Weiterhin ist das Englisch, in dem er sie abgefaßt hat, nicht nur bemerkenswert, sondern, wenn man daran denkt, daß es eine von Schurz erst kürzlich erlernte Sprache war, einfach großartig. Die ganze umfangreiche politische Literatur jener Zeit enthält nichts, was so genau einen Begriff der großen Krise, der die Welt damals entgegenging, gibt, wie jene Rede. Es war ganz natürlich, daß Lincoln ihren Verfasser als einen seiner Hauptfreunde, Mitarbeiter und Ratgeber ansah. In einem Briefe an Schurz vom 18. Juni,

einer Antwort auf den seinen vom 22. Mai, wo Schurz sich über sein Festhalten an Seward, während der ersten Abstimmung im Konvent ausläßt, und wo er über seine schließliche aufrichtige Unterstützung Lincolns und über den Plan eines Wahlkampfes schreibt, der die Bürger deutscher Geburt oder Abkunft auf die republikanische Seite ziehen sollte, versichert er Schurz seiner Gunst und Hochachtung, und bittet dringend um seinen Rat und seine Unterstützung.

Während der Monate zwischen der Wahl Lincolns und seiner Einführung ins Amt, d. h. von der ersten November-Woche 1860 bis zur ersten März-Woche 1861, erließen die politischen Führer in den Staaten der südlichen Hälfte der Union Sezessionsbeschlüsse und erklärten ihre Unabhängigkeit gegenüber der Regierung, die gesetzlich im November 1860 für die Union gewählt worden war. Die meisten der republikanischen Führer, unter ihnen sogar Seward, wagten keine Folgerungen aus der Ernte ihres Sieges bei den Stimmenzählungen zu ziehen und trafen Kompromiß- und Versöhnungsmaßnahmen, aber Schurz sympathisierte nicht mit dieser Haltung, und zwar begründete er dies damit, daß es der festen und geregelten Regierung einer Republik verhängnisvoll werden müsse, wenn man zugäbe, daß das Wahlresultat eine Vergleichs- und Handelssache zwischen der Majorität und der Minorität sein könne, und wenn die Anerkennung des Resultats von seiten der Minorität durch Zugeständnisse erkauft werden müsse. Lincoln stimmte mit Schurz in dieser Philosophie des Gesetzes und der Regierung vollkommen überein. Die Sezessionsführer selbst jedoch wünschten kein Kompromiß und wollten von so etwas nichts hören. Sie wünschten nur die Trennung von der Union und ein unabhängiges Reich, dessen Haupteinrichtung eine allgemeine Negersklaverei sein sollte. Ehe die Sache von der neuerwählten republikanischen Regierung übernommen worden war, hatten sieben Südstaaten Sezessionsbeschlüsse erlassen und sieben Delegate zu einem Konvent nach Montgomery in Alabama geschickt, wo eine Konstitution für das Bündnis dieser Staaten und aller derjenigen, die sich später noch ihnen anschließen würden, geschaffen werden sollte; und als Lincoln seine Einführungsansprache hielt, erklärte er dabei, daß die Gesetze der Vereinigten Staaten jetzt, und zu gewisser Zeit auch schon früher, „in den Staaten von Süd-Karolina, Georgia, Alabama, Florida, Mississippi, Louisiana und Texas ge-

hemmt worden waren durch Kombinationen, die zu machtvoll waren, als daß sie durch den gewöhnlichen Verlauf eines richterlichen Verfahren oder durch die Macht der gesetzlichen Führer hätten unterdrückt werden können". Nach seinen schweren und mühsamen Arbeiten im Wahlkampf war Schurz zum Ausruhen in sein Heim nach Wisconsin zurückgekehrt, doch wurde es ihm klar, kurz vorm 1. März, daß für den neuen Präsidenten am Tage seiner Amtseinführung Gefahren lauern könnten, wenn er nicht sorgfältig bewacht würde, und er fühlte, daß bei dieser Gelegenheit sein Platz in Washington an der Seite Lincolns sei. Unter beträchtlichen Schwierigkeiten kam er nach Washington und stand an jenem denkwürdigen Tage in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Präsidenten, als dieser in sein Amt eingeführt wurde. Er blieb eine Anzahl von Tagen in der Bundeshauptstadt und wurde während dieser Zeit fast täglich zu einer Unterredung mit Präsident Lincoln gerufen, und schließlich von Lincoln selbst davon in Kenntnis gesetzt, daß er zum Bevollmächtigten Minister, als außerordentlicher Gesandter für Spanien erwählt worden sei.

Schurz hatte weder an dieses noch an irgendein anderes Amt gedacht. Das war gegen seine Grundsätze. Er konnte wohl andere für eine amtliche Stellung empfehlen, vorausgesetzt, daß er sie für würdig und fähig ansah, aber er konnte niemals für sich selbst so etwas erbitten. Das Amt mußte ihn suchen. Es steht ganz außer Frage, daß seine Dienste im Wahlkampf eine Anerkennung erheischten, gemäß allgemein gültigen Anschauungen, und Präsident Lincoln mag bei dieser Ernennung Schurz' dadurch auch etwas in seiner Erwägung beeinflußt worden sein, aber die Gründe, die bei ihm am schwersten wogen, waren, wie ich schon angedeutet habe, seine Überzeugung, daß er in Schurz einen Mann als Ratgeber für die Politik und die Diplomatie des kontinentalen Europas an der Hand hatte, und er war entschlossen, ihn auch dazu zu gebrauchen. Seward, damals schon Staatssekretär, machte, wie später bekannt wurde, Einwände gegen diese Ernennung, und zwar mit der Behauptung, daß die jüngste Vergangenheit Schurz' in Europa ihn dazu unfähig machten, bei irgendeinem europäischen Hof als diplomatischer Agent willkommen zu sein, und daß die neue Regierung der Vereinigten Staaten allen Grund dazu hätte, in diesem Augenblick alle ausländischen Regierungen zu beschwichtigen. Präsident Lincoln jedoch fühlte sicher, daß die

Vorteile, die dadurch, daß Schurz an diesen Platz kam, sichergestellt wurden, all die Nachteile, die Seward voraussah, aufwogen und er beachtete Sewards Rat in dieser Angelegenheit nicht, sondern sandte die Ernennung dem Senat zu, wo sie ohne irgendeinen ungewöhnlichen Aufschub bestätigt wurde, da sogar nicht einmal Senator Douglas Einwendungen dagegen machte.

Am Ende des Monats kehrte Schurz in sein Heim Wisconsin zurück, um sich auf seine Reise nach Madrid vorzubereiten. Er war nur einige Tage in Milwaukee gewesen, aber nach dem Angriff auf Fort Sumter war es gewiß, daß man die Sezession entweder ruhig hinnehmen oder den Aufstand gewaltsam unterdrücken mußte, das waren die einzigen Alternativen, die der Unionregierung übriggeblieben waren. Schurz wußte wohl, welche von beiden die Regierung wählen würde. Wenn er noch irgendeinen Zweifel gehabt hätte, wäre dieser dadurch zerstreut, daß der Präsident am nächsten Tage zu den Waffen rief. Alles, was er an Feuerwaffen besaß, packte er in einen Handkoffer und eilte nach Washington zurück, um seine Dienste anzubieten, wo immer sie gebraucht werden konnten. Er hatte viel Schwierigkeiten, um durch Maryland zur Bundeshauptstadt zu gelangen, aber schließlich gelang es ihm, und er stellte sich sogleich selbst dem Präsidenten Lincoln vor.

Er sagte ihm, daß er gern auf seine diplomatische Mission in Spanien verzichten und in den Militärdienst eintreten wollte. Präsident Lincoln aber blieb dabei, daß Schurz für ihn der Mann sein müßte, der ihn über ausländische Angelegenheiten informieren sollte, und war nicht gewillt, sein Entlassungsgesuch anzunehmen. Er stimmte nur zu, daß Schurz seine Abreise nach Madrid für eine gewisse Zeit noch aufschieben könnte, um zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln würden. Schurz hatte bemerkt, daß es in den Vereinigten Staaten so gut wie keine Kavallerie gab, und daß nur wenige Leute fähig schienen, eine Kavallerieausbildung vorzunehmen. Er selbst war in seinem Heimatland in solchem Dienst geschult worden und er wandte sich nun an Präsident Lincoln mit der Bitte, ihm zu gestatten, ein Kavallerieregiment in der Stadt New York aus Bürgern deutscher Herkunft, die schon einige Erfahrung in diesem Waffendienst hatten, zu rekrutieren. Präsident Lincoln verwies Schurz an General Winfield Scott, damals den Kommandierenden General des stehenden Heeres der Vereinigten Staaten, der sofort diese Anregung als eine Regung des

Ehrgeizes eines jungen Ausländers abwies. Lincoln jedoch stimmte mit Schurz überein und gab ihm in seiner Eigenschaft als Oberkommandierender der Land- und Seestreitkräfte der Union schleunigst die Erlaubnis, um die er bat. Schurz ging sofort nach New York zurück und brachte in kurzer Zeit eine Anzahl von Kompagnien zusammen, als er unerwarteterweise vom Staatssekretär den Befehl erhielt, sofort auf seinen Posten nach Spanien zu gehen, wegen gewisser Entwicklungen in der europäischen Politik, die die Vereinigten Staaten von Amerika bedrohten.[1]) Schurz legte seine Rekrutierungsmacht in die Hände eines Obersten McReynold, der das Regiment als Erstes New Yorker oder Lincoln-Kavallerieregiment zu Ende organisierte; Schurz selbst begab sich nach Washington, um seine Instruktionen über seine Mission in Spanien vom Staatsdepartement zu erhalten.

Nach seiner Audienz mit Seward begab er sich direkt und sofort zu dem Präsidenten und zum Schluß einer langen vertrauten Unterhaltung schärfte ihm Lincoln mit folgenden Worten seine erste Pflicht ein: „Vergessen Sie nicht, wenn Sie im Ausland sind, daß Sie sich direkt schriftlich an mich wenden, wenn Ihnen etwas einfällt, das Sie mir persönlich mitteilen möchten, oder das ich nach Ihrer Meinung wissen müßte." Schurz reiste über London, Paris, Marseille und Alicante nach Madrid. Er wählte diesen Weg nicht nur deshalb, weil er größere Bequemlichkeiten als irgendein anderer, der damals zugängig war, versprach, sondern weil er Charles Francis Adams und Herrn William L. Dayton, die damals gerade Gesandte der Vereinigten Staaten in Großbritannien resp. Frankreich waren, zu sehen wünschte, und weil er gern von ihnen darüber orientiert worden wäre, wie man in allen Klassen der Bevölkerung, wie auch in den Regierungskreisen jener Länder über den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten dachte und fühlte. Von beiden dieser Herren lernte er sehr viel, das meiste davon war recht beunruhigend, und als er nach Madrid kam, fand er dort in der Person des preußischen Gesandten, Graf Galen, einen sehr wertvollen Führer, Mitarbeiter und Freund.

Von diesen höchst fähigen Lehrern und Helfern erhielt er Informationen, die es ihm möglich machten, in einer verhältnismäßig kurzen Zeit einen vollständigen Bericht über diesen Gegenstand an seine Regierung zu senden. Aus allem, was ihm diese

[1]) s. Brief S. 177 ff.

Männer sagten, gewann er überzeugend und schnell den Eindruck, daß die Regierungen von England und Frankreich den Sieg des Südbundes bei ihrem Aufstand begünstigten, und man konnte zu irgendeiner Zeit auch erwarten, daß sie deren Unabhängigkeit anerkennen würden, sobald ihre eigene Bevölkerung im Lande einen solchen Schritt entweder billigen oder sich ihm gleichgültig gegenüberstellen würde; weiter lernte er, daß die preußische Regierung andererseits ihre traditionelle Freundschaft für die Vereinigten Staaten Amerikas aufrecht zu erhalten die Absicht hatte, daß die spanische Regierung einen unabhängigen südlichen Bund fürchtete, weil diese Unabhängigkeitsgelüste auf Westindien hätten übergreifen können, und man konnte die spanische Regierung leicht in dieser Richtung weiter beeinflussen, wenn man diese Furcht nährte. Weiter erkannte er, daß die große Masse des Volkes in ganz Europa sich der Sklaverei als einer Degradierung der Arbeit energisch widersetzte, und daß man enttäuscht war, weil die republikanische Verwaltung die Ausmerzung der Sklaverei nicht vom Anfang bis zum Ende zum Hauptziel des Kampfes gemacht hatte; er lernte, daß keine europäische Regierung, bei der die Volksmeinung vorherrschte, es wagen würde, dem Südbunde aktiven Beistand zu leisten, vorausgesetzt, daß die Haltung der Regierung der Vereinigten Staaten es den Völkern der europäischen Staaten klar vor Augen führen würde, wie die aufständische Konföderation die Verteidigerin der Sklaverei, und die Nationalunion die Stütze der Freiheit sei. Am 14. September 1861 richtete Schurz einen Brief, der diesen Gedanken enthielt, an das Staatsdepartement in Washington, und da dieser Brief die erste deutliche Warnung ist, die von irgendeinem diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten erlassen wurde, eine Warnung vor dem, was ausländische Regierungen und Völker über die Ziele des Kampfes von 1861—65 fühlten, mag es wohl am Platze sein, die wichtigsten Teile daraus hier anzuführen. Der Brief war als eine Art offizielles Schreiben an Herrn Seward, den augenblicklichen Vorgesetzten von Schurz, gerichtet, eigentlich aber war er für Präsident Lincoln selbst bestimmt. Er lautete teilweise wie folgt: „Ich bin überzeugt und sehe es als meine Pflicht an, es Ihnen mitzuteilen, daß die Sympathien der liberalen Massen in Europa uns nicht so unbedingt zugewandt sind, wie es wünschenswert schiene, und daß, wenn der Krieg nicht bald zu Ende ist, oder

irgend etwas unserer Sache im Volksempfinden eine stärkere Stütze gibt, diese Sympathien schließlich nicht bestimmt und mächtig genug sein werden, um über die Handlungen jener Regierungen, deren guter Wille oder Neutralität für uns von der größten Wichtigkeit sind, Gewalt zu haben."

„Wenn der Streit um die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten zu einer Art bewaffneten Konfliktes wird, würde man in Europa überall sagen, daß die Vernichtung der Sklaverei das offen anerkannte Objekt der Regierungspolitik hätte sein müssen, und daß der Krieg tatsächlich nichts anderes wäre als ein mächtiges Sichaufbäumen des Volksgewissens zugunsten eines großen humanitären Grundsatzes. Wenn diese Auffassung durch die augenscheinlichen Tatsachen bestätigt gewesen wäre, so könnte man über die Haltung Europas, soweit sie durch das Volksgefühl bestimmt würde, keinen Augenblick im Zweifel sein. Aber es ist nicht ohne ein Gefühl der Überraschung und Enttäuschung bemerkt worden, daß die Bundesregierung es in ihren öffentlichen Erklärungen vorsichtig vermeidet, die Sklavenfrage als den Gegenstand und Ursprung des Konfliktes zu erwähnen, daß ihre Beschlüsse wenigstens bei Beginn des Krieges durch einen auffallend ängstlichen Respekt für die Heiligkeit des Sklavenbesitzes ausgezeichnet waren, und daß man höchst nachdrücklich die endliche Ausrottung einer für das europäische Empfinden so hassenswerten Einrichtung als eine der Ursachen des Krieges in Abrede stellte. Natürlich will ich die weise Haltung der Regierung unter so schwierigen und verworrenen Umständen nicht in Frage stellen, aber ich bin ein Zeuge für den Erfolg, den ihre Haltung auf die öffentliche Meinung in Europa ausgeübt hat. Es ist außergewöhnlich schwierig, Europäern verständlich zu machen, nicht nur warum der freie und blühende Norden um das Vorrecht, mit den anmaßenden und störenden Sklavenstaaten wieder verbunden zu werden, kämpfen sollte, sondern auch, warum der Grundsatz, kraft dessen eine Bevölkerung, die stark genug wäre, eine unabhängige nationale Existenz zu gründen und aufrecht zu erhalten, und die auch das Recht besäße, eine eigene Gewaltenregierung und Einrichtungen zu besitzen, in Amerika verworfen werden sollte, während er im monarchischen Europa fast überall anerkannt wird. Ich hatte diese Sache mit Männern zu diskutieren, deren Sympathien ganz aufrichtig auf unserer Seite waren, und alle meinen,

die auf die Verfassung sich stützenden Beweisführungen könnten sie doch nicht davon überzeugen, daß solch ein Recht folgerichtig geleugnet werden kann, wenn nämlich unsere Sache nicht auf Grundsätzen höherer Natur basiert.

Die Agenten aus dem Süden, deren Fußspuren oft sehr sichtbar in der öffentlichen Presse zu bemerken sind, benutzen mit großer Geschicklichkeit diesen Stand der Dinge. Während sie sorgfältig vermeiden, auf die Rechte der Sklavenhaltung hinzuweisen, sprechen sie zu dem Kaufmann und zu dem Fabrikanten über Freihandel und Baumwolle, zu den Liberalen über die Rechte der Selbstregierung. Sie halten es dem Volke sehr weise vor, daß dieselben Mittel der Unterdrückung, die für die meisten europäischen Nationen von einer verderblichen Erinnerung sind, nämlich die Aufhebung des Freilassungsbefehls, willkürliche Gefangenschaft, die Konfiskation von Zeitungen, der Gebrauch von bewaffneter Macht, jetzt als nötig erachtet werden, um die Bundesregierung zu unterstützen, und daß die letztere sich, bei ihrer Bemühung, den unabhängigen Geist eines Acht-Millionen-Volkes zu unterdrücken, rasch der Linie nähert, die eine demokratische Regierung von den Attributen eines willkürlichen Despotismus trennt. Die Vorfälle des Krieges, die für unsere Waffen so ungünstig sind, mußten diesen Darlegungen Gewicht und Farbe verleihen."

„Und wenn Meinungen wie diese unter unseren natürlichen Freunden Fuß fassen konnten, was haben wir dann von denen zu erwarten, die heimlich eine dauernde Spaltung der Union wünschen?"

„Es mag sein, daß sie vielleicht noch etwas zögern, aber es liegt in der wahren Natur der Dinge, daß sie sehr bald ans Handeln denken werden, sowie ihre Interessen ihnen zu handeln befehlen."

„Meiner Meinung nach gibt es nur zwei Wege, auf denen die drohenden Verwicklungen, in die wir unvermeidlich hineinkommen werden, wenn zu den Unruhen im eigenen Lande noch ein Bruch mit ausländischen Mächten hinzu kommt, abgewandt werden können. Der eine besteht in großen und entscheidenden militärischen Folgen, die schnell zum Abschluß gebracht werden müßten, und der andere würde in solchen Maßnahmen und Kundgebungen seitens der Regierung liegen, die den Krieg gegen die rebellischen Sklavenstaaten auf eine höhere moralische Grundlage heben könnten, wodurch uns dann die Herrschaft über die öffent-

liche Meinung in Europa gegeben wäre. Ob wir irgendeinen Grund haben, auf den ersten Weg zu rechnen, das kann ich, der ich soweit entfernt bin, nicht sehen, jedenfalls aber würde er, wenn man nach den Erfahrungen der Vergangenheit urteilt, sehr zweifelhaft erscheinen. Was den zweiten Weg anbetrifft, so rechne ich ganz sicher auf ihn, und hierbei erheben sich meine Erwägungen als das Resultat meiner Beobachtung über das Niveau bloßer Mutmaßung."

„Es ist meine tiefe Überzeugung, daß, sobald der Krieg deutlich ein Krieg für und gegen die Sklavenhalterei wird, die öffentliche Meinung so stark und überwältigend sich uns zuneigen wird, daß trotz der Handelsinteressen oder des geheimen Grolls keine europäische Regierung es wagen wird, sich, sei es durch eine Erklärung oder eine Tat auf die Seite einer allgemein verdammten Einrichtung zu stellen. Unsere Feinde wissen das wohl, und wir mögen von ihnen lernen. Während ihre Agenten vor den Augen der Europäer sorgfältig ihre schwache Seite verbergen, nämlich, die Hinneigung zur Sklaverei, sollten wir ihnen da etwa helfen, indem wir ebenso sorgfältig unsere einzige starke Seite, nämlich, unseren Widerstand gegen die Sklavenhaltung, verbergen? Während sie im vollen Bewußtsein, wie die Sklavenhaltung dem europäischen Gefühl zuwider ist, alles tun, um die Europäer vergessen zu machen, daß sie dafür kämpfen, sollten wir da nicht, die wir ebenso gut die europäischen Gefühle kennen, uns davon zurückhalten, die Europäer zu erinnern, daß wir gegen die Sklavenhaltung kämpfen? Wenn wir uns unserer Vorteile nicht bedienen, dann befreien wir den Feind von dem Odium, das seinem Vorgehen anhaftet. Daher geht meine Meinung dahin, daß jeder Schritt, der von der Regierung in Sachen der Sklavereiabschaffung getan wird, für unsere Stellung in Europa so viel bedeutet, wie ein Sieg im Felde. Ich weiß nicht, ob dieser Rat mit der inneren Politik der Regierung zusammengeht, aber wie kühn es auch scheinen mag, ich bin soweit unsere ausländische Politik in Frage kommt, so überzeugt von der Richtigkeit meines Rates, daß ich nicht davor zurückschrecke, ihn dem Staatsdepartement zu Protokoll zu geben."

Seward antwortete am 10. Oktober 1861 auf diese Depesche in einer unbestimmten, ziemlich gleichgültigen Weise, in einer Weise, aus der Schurz herauszufühlen schien, daß der Staatssekretär die Depesche nicht dem Präsidenten Lincoln vorgelegt hatte. Je länger Schurz darüber nachdachte, desto klarer erschien

es ihm, und zugleich entstand bei ihm der Gedanke, nach Washington zu fahren und den ganzen Inhalt der Depesche dem Präsidenten selbst vorzutragen, wenn er auch dadurch gezwungen sein würde, die Entlassung von seinem diplomatischen Posten zu beantragen. Der Gedanke wurde bald zum Entschluß, und am 11. November 1861 richtete er an Lincoln einen direkten Brief, aus dem dienlicherweise folgende Sätze zitiert werden müssen:

„Als ich nach Spanien gesandt wurde, bekam ich die Instruktion, meine besten Kräfte anzuspannen, um einer Anerkennung der südlichen Konföderation vorzubeugen und die Beziehungen zwischen diesem Lande und den Vereinigten Staaten zu einem befriedigenden Stande zu bringen. Mir war die Wichtigkeit dieser Aufgabe selbst bewußt, und bei meiner Ankunft hier erkannte ich, daß es alles in allem genommen, keine leichte Aufgabe sei."

„Ich habe über Erwarten Erfolg gehabt und ich kann sagen, daß augenblicklich die Beziehungen nicht nur zwischen meiner Gesandtschaft und der spanischen Regierung, sondern auch zwischen den beiden Ländern unter dem Einfluß eines gegenseitigen Verständigungswillens stehen. Ich bin aufrichtig davon überzeugt, daß es auch so bleiben wird, wenn Ihre Regierung und der Kongreß in Übereinstimmung mit der Politik handeln werden, die zu befolgen ich als meine Pflicht erachte, und von der ich dachte, daß sie am besten Ihren eigenen Ansichten Rechnung trägt. Daher glaube ich, daß die Aufgabe, die mir zufiel, erfüllt worden ist" und daß „die leichten Pflichten der Gesandtschaft die ununterbrochene Anwesenheit eines Bevollmächtigten ersten Ranges kaum notwendig machen."

„Daher bitte ich Sie, mir zu gestatten, zu einer Zeit, die sich den Erfordernissen des öffentlichen Dienstes anpaßt, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren. Wenn Sie es mit Ihren eigenen Ansichten nicht vereinbaren können, fühle ich mich, wenn auch zu großem Bedauern, gezwungen, meine Enthebung vom Amte anzubieten. Während ich aufrichtig hoffe, daß es Ihnen möglich sein wird, mir zu gestatten, zurückzukehren, ohne daß ich mich von Ihrer Regierung trennen muß, werde ich es unter allen Umständen als einen Akt der Freundschaft Ihrerseits ansehen, wenn Sie mir mit dem Dampfer, der als nächster auf diesen Brief abfährt, eine Antwort schicken, die mir gestattet, als was es auch sein möge, zurückzukehren."

Schon nach der unheilvollen Niederlage bei Bull Run oder Manassas im vorigen Juli, als Schurz in der Ruhe und dem Luxus einer diplomatischen Gesandtschaft bei einem fremden Hofe gewesen war, hatte ihm sein Gewissen gesagt, daß er an der Front sein müßte, um die Hitze und die Mühen des Feldzugs zu ertragen, jetzt aber war die Sache brennend geworden und er näherte sich der Krisis.

Zu der von Schurz erwarteten Zeit erreichte ihn die Erlaubnis, seinen Posten in Madrid zeitweilig aufzugeben, mit Hilfe des Grafen Galen konnte er schnell und bequem nach Hamburg fahren, wo seine Familie sich ihm anschloß und von wo aus sie sich alle früh im Januar mit dem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Bavaria" nach New York einschifften.

Als Schurz Ende Januar 1862 in New York ankam, fuhr er sofort zur Bundeshauptstadt und wurde, nachdem er Herrn Seward seine formelle Aufwartung gemacht hatte, dem obersten Chef zugeführt.

Schurz erzählt in seinen Erinnerungen, daß er sehr genau mit dem Präsidenten über den Inhalt seiner Depesche vom 14. September 1861 sprach und daß der Präsident ihm nicht nur aufmerksam, sondern eifrig zuhörte, obgleich er nicht sagte, ob er vorher die Depesche je gesehen hätte oder nicht. Am Schluß ihrer Unterhaltung blieb Lincoln für einige Augenblicke still und sagte dann folgendes: „Sie mögen recht haben. Ja, Sie haben wahrscheinlich recht. Ich habe denselben Gedanken gehabt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine europäische Macht es wagen würde, die südliche Konföderation anzuerkennen und ihr beizustehen, wenn darüber erst volle Klarheit besteht, daß die Konföderation die Sache der Sklaverei und die Union die Sache der Freiheit vertritt."

Schurz erzählt über diese Unterredung weiter, daß der Präsident sagte, seiner Meinung nach würde eine deutliche Antisklavereipolitik bald überall, sowohl hier als im Auslande, als eine notwendige Stütze für die Erhaltung der Union anerkannt werden, er wünsche, zu solcher Zeit und in solcher Art zu handeln, daß die ganze Kraft des Nordens und die Unionsfreunde im Süden, besonders in den sogenannten Grenzstaaten, in dem Kriege für die Union vereinigt und zusammengehalten werden. Schurz erzählt schließlich: „Er forderte mich auf, mich etwas umzusehen und

umzuhören und ihm in einigen Tagen die gewonnenen Eindrücke zu berichten." In seinem Bemühen, dieser Bitte nachzukommen, ging Schurz zuerst zu den republikanischen Kongreßmitgliedern und fand bei vielen von ihnen die Überzeugung bestätigt, daß die Zeit gekommen war, in der die Verwaltung und die Regierung als ein Ganzes das Antisklavereiprogramm als ein notwendiges Mittel zur Erhaltung der Union proklamieren sollte. Dann ging er nach New York und bildete mit einer großen Anzahl ausgesprochener Abolitionisten eine „Emanzipationsgesellschaft" und bereitete eine große öffentliche Versammlung derselben in der großen Halle des Cooperinstituts für den Abend des 6. März 1862 vor. Dann ging er nach Washington zurück und berichtete dem Präsidenten über seine Taten. Lincoln billigte sie sofort und bat ihn, seine Ansprache vorzubereiten und sie ihm zur Einsicht zu bringen. Dies tat Schurz sofort und las seine heute berühmte Ansprache, betitelt: „Aussöhnung durch Emanzipation" dem Präsidenten zur Kritik vor, ehe er seinen Vortrag hielt. Der Präsident zollte ihr rückhaltlose und aufrichtige Billigung. Er sagte zu ihm: „Ich rate Ihnen, diese Rede jetzt bei Ihrer Versammlung am 6. März zu halten, und vielleicht werden Sie noch am selben Tage etwas von mir zu hören bekommen."

Mitten in der Versammlung kündete Horace Greeley die Ankunft einer Depesche aus Washington an, die er gern vorlesen wollte. Über die Versammlung, die eifrig damit beschäftigt war, die Geschäfte zu ordnen, breitete sich eine Stille aus, während Herr Greeley feierlich die Worte des Telegramms verkündete. Diese Depesche benachrichtigte sie, „daß Lincoln an demselben Tage, am 6. März, eine besondere Botschaft an den Kongreß geschickt habe, in welcher er um eine gemeinsame Resolution beider Häuser folgenden Inhalts bat: „Daß die Vereinigten Staaten jeden Einzelstaat, der die allmähliche Aufhebung der Sklaverei beschließe, durch Geldmittel unterstützen und ihn dadurch in den Stand setzen solle, die aus solcher Veränderung erwachsenden Ungelegenheiten privater und öffentlicher Art nach seinem Gutdünken zu vermindern." Es war der Zusammenwirkung von Abraham Lincoln und Carl Schurz, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Seele der Emanzipationsgesellschaft zu verdanken, daß dieser erste entscheidende Schritt am 6. März 1862 nun getan war, wodurch für die Abschaffung der Sklaverei als eines

unerläßlichen Mittels zur Beendigung des Krieges, zur Versöhnung des Nordens und des Südens und zur Erhaltung der Union umsichtig und entschlossen die Initiative ergriffen worden war. Das Haus hörte auf, „gegen sich selbst abzustimmen", um sich seine Stärke zu bewahren. Der Präsident hatte durch diesen ersten vorsichtigen Schritt, den er unternommen, die weitere Verantwortung für die Verhandlung oder auch für die Untätigkeit den Staaten, in denen noch die Sklaverei existierte, übergeben. Wenn diese Staaten nicht ihren Vorteil daraus zogen, war es jetzt klar, wer den Vorwurf für die Annahme anderer Methoden der Emanzipation als die, welche die Regierung der Union für ihre Erhaltung notwendig erachtete, zu tragen hatte.

Der Vorschlag des Präsidenten wurde vom Kongreß schnell angenommen, aber es folgte ihm seitens derjenigen, an die die Aufforderung ergangen war, keine Tat. Täglich wurde es mehr und mehr klar, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Kontrolle über diese Angelegenheit ganz und gar selbst zu übernehmen hatte. Sumner hatte dafür von Anfang an gestimmt. Grundsätzlich stimmte auch Schurz mit Sumner überein, und Lincoln verstand die Beweisführung Sumters sehr genau. Aber Lincoln hatte ebenso gut vom Standpunkte des Politikers als von dem des Moralisten zu handeln. Er mußte dann und in solcher Weise und in solchem Grade vorgehen, daß er die Demokraten des Nordens und die Unionleute in den südlichen Staaten fest davon überzeugte, wie absolut notwendig die Abschaffung der Sklaverei für den Schutz der Union sei, und daß dieses nur durch ein Eingreifen der Unionregierung geschehen könne. Sumter war der Typ eines reinen Idealisten. Er sah die Sklaverei als ein absolutes Unrecht an und wünschte ihre sofortige Abschaffung, ganz gleich, ob Union oder nicht Union. Er wurde an Lincoln irre und verurteilte seine Politik als dilatorisch. Schurz andererseits war zwar im Prinzip auch Idealist, aber doch zugleich auch genug Politiker, um Lincoln zu verstehen und sein Vorhaben zu billigen, und er und die Emanzipationsgesellschaft halfen dem Präsidenten durch alle Schwierigkeiten, die er mit Freunden und Feinden hatte. Im Auslande wurde die Verkündigung des Präsidenten und der darauf fußende Kongreßbeschluß von der großen Masse des Volkes begeistert aufgenommen und von diesem Augenblick an wandten, wie Schurz es vorausgesagt hatte, die Völker aller europäischer

Staaten ihre Gunst der Union als der Verteidigerin der Freiheit offensichtlicher zu und machten es ihren Regierungen unmöglich, die Konföderation, diese Stütze der Sklaverei, anzuerkennen.

Einige Tage nach der Versammlung der Emanzipationsgesellschaft bei der Cooperunion in New York begab sich Schurz nach Washington, um dem Präsidenten über seine Handlungen Bericht zu erstatten. Nachdem er das in ausgiebiger Weise getan hatte, stieg die Frage über Schurz' zukünftige Tätigkeit auf, und Schurz wiederholte seine Bitte, seiner diplomatischen Stellung enthoben zu werden und die Erlaubnis zu erhalten, an die Front zu gehen und auch seinerseits an den schweren Kämpfen teilzunehmen. Er sagte Lincoln, daß er seine Mission in Spanien ganz und gar erfüllt habe, daß die Verbindungen zwischen den beiden Ländern auf sehr freundschaftlichem Wege seien, daß er auch der Regierung der Vereinigten Staaten darüber berichtet hätte, wie die Massen des Volkes in den verschiedenen europäischen Staaten über den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten fühlten und daß er in seinem Alter ein Leben des Wohlseins und des Luxus nicht länger ertragen könnte, während seine Kameraden und Freunde in den Reihen des Heeres ständen. Der Präsident drückte ihm seine hohe Achtung über seine Ansicht aus und sagte ihm, wenn er nach reiflicher Überlegung und Beratung mit seiner Frau bei seiner Bitte bliebe, und auf seinen diplomatischen Posten wirklich verzichten wolle, er seinen Vorschlag annehmen würde.

Nach einigen Tagen weiterer Überlegung und Beratung sagte Schurz dem Präsidenten, daß seine Wünsche die alten blieben, und der Präsident ernannte ihn kurz darauf zum Brigadegeneral, und nach Bestätigung dessen gab er ihm den Befehl über eine Brigade in dem Heere des Generals Frémont in Westvirginia. Als der Präsident sich von dem neuen General verabschiedete, beauftragte er ihn, ebenso wie damals, als er ihn nach Spanien sandte, ihm immer direkt zu schreiben, wenn es sich um irgendwelche Geschehnisse oder Gedanken handelte, von denen Schurz annehmen konnte, daß der Präsident sie wissen müsse. Ehe General Schurz sein Kommando erhalten hatte, hatte der Kongreß einen Beschluß, demzufolge die Sklaverei im Distrikt Columbia abgeschafft werden sollte, bewilligt, und General Hunter, der ein Kommando in Port Royal hatte, hatte eine Proklamation zur Freilassung der Sklaven in seinem Departement erlassen. In Anbetracht dieses letzteren

Geschehens richtete General Schurz an Präsident Lincoln am 16. Mai 1862 einen Brief, in dem er dem Präsidenten erklärte, daß es seine aufrichtige Überzeugung sei, daß das Volk Hunters Standpunkt auch einnähme, wenn es von der Tatsache überzeugt sei, daß der Präsident Hunters Vorgehen billige; er selbst, Schurz, empfände allerdings Hunters Vorgehen als etwas voreilig. „Aber," schrieb er, „sollten Sie es als nötig erachten, Hunters Proklamation abzuändern, möchte ich Sie ersuchen, folgendes in Betracht zu ziehen: Da unsere Armeen immer weiter südlich ziehen, werden die Umstände uns dadurch zu Maßnahmen zwingen, die nicht in

Carl Schurz.

dem urspünglichen Programm vorgesehen waren, die wir aber notwendigerweise werden treffen müssen. Es scheint mir von der größten Wichtigkeit zu sein, daß die Regierung keine politischen Erklärungen abgibt, die sie nachher in Verlegenheit bringen könnten. Tatsächlich, man kann heute kaum sagen, wie weit man nach vier Wochen zu gehen hat. Die beste Politik wäre die, die überhaupt öffentliche Erklärungen ganz und gar vermeidet. Die Bewaffnung der Neger und die Befreiung jener Sklaven, die uns Hilfe und Beistand anbieten, sind Dinge, die unvermeidlich getan werden müssen und auch getan werden werden; tatsächlich sind sie ja schon getan, und es würde vielleicht am besten sein, die

ganze Wahrheit mutig zu sagen und sich der Notwendigkeit zu beugen. — Dieses alles unterbreite ich gehorsamst zur Prüfung." Der Präsident, der auf diese Weise nun gewarnt worden war, verwarf Hunters Befehl, erließ selbst eine Warnungsnote an die Sklavenhalter in allen Teilen des Südens, und zwar mit folgenden Worten: „Weiterhin teile ich mit, daß solche Fragen, wie die, ob es mir als Oberbefehlshaber des Heeres und der Flotte zukommt, Sklaven irgendeines oder mehrerer Staaten als frei zu erklären, und ob es zu irgendeiner Zeit in irgendeinem Falle für die Haltung der Regierung unerläßlich werden wird, solch eine Macht auszuüben, eine Antwort erheischen, die ich auf Grund meiner Verantwortlichkeit mir selbst vorbehalte, und es wäre meinem Gefühl nach nicht zu rechtfertigen, wenn man die Entscheidung den Befehlshabern im Felde überließe." Stellt man solche vorsichtigen Worte mit der Tatsache zusammen, daß der Präsident Hunter nicht abberief und daß er wieder die Bevölkerung in den Grenzstaaten mit ihrer gesetzmäßigen Sklaverei dazu drängte, mit der Regierung bei der Befreiung der Sklaven in jenen Staaten zusammen zu gehen, so sieht man daraus deutlich, daß, während der Präsident den von General Hunter unternommenen Schritt mißbilligte, er selbst in einer sehr kurzen Zeit denselben Schritt in dem ganzen Gebiet, in dem ein Aufstand gegen die Unionregierung bestehen sollte, in Angriff zu nehmen gedachte.

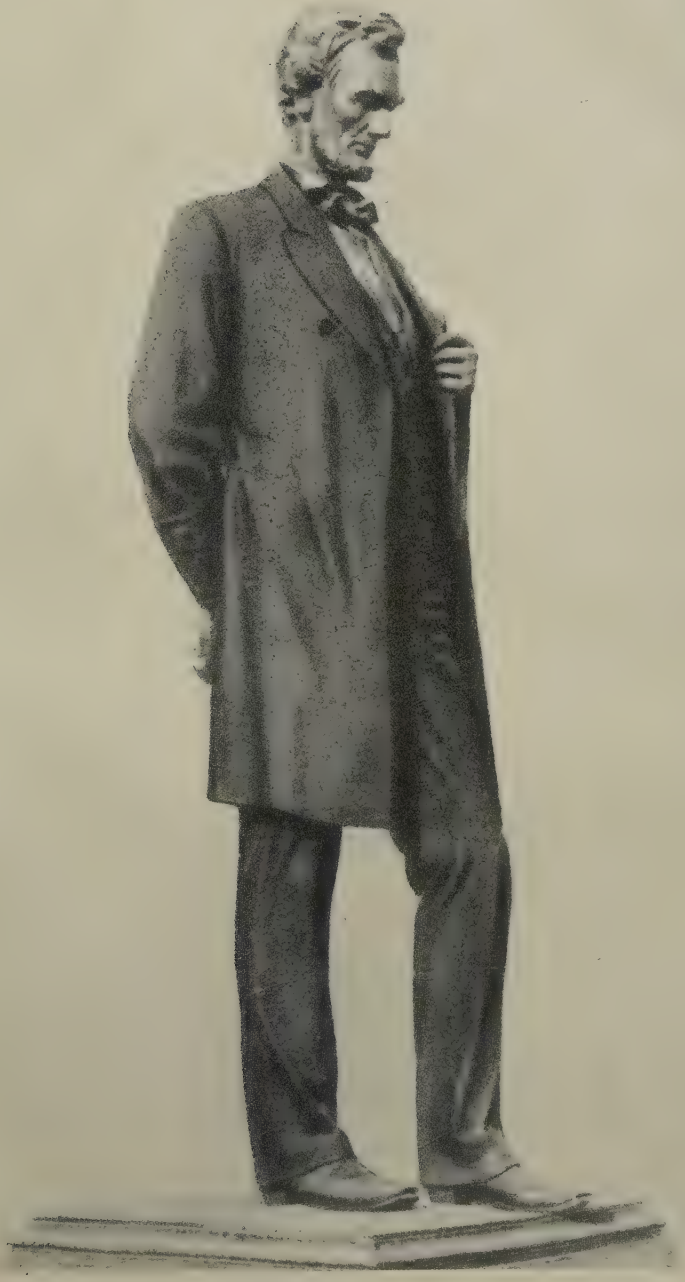
Nun folgte der unheilvolle Feldzug im Osten während des Sommers 1862, der mit der zweiten Niederlage bei Bull Run endete. Der Präsident war zu der Überzeugung gekommen, daß die Zeit nun dafür reif sei, um seine Autorität als Oberbefehlshaber der militärischen Macht der Union auszuüben und der Sklaverei überall, im ganzen rebellischen Süden, ein Ende zu machen, und durch gute und ausreichende Zeugnisse ist es verbürgt, daß er sich selbst das heilige Versprechen gab, daß, wenn die Schlacht, die durch den Einfall in Maryland durch General Lee und seine Verbündeten bevorstand, für die Union siegreich ausginge, er die Proklamation erlassen würde. Die Schlacht bei Antietam war ein Unionsieg, obgleich nicht ein entschiedener. Es wurde am 17. und 18. September 1862 gekämpft und am 22. September erging die weltbekannte Emanzipationsproklamation des Präsidenten. Der Krieg war jetzt zum Schluß ein Krieg um die Ausrottung der Sklaverei geworden über die ganze Länge und Breite

des Landes hin, nicht nur deshalb, weil er, wie Sumter und die Idealisten es ansahen, ein moralisches Unrecht war, sondern weil die Union niemals wieder hergestellt und in ihrem Bestand erhalten werden konnte, wenn in irgendeinem ihrer Teile Sklavenhaltung als eine gesetzliche Einrichtung galt; so hatte Schurz es auch bei seiner Rede am 6. März bei der Cooperunionversammlung der Emanzipationsgesellschaft in New York auseinander gelegt, und davon war nun jeder in der ganzen Union, im ganzen Lande überzeugt worden.

Von Europa her erklang der Proklamation eine sofortige und entscheidende Antwort. Sie war wirklich eine rückhaltlose Volkszustimmung, sie zeigte, wie man allgemein der Union günstig gesinnt war, und wie man es für unmöglich erachtete, daß die südliche Konföderation durch irgendeine europäische Regierung anerkannt werden könnte, wenn nicht etwa die Konföderation aus eigener Kraft noch einen vollständigen Waffensieg erreichte.

Andererseits war die Antwort, die aus dem Innern des Landes zurückklang, enttäuschend. Die Proklamation befriedigte weder die äußersten Konservativen, noch die extremen Radikalen unter den Unionisten. Die Kritik ergoß sich sowohl in Briefen als in Reden, in Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und schließlich auch in persönlichen Interviews mit dem Präsidenten. Und schließlich gewann, als bei den Novemberwahlen eine Neuwahl des Repräsentantenhauses im Kongreß und für eine Anzahl von Staatsregierungen auch eine Neuwahl stattfand, die Demokratische Partei die Staaten New York und New Jersey, und auch die Kongreßvertretung gewann eine Anzahl von Distrikten in anderen Staaten, die noch dazu früher als sicher republikanisch gegolten hatten.

General Schurz fürchtete nun, daß der Präsident dieses Unheil bei der Abstimmung zu sehr auf die Proklamation schieben oder sie jedenfalls als einen zu wichtigen Grund dafür ansehen könnte. Daher schrieb er dem Präsidenten am 8. November aus dem Hauptquartier der 3. Division des 11. Korps der Potomacarmee einen Brief, im Gedenken daran, daß der Präsident ihm eingeschärft hatte, ihm sofort zu schreiben oder mit ihm zu sprechen, wenn es ihm, Schurz, für den Präsidenten oder die Verwaltung vorteilhaft erschiene. Trotzdem er ihm nur ganz aufrichtig seine Meinung gesagt hatte, schien diese Mitteilung Lincoln ungewöhnlicherweise ziemlich aufzuregen, wenn er auch



Abraham Lincoln.

die Verweise des Generals Schurz in der freundschaftlichsten Weise aufzunehmen bemüht war. Wir wollen Wort für Wort die wichtigsten Teile hieraus zitieren: „Wollen Sie bitte nach der großen politischen Niederlage, die wir erlitten haben, einen Augenblick auf die Worte eines treuen Freundes hören, der Ihnen treu zu dienen glaubt und in dessen Urteil Sie einst vielleicht etwas Vertrauen setzten?

Die Niederlage der Verwaltung ist weder Ihren Proklamationen noch der Finanzpolitik der Regierung zuzurechnen, ebensowenig dem Wunsche des Volkes, um jeden Preis Frieden zu haben. Ich darf ganz offen zu Ihnen sprechen, denn Sie müssen wissen, daß ich Ihr Freund bin. Die Niederlage der Verwaltung ist der Verwaltung eigener Fehler.

Ihre ausgesprochenen Gegner nimmt sie sich als Ratgeber. Sie legt das Heer, das jetzt doch eine große Macht in der Republik darstellt, in die Hände ihrer Feinde. In allen persönlichen Fragen scheint es jetzt so zu sein, daß, wer der Regierungspartei feindlich gesinnt ist, ein gewisses Ansehen genießt. . . . Ist es überraschend, daß die Gegner der Verwaltung die Regierungen der hauptsächlichen Staaten in ihre Hände bekommen haben, nachdem sie für eine so lange Zeit die Hauptleitung des Krieges, dieses großen Geschäftes der nationalen Regierung, leiteten?

Große Opfer und unzählige Anstrengungen sind gemacht worden und die Erfolge sind gegenüber dem nur gering. Das Volk fühlte, daß ein Wechsel geboten sei. Viele Ihrer Freunde hatten für die Verwaltung kein Herz mehr, sobald sie fühlten, daß die Verwaltung tatsächlich kein Herz für sie hatte. Ich spreche nicht von persönlichen Gunstbezeugungen, sondern von dem allgemeinen Verhalten im Kriege. Man suchte eine Änderung in einer falschen Richtung. Dies war die wahre Ursache der Niederlage der Verwaltung.

Ein einziges Mittel bleibt Ihnen übrig, um Ihre Verwaltung zu stützen, und das ist Erfolg; nur eine einzige Sache kann Erfolg verbürgen, und das ist Energie. In welchen Händen auch die Staatsregierungen liegen mögen — sobald wie Sie siegreich sind, müssen sie Sie unterstützen, und wenn sie alle in den Händen Ihrer Freunde sind — wenn Sie ihnen keine Siege verschaffen, werden sie nach einer gewissen Zeit sich Ihnen entgegenstellen. Daher brauchen wir E n e r g i e , ganz gleich, was Ihnen im Wege steht.

Die Regierung darf sich nicht durch zahme Erwägungen in Gefahr bringen. Wenn West Point die Sache nicht machen kann, so muß West Point eben untergehen. Wen kümmert das? Es ist besser, tausend Generale fallen, als daß die Republik auch nur einen einzigen Augenblick aufs Spiel gesetzt wird.

Heute sind wir noch stark genug, um den Schwierigkeiten, die uns entgegenstehen, zu begegnen. Wir wissen nicht, wie es morgen um uns stehen wird."

Präsident Lincoln beantwortete diesen Brief zwei Tage später, am 10. November, und sagte im wesentlichen folgendes: „General Schurz. — Sehr geehrter Herr! Ihren Brief vom 8. hat mir heute Mrs. Schurz vorgelesen. Wir haben bei den Wahlen verloren, und es ist natürlich, daß jeder von uns glauben und auch sagen wird, es sei deshalb geschehen, weil seine eigenen besonderen Ansichten nicht genügend hervorgetreten seien. Ich denke, ich weiß, was es war, aber ich kann mich irren. Drei Hauptpunkte machen diese ganze Sache klar: 1. Die Demokraten wurden in Majorität gelassen, da die meisten unserer Freunde in den Krieg gingen, 2. die Demokraten bemerkten dies und entschlossen sich, sich wieder zur Macht zu bringen, und 3. unsere Zeitungen lieferten ihnen dadurch, daß sie die Verwaltung herabwürdigten und schmälerten, alle Waffen, die sie dazu brauchten. Gewiß hat der Mißerfolg des Krieges viel damit zu tun. Sie machen andere Gründe geltend. Wenn nicht Sie folgende Feststellungen gemacht hätten, würde ich sie nicht für wahr gehalten haben": „Die Niederlage der Verwaltung ist der Verwaltung eigener Fehler" (Meinung). „Ihre ausgesprochenen Gegner nimmt sie sich als Ratgeber" (als Tatsache behauptet). „Sie legt das Heer, das jetzt doch eine große Macht in der Republik darstellt, in die Hände ihrer Feinde" (als Tatsache behauptet). „In allen persönlichen Fragen scheint es jetzt so zu sein, daß, wer der Regierungspartei feindlich gesinnt ist, ein gewisses Ansehen genießt . . ." (als Tatsache behauptet)." Der Präsident schrieb weiter, daß er sich, während er über M e i n u n g e n nicht streiten wolle, aber gezwungen fühle, General Schurz nach seinen Beweisen in bezug auf die Dinge zu fragen, die er als Tatsachen behaupten möchte, besonders da er, der Präsident, sie von einem anderen Gesichtspunkt ansehe, als sie von General Schurz anerkannt würden. Weiterhin erklärte er, daß die Verwaltung durch eine Minorität in der Volksabstimmung

zur Macht gekommen sei, d. h. durch eine Mehrheitsabstimmung in dem Vier-Parteien-Streit bei der Wahl; daß drei dieser Parteien Unionsparteien wären, nicht einfach eine von ihnen, nämlich die republikanische Partei. Daher betrachte der Präsident die Sachlage so, daß in einem Kriege für die Erhaltung der Union nicht nur etwa die Glieder der republikanischen Partei allein Freunde, und die Glieder aller anderen Parteien Feinde seien, und daß er, bei der Ernennung der Demokraten im Norden und der Unionisten der südlichen Grenzstaaten zu hohen militärischen Stellungen dabei in fast allen Fällen den Empfehlungen der republikanischen Führer gefolgt sei. Er führte als Beispiel den Fall des General George B. McClellan an, dessen Name ihm durch den republikanischen Gouverneur von Ohio genannt worden sei und auch zur gleichen Zeit durch den republikanischen Gouverneur von Pennsylvania. Er schloß seinen Brief mit der Feststellung, daß viele Republikaner ernannt worden seien, und daß er nicht glaubte, sie zu schmälern, wenn er sage, solch übermäßigen Erfolg, daß man denen, die keine Republikaner seien, Mißtrauen in ihre Ergebenheit entgegenbringen müsse, hätten sie nicht gehabt.

General Schurz war mit dieser Antwort nicht zufrieden, und am folgenden 20. November sandte er dem Präsidenten einen anderen Brief, in dem er seine Behauptungen aus dem vorhergehenden Brief noch nachdrücklicher wiederholte und den Präsidenten fragte, „ob es nicht als Tatsache bewiesen sei, daß der Feind vom Beginn des Krieges an fortwährend durch die vertrauten Untergebenen eines so wichtigen Offiziers wie des Generaladjutanten Thomas mit Informationen versehen worden sei"; und dann, als ob er durch die erwartete unbeantwortbare Macht dieser kühnen Frage vorwärts gestoßen würde, schrieb er folgende scharfe Worte: „Nein, mein Herr, wir wollen uns keinen Täuschungen über den wahren Grund unserer Niederlage bei den Wahlen hingeben. Das Volk, das begeistert bei Beginn des Krieges war, hat ungeheure Opfer gebracht. Hunderte von Millionen wurden gespendet, tausende von Leben wurden hingegeben, scheinbar für nichts. Das Volk hat Vertrauen gesät und Unglück und Enttäuschung geerntet. Sie wollten eine Änderung, ja, aber da solch unglückselige Situation wie die unsrige dazu angetan ist, die Gemüter der Menschen zu verwirren, suchten sie diese Änderung in

falscher Richtung. Ich bitte Sie, schreiben Sie kleinen Nebenumständen, wie der Eintragung republikanischer Wähler in die Armee, wie den Presseangriffen usw. nicht das zu, was ein großer historischer Vorgang ist. Sie, Sie mehr als irgendein anderer in der Republik müssen das Geschehnis in seinem wahren Lichte sehen und seine Bedeutung erkennen; der Erfolg der Wahlen war ein sehr ernster und strenger Vorwurf für die Verwaltung. Verschließen Sie sich nicht davor, die Stimme des Volkes zu hören. Lassen Sie es nicht wahr werden, was ich habe sagen hören: daß von allen Orten im Lande Washington es ist, wo die öffentliche Meinung am wenigsten gehört wird und von allen Stellen in Washington das Weiße Haus . . . Nur unbarmherzige Entschlossenheit, heldenhafte Anstrengungen Ihrerseits können das Geschick wenden. Sie müssen sich um jeden Preis das Vertrauen des Volkes wieder zurückgewinnen . . . Energie und Erfolg, durch die Sie die öffentliche Meinung hätten gewinnen sollen und auch gewinnen müssen, machen augenblicklich das Prestige ihrer Feinde aus."

Die gewöhnliche Ruhe und die freundliche Art des Präsidenten Lincoln scheinen durch diese freimütige Kritik, die sein treuer Freund übte, einen kleinen Stoß erlitten zu haben. Tatsächlich, in seiner Antwort zeigte er eine gewisse Gereiztheit, die man in keinem seiner veröffentlichten Werke sonst finden wird. Einige Sätze in ihren eigenen exakten Worten mögen genügen, um seinen Gemütszustand während dieser äußerst niederdrückenden Zeit zu offenbaren. Er ließ nur vier Tage vorübergehen, nachdem er General Schurz' Brief bekommen hatte, ehe er ihm kurz folgendes antwortete: „Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten und gelesen. Sein Sinn ist, daß wir die letzten Wahlen verloren, und die Verwaltung fehlgegangen ist, weil der Krieg erfolglos war, und daß ich mir nichts darauf einzubilden brauche, daß nicht ich direkt dafür getadelt werde. Ich weiß genau, daß, wenn der Krieg mißlingt, die Verwaltung versagt, und ich w i l l dafür getadelt werden, ganz gleich, ob ich es verdiene oder nicht. Und ich müßte auch dafür getadelt werden, wenn ich es besser machen könnte. Sie denken, ich könnte es besser machen, und darum tadeln Sie mich schon. Ich denke, ich hätte es nicht besser machen können, daher tadele ich Sie, daß Sie mich tadeln. Ich verstehe Sie j e t z t, daß Sie willens sind, die Hilfe von Leuten anzunehmen, die keine

Republikaner sind, vorausgesetzt, daß ihr ‚Herz dabei ist'. Zugegeben. Andere will ich auch nicht haben. Aber wer will es übernehmen, Herzensrichter zu sein oder überhaupt nur zu erkennen, wo das Herz dabei ist? Wenn ich mein eigenes Urteil zurückstellen müßte und mich dem Ihren unterwerfe, so müßte ich mich auch dem der anderen unterwerfen, und allmählich müßte ich mich allen unterwerfen, die mir Ratschläge geben wollen. Ich dürfte keinen dann auslassen, weder Republikaner noch andere — nicht mal Sie selbst. Seien Sie versichert, sehr geehrter Herr, es gibt noch Leute, die ihr Herz dabei haben und die denken, daß Sie Ihrer Aufgabe so wenig nachkommen, wie Sie denken, daß ich der meinen nachkomme. . . . Ich möchte niemanden unterschätzen — am wenigsten die, die mit mir sympathisieren, aber ich muß sagen, ich brauche mehr Erfolg als ich Sympathie brauche, und ich habe nicht die Überzeugung gewonnen, daß ich von denen, die mit mir sympathisieren, mehr Erfolg habe, als durch die, die mir als gegenteilig bekannt sind. Mir scheint es, daß diese beiden Klassen im Felde ziemlich gleich gewesen sind, in dem, was sie getan und was sie verfehlt haben. Indem sie ihre Treue mit ihrem Blut besiegelten, die Baker und die Lyon und Bohlen und Richardson, diese Republikaner, taten sie alles, was Menschen tun konnten, aber taten sie irgendetwas mehr als Kearney und Stevens und Reno und Mansfield, von denen keiner ein Republikaner war und von denen wenigstens einige mir bitter und verschiedentlich als Sezessionsbegünstiger denunziert worden waren? Ich will die undankbare Aufgabe, weitere Fälle von Fehlurteilen anzuführen, nicht fortsetzen.

In Beantwortung Ihrer Frage, „ob es nicht öffentlich in den Zeitungen festgestellt wurde und anscheinend auch als Tatsache bewiesen worden ist, daß der Feind vom Beginn des Krieges an fortwährend durch die vertrauten Untergebenen eines so wichtigen Offiziers, wie des Generaladjutanten Thomas, mit Informationen versehen worden sei, muß ich sagen, nein, soweit meine Kenntnis reicht, und ich füge hinzu, daß, wenn Sie für diese Angelegenheit einige greifbare Beweise geben können, ich Ihnen dankbar wäre, wenn Sie in die Stadt kämen und es täten. Ihr sehr ergebener Freund A. Lincoln." Nachdem der Präsident diesen Brief abgeschickt hatte, scheint er über seinen Inhalt noch nachgedacht zu

haben, und er scheint zu dem Schluß gekommen zu sein, er wäre einem so treuen Freunde gegenüber, als den er den General kannte, ein wenig zu scharf gewesen. Das kann man daraus schließen, daß er sofort dem General einen anderen Brief schickte und ihn bat, oder vielmehr ihm befahl, sobald als seine Pflichten im Felde ihm eine Abwesenheit von der Front gestatteten, ins Weiße Haus zu kommen.

General Schurz erzählt in seinen Erinnerungen, daß er sich sofort von seinem Korps-Kommandeur Urlaub verschaffte und sich gleich, nachdem er ihn bekommen hatte, am nächsten Morgen in das Präsidentenhaus begab. Er erzählt, daß der Präsident ihn mit alter Herzlichkeit empfing und daß, als sie sich zusammensetzten, Lincoln ihm aufs Knie schlug und lachend sagte: „Nun sagen Sie mir mal aufrichtig, junger Mann, ob Sie mich wirklich für solch einen elenden Kerl halten, wie Sie in Ihrem Briefe schreiben.“ Der General war bei dieser Frage sehr verstört und konnte für einige Augenblicke nicht sprechen Schließlich jedoch sagte er, daß er tieftraurig wäre, wenn er irgendetwas geschrieben hätte, was den Präsidenten verletzen könnte, und dann begründete er seine so freimütigen Ansichten, die er durch seine Lektüre und durch Unterhaltungen mit anderen Leuten gewonnen hätte. Der Präsident hörte mit ernster und schweigender Aufmerksamkeit bis zu Ende zu, und als der General fertig war, sagte er mit großem Ernst, wie Schurz selbst erzählt: „Nun, ich weiß ja, daß Sie ein Vertreter der Antisklavereibewegung und mein guter Freund sind. Nun hören Sie zu, ich will Ihnen alles erzählen.‘ ‚Und dann entwickelte er in seiner klaren Art seine Ansichten über die gegenwärtige politische Lage, seine Hoffnungen und Befürchtungen, seine Sorgen und Verlegenheiten. . . . Weiter schilderte er, wie von allen Seiten die Kritik gekommen sei und ihn gereizt habe, und wie mein Brief, der übrigens einige gut begründete und nützliche Bemerkungen enthalte, ihn als ein kurzes Resumé all der verschiedenen Kritiken besonders getroffen und ihn zu einer Entgegnung veranlaßt habe. Dann schlug er mich wieder aufs Knie und setzte laut lachend hinzu: Habe ich’s Ihnen in meinem Briefe nicht ordentlich gegeben? Aber weh getan hat’s nicht, nicht wahr? Meine Absicht war’s nicht, Ihnen weh zu tun, und darum wollte ich auch gern, daß Sie bald zu mir kämen. . . .

Nun, ich denke, wir verstehen uns, und damit ist die Sache erledigt". Der General schrieb schließlich bei der Beschreibung dieses Interviews, daß, als er sich nach einer Stunde erhob, um fortzugehen, und er den Präsidenten gefragt habe, ob er noch wünsche, daß er an ihn schriebe, dieser herzlich erwiderte: „Aber gewiß, schreiben Sie immer, wenn der Geist Sie dazu treibt."

Es ist kaum nötig zu sagen, daß sich die beiden Männer von jetzt ab noch besser verstanden, und daß ihre Freundschaft gefestigter war als vorher. Jeder hatte durch diesen Zwischenfall etwas von dem anderen gelernt. Von jetzt ab handelte Lincoln mit mehr Energie und Sicherheit, und Schurz legte etwas von der Ungeduld der Jugend ab und lernte mehr die Weisheit des Mannes zu schätzen, der „warten kann und beim Warten nicht müde wird".

Gerade während dieser Korrespondenz rief der Präsident trotz des Sieges bei Perryville — es war aber ein unfruchtbarer Sieg — Bull von dem Kommando der Ohio-Armee, die Louisville verteidigte, ab, und stellte Rosencrans an seine Stelle mit dem Erfolg, daß die Konföderationisten während der ersten Tage des neuen Jahres (1863) bei Stone River oder Murfreesborough schwer geschlagen und auf Chattanooga zurückgeworfen wurden.

Wegen der Unfruchtbarkeit der Erfolge der Schlacht von Antietam hatte der Präsident auch zu Beginn der zweiten Novemberwoche 1862 McClellan von dem Kommando der Potomac-Armee zurückgerufen und diese Stellung dem General Ambrose E. Burnside übertragen, und als der letztere bei der entsetzlichen Niederlage, die seine Armee am 13. Dezember 1862 bei Fredericksburg erlitt, seine Unfähigkeit bewiesen hatte, übertrug der Präsident das Hauptkommando dieser großen Streitkraft dem General Joseph E. Hooker, und nach der Niederlage des letzteren bei Chancellorsville am 3. Mai 1863, und um auch die Niederlage Hookers wieder gut zu machen, übergab er das Oberkommando dem General George G. Meade, der in weniger als zwei Wochen nach seiner Ernennung den großen Sieg bei Gettysburg gewann. Dadurch wurde die stolze Armee des General Robert E. Lee vernichtet und ihre Überreste in die festen Plätze der Berge von West-Virginia zurückgeworfen. Die Nachricht dieses großen Sieges flog am 4. Juli 1863 über das ganze Land, in demselben Augenblick, als General Ulysses S. Grant der Welt verkündete, daß er

General Lee.

Major General Sherman.

Generalleutenant Grant.

Generalmajor Rosencranz.

(Aus Carl Schurz' Photographien - Album)

die Festung Vicksburg mit der ganzen Konföderatistenmacht, die den Mississippi bis dahin für die Flotte und den Handel der Union abgesperrt hatte, eingenommen hätte.

Der Präsident hatte schließlich die Männer gefunden, die den großen Kampf zu einem siegreichen Abschluß bringen konnten: Grant, Sherman, Meade, Sheridan, Thomas, Rosencrans u. ä., und General Schurz hatte eine sehr wichtige Rolle gespielt dadurch, daß er ihn dazu gedrängt hatte, so zu tun. Am 24. Januar 1863 schrieb er aus dem Hauptquartier der Potomac-Armee im Staff-order Court of Justice (Virginia) einen Brief, in dem er ihm die Notwendigkeit auseinander legte, Burnside von dem Hauptkommando dieser Armee zu entheben. Am nächsten Tag war es geschehen. Als jedoch Hooker an seine Stelle gestellt war, ein Mann, in dessen strategische Fähigkeiten General Schurz, wenn überhaupt, nur wenig mehr Vertrauen hatte, zögerte er nicht, dem Präsidenten, besonders nach dem Unglück bei Chancellorsville am 3. Mai 1863, seine Zweifel über Hookers Fähigkeit für große Kommandos mitzuteilen. Nach den großen Siegen bei Gettysburg und Vicksburg sannen die Rebellen über einen neuen Plan, um mit einem Teil ihrer Virginia-Armee Rosencrans nach Nord-Georgia zu verjagen. Das führte zur Schlacht von Chickamauga am 19. und 20. September 1863, wo Rosencrans schwer geschlagen und nach Chattanooga zurückgeschlagen wurde. Der Präsident sandte sofort die Generale Grant und Sherman mit dem größten Teil der Vicksburger Armee nach Chattanooga und befahl Grant, das Oberkommando über alle Streitkräfte der Union zwischen den Alleghany-Bergen und dem Mississippi zu übernehmen. Der Präsident schickte also zwei Korps der Potomac-Armee, die von Howard und Sickles befehligt wurden, zu dem Rest der bei Chattanooga eingeschlossenen Armee. Dieser Befehl brachte den General Schurz, der in dem Augenblick Kommandierender Generalmajor bei einer der Divisionen aus dem Korps des General Howards war, in Verbindung mit General Grant als seinem Oberkommandeur im Felde.

Der Erfolg dieser Truppenbewegungen war der große und entscheidende Sieg bei Missionary Ridge am 25. November 1863, wodurch die disorganisierte Rebellen-Armee für die Zeit ihrer Winterruhe 1863/64 nach Central-Georgia zurückgeworfen wurde.

Der Präsident hatte schließlich den richtigen Mann gefunden, dem er das Oberkommando über alle Armeen der Union anvertrauen und der sie an Hand eines allgemeinen Planes alle zusammen zur Vernichtung der großen Rebellen führen konnte. Am 2. März 1864 wurde General Ulysses S. Grant zum Generalleutnant über alle Heere der Vereinigten Staaten ernannt, und, umgeben von den schon erwähnten Führern, begann er seine Truppenbewegungen, um die beiden übriggebliebenen Heere der Aufständischen, die von General Robert E. Lee in Virginia und von General Joseph E. Johnston in Georgia befehligt wurden, zu zerstören.

Während dieser Zeit, nämlich im Frühling und Früh-Sommer 1864 wurde General Schurz von der Armee des General Sherman in Georgia abkommandiert und auf den Rekrutierungs- und Übungsplatz nach Nashville in Tennessee berufen, um ein Heer, welches die Verbindung zwischen Chattanooga und Louisville gegen irgendwelche etwa zu erwartenden Angriffe der Rebellen beschützen sollte, zu schaffen und zu organisieren, während die Operationen von Grant und Sherman gegen Lee und Johnston noch weiter fortgesetzt wurden. Der bewunderungswerte Dienst, den General Schurz durch dieses sein Werk leistete, kann persönlich durch den Verfasser dieses Artikels, der während einer gewissen Zeit dort unter General Schurz' Kommando stand, bezeugt werden. Ein wirklicher Beweis dafür jedoch ist dadurch gebracht worden, daß die so Organisierten in ihrer Tapferkeit, Fähigkeit und Ergebenheit, in ihrer Zucht und Erziehung die rebellische Armee des General Hood in den Schlachten von Franklin und Nashville in der ersten Dezember-Hälfte 1864 aufrieben.

General Schurz selbst blieb nicht in seinem Quartier in Nashville-Edgefield, bis diese Ereignisse eintraten. Der republikanische Konvent in Baltimore ernannte in der ersten Juni-Hälfte jenes Jahres Lincoln für eine weitere Amtsperiode zum Präsidenten, und General Schurz erkannte und wurde darin durch die Vorstellungen solcher republikanischer Führer wie Elihu B. Washburn und Thaddeus Stevens bestärkt, daß er in der Wahlschlacht für die Wiedererwählung des Präsidenten Lincoln nötiger war als in dem Felde von Tennessee. Er bat den Präsidenten um Enthebung von seinen militärischen Pflichten, damit er während des Sommers

und der ersten Herbst-Hälfte 1864 politische Rundreisen machen könnte. Der Präsident gestattete es ihm und bat ihn, nach Washington zu kommen. In der Hitze des Hochsommers kam der General in der Bundeshauptstadt an und eröffnete in persönlicher Verbindung mit dem Präsidenten den Präsidentschafts-Wahlkampf von 1864. Während dieser Zeit lieferte der General eine große Anzahl von Reden überall in den Staaten New York und Pennsylvania, im Mittelwesten bis nach Wisconsin, und krönte seine erfolgreichen Bemühungen durch jenen herrlichen Beweis seiner Logik und Redekunst, die er in der Ansprache „treason of slavery" am 7. Oktober in der Musikakademie in Brooklyn lieferte, und bei der er die absolute Unvereinbarkeit der Sklaverei mit einer freien Regierung und der Union mit einer solcher Klarheit, Überzeugungskraft und Beredtsamkeit auseinander legte, daß kein anständiger Mensch ihr widerstehen konnte.

Es besteht darüber kein Zweifel, daß General Schurz' Tätigkeit im politischen Feld wirklich so viel dazu beigetragen hat, daß die große Majorität von ungefähr 10 : 1 in dem Wahlkollegium, durch das Lincoln über seinen als populär geltenden Gegner, General George B. McClellan, siegte, hervorgebracht worden ist, obgleich er, Schurz, immer betonte, daß Lincoln die Wähler ganz unabhängig von irgendeiner Hilfe von anderer Seite her auf sich vereinigt haben würde. Er hatte dem Präsidenten dieses bei jenem Juli-Interview bei Beginn des Feldzuges versichert. Er hatte ihm gesagt, daß die Geschichtsfügung es so bestimmen würde, ganz egal, wie bedrohlich die Uneinigkeit zwischen den Parteiführern auch sein möge.

Dadurch, daß Sherman so sicher gegen Atlanta vorging und es im frühen September eroberte, als auch dadurch, daß Grant unaufhaltsam gegen Richmond vorging und in zahlreichen Treffen mit den rebellischen Mächten seine Zerstörung erreichte, bewies Schurz, daß seine Prophezeiungen richtig gewesen waren; und die herrlichen Siege von Thomas über Hood bei Franklin und Nashville, nur wenige Wochen nach der Wahl, waren neue Bestätigungen des von Schurz Vorausgesagten, und als die Heere im Dezember 1864 die Winter-Quartiere bezogen, schien das Ende des Krieges nahe zu sein.

Carl Schurz als Kommandierender Generalmajor 1863.

Während dieser Zeit war General Schurz mit dem Rekrutieren der Veteranen-Korps beschäftigt, wie es genannt war, um die Armee vor Richmond für den zu eröffnenden Frühlingsfeldzug zu stärken, und im März 1865 ging er nach Washington, um dem Kriegsminister Stanton Bericht zu erstatten. Bei dieser Gelegenheit bat oder vielmehr wies der Minister den General an, dem Präsidenten eine vertrauliche Mitteilung, die nicht dem Papier anvertraut werden konnte, zu überbringen; Lincoln war zu jener Zeit bei General Grant in City Point am James River. Der General erzählt in seinen Erinnerungen, daß der Präsident in ausgezeichneter Laune war und voller Vertrauen, daß der Krieg in einigen Tagen zu Ende sein würde. Die Begegnung der beiden Freunde war äußerst herzlich, und sie trennten sich in glücklicher Stimmung. Es fiel keinem von beiden ein, daß es das letztemal gewesen war, daß sie sich einander in die Augen geschaut und sich die Hände gegeben hatten. Als der General nach Washington zurückkam, erreichte ihn der Befehl, sich beim General Sherman in Goldsborough in Nord-Carolina zum Dienst zu melden und Sherman wies ihm eine der drei Armeen, nämlich die sogenannte „Georgia-Armee", unter dem direkten Kommando des General Slocum an. Es war jetzt die zweite April-Woche 1865 gekommen, und Sherman rückt vor, um Johnstons Armee gefangen zu nehmen und dann Grant zu Hilfe zu eilen bei der Eroberung Richmonds und der Gefangennahme der von General Lee geführten Armee. Aber so sollten die Dinge nicht verlaufen. Ehe Sherman Raleigh erreichte, hatte sich Lee Grant übergeben, Richmond war gefallen, und während Sherman mit Johnston über die Übergabe der letzten Rebellen-Armee verhandelte, flog die schreckliche Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Lincoln über das Land.

Kein Herz in diesem großen Lande wurde durch diesen Schlag schwerer getroffen als Carl Schurz'. Nur er selbst konnte ungefähr die Bitterkeit und die Heiligkeit seines Schmerzes zum Ausdruck bringen. Aus dem Hauptquartier der Shermanschen Armee in Raleigh, Nord-Carolina, wo er an dem frohen Werk der Verhandlung mit Johnston über die Übergabe der letzten rebellischen Kräfte teilnahm, schrieb er am 18. April 1865 an seine Frau nach Bethlehem in Pennsylvania die traurigen Worte: „Liebste! Schon gestern hätte ich dir geschrieben, hätte ich die düstere Stimmung abschütteln können, welche seit der Ankunft

der Nachricht von Lincolns Ermordung auf meinem Gemüte liegt. Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel hätte uns nicht unerwarteter, nicht furchtbarer treffen können. Der gute, gute Lincoln! Noch immer, wenn meine Gedanken auf einen anderen Gegenstand geschweift sind, und dann auf dieses schreckliche Ereignis zurückkommen, muß ich mich wieder und wieder fragen, ob es denn möglich sein kann. Der Mörder, der diese Tat getan, hat den besten Freund des Südens getötet. Es ist ein eigentlicher Vatermord. Das Volk des Südens mag Gott danken, daß der Krieg vorüber ist. Hätte diese Armee noch einmal gegen den Feind marschieren müssen, kein Haus wäre auf ihrem Pfade stehen geblieben. Die Soldaten saßen um ihre Lagerfeuer, zuerst in dumpfer Konsternation; dann hättest du überall die Worte hören können: ‚Wir wünschten, der Kampf wäre noch nicht vorbei!' Es ist gut, daß er vorüber ist. Der Krieg, jetzt fortgesetzt, würde den Zügen des Attila gleichen. Am Abend nach der Ankunft der furchtbaren Nachricht wurden alle Wachen in der Stadt verdoppelt, und nach Einbruch der Dunkelheit wurden die Straßen abgeschlossen und jeder arretiert, der sich blicken ließ, da man fürchtete, die Soldaten würden in ihrem Grimm die Stadt anzünden. Diese Vorsicht war keineswegs überflüssig. — Es wird lange währen, bis ich diese Eindrücke überwinde. Unserem Triumphe ist die Lust des Jubels abgeschnitten." Ehe Frau Schurz diesen Brief erhielt, hatte sie schon selbst dem General geschrieben: „Bethlehem, 21. April 1865. Mein Carl! Jetzt weißt Du alles, und ich sehe Dich still und allein für Dich sitzen, und denken, denken, denken! Alles was Lincoln Dir je gesagt, die kleinen Kämpfe, die Ihr zusammen gehabt, und die frohen Stunden, alles zieht jetzt an Dir vorüber, und stimmt Dich abwechselnd froh und traurig. Jetzt ist er begraben, und gestern gingen alle Einwohner unserer kleinen Stadt in einer langen Prozession nach dem Kirchhofe, wo wir eine schöne Rede von Dr. Fickard hörten, und von da in die Kirche, wo prachtvolle Musik gemacht wurde. Das war mein erster Gang. Ich ging mit den Kindern. Wir waren alle in Schwarz gekleidet, und es war mir zumute, als ging ich hinter der Leiche eines alten, treuen Vaters her. Ich habe mich so recht satt weinen können, und Dr. Fickards Rede drang jedem ins Herz. Nun ist alles wieder ruhig, und auch in mir legt sich der tobende, schreiende Schmerz, und ich denke mir immer: glück-

licher könnte er nicht gestorben sein! Ohne Schmerz, im Angesicht seiner Siege, so fiel er wie ein Held, und was Du immer gesagt hast, so ist es: Nach Washington ist er unser größter Präsident und der größte Emanzipator. Wie glücklich bin ich, daß Du ihm so treu gedient . . . . .".

Die Geschichte dieser großen und eigenartigen Freundschaft und Liebe zwischen diesen beiden wundervollen Charakteren, die aus ihrer beiderseitigen Aufopferung für die größte Bewegung in der politischen und sozialen Zivilisation des 19. Jahrhunderts hervorging, ist noch nicht zu Ende, wenn auch der schreckliche Vorfall in der Nacht des 14. April, der einen von ihnen von dieser Erde nahm, es so erscheinen lassen könnte.

Sofort nach der Übergabe der Generale Lee und Johnston und ihrer Armeen gab General Schurz seine militärische Kommission auf und begab sich zu seiner Familie nach Bethlehem in Pennsylvania. Unterwegs berührte er Washington und machte dem neuen Präsidenten Andrew Johnson, der durch den Tod Lincolns vom Vize-Präsidenten zum Präsidentensitz gekommen war, seine Aufwartung. Der General hatte die Bekanntschaft Johnsons im Jahre 1864 gemacht, als er zum Rekrutierungsfeld in Nashville-Tennessee kommandiert war, während Johnson in jener Zeit durch Präsident Lincolns Anordnung Provisorischer Gouverneur von Tennessee war. Schurz war schon ziemlich vertraut mit ihm, so daß, als er sich von dem neuen Präsidenten verabschiedete, dieser ihn bat, ihm zu schreiben und ihm alle die Informationen zu geben, die ihm, Schurz, für den Präsidenten oder die Regierung nützlich zu sein schienen, ebenso also wie Präsident Lincoln es getan hatte. Durch diese Aufforderung des Präsidenten war also der Weg für eine Korrespondenz eröffnet, und während des Monats Mai 1865 schrieb und sandte Schurz an Johnson zwei Briefe. In dem ersten kritisierte er das beabsichtigte g e h e i m e Verhör, das mit Jefferson Davis angestellt werden sollte, und im zweiten kritisierte er die Proklamation des Präsidenten vom 29. Mai, die sich auf die Wiederherstellung des Staates Nord-Carolina bezog, durch die dem Wesen nach dieser Staat der alten Sippschaft der kürzlich noch aufrührerischen Sklavenhalter wiedergegeben und ihnen zugleich die Möglichkeit eröffnet wurde, ihre Macht so auszuüben, wie sie es wollten. Als der Präsident diesen zweiten Brief

erhielt, bat er Schurz telegraphisch, ihn sobald als möglich im Weißen Haus in Washington aufzusuchen.

Schurz kam dieser Aufforderung ohne Verzug nach und ging von Bethlehem über Philadelphia zum „National Capitol". In Philadelphia war er der Gast seines intimen Freundes Dr. Tiedemann, dessen Frau und Töchter erklärte Spiritisten waren. Während des Abends hielten sie eine Sitzung ab, in der sie Schurz baten, irgendeinen Geist herbeizurufen. Schurz war zwar äußerst skeptisch gegenüber solchen Experimenten, aber aus lauter Höflichkeit seinen Wirtinnen gegenüber erfüllte er ihre Bitte und rief den Geist seines alten Freundes Abraham Lincoln herbei. Nach einigen Minuten schrieb eine der jungen Damen, daß der Geist Lincoln anwesend sei und zu wissen wünsche, ob ihm irgendjemand eine Frage stellen wollte. Schurz bat ihn, ihn über den Zweck seiner Audienz beim Präsidenten Johnson in Washington aufzuklären. Die Antwort kam schnell: „Er möchte, daß Sie eine wichtige Reise für ihn machen". Schurz fragte dann, wohin die Reise ihn denn führen würde. Die Antwort kam sofort zurück: „Das wird er Ihnen morgen sagen". Schurz fragte wieder, ob er denn die vom Präsidenten gewünschte Reise unternehmen sollte, und die Antwort kam ebenso schnell: „Ja, verfehlen Sie ja nicht, es zu tun". Schurz gibt in seinen Erinnerungen zu, daß er bei der Einladung des Präsidenten, nach Washington zu kommen, immer nur daran gedacht hätte, daß der Präsident mit ihm über die Fragen, die er in seinen beiden Briefen behandelt hatte, sprechen wollte. Wie groß muß deshalb sein Erstaunen gewesen sein, als er sich am nächsten Tage im Weißen Haus vorstellte, sofort in das Privatzimmer des Präsidenten geführt, und von ihm sehr herzlich empfangen wurde. Der Präsident versicherte ihm, daß er seine Briefe gelesen und seine Kritik sorgfältig und dankbar erwogen hätte; dann sagte er ihm, daß er ihn zu sich gebeten hätte, um ihn persönlich zu bitten, für ihn eine Reise durch die ganzen südlichen Golf-Staaten und ihm einen Bericht über die dort herrschende Lage zu machen; dieses sollte ein vorbereitender Schritt für die Wiederherstellung dieser Staaten als Unions-Staaten sein. Schurz war so erstaunt über diesen Vorschlag, daß er sich einen Tag oder mehrere Bedenkzeit erbat, und als er sich bedacht hatte, ging er sofort zum Minister Stanton und Chief Justice Chase, um sie zu fragen, ob sie dem Präsidenten seinen

Namen für diese wichtige und beschwerliche Pflicht vorgeschlagen hätten; und als beide ihm versicherten, daß dem nicht so wäre, daß sie ihn aber drängten, diese Pflicht zu erfüllen, ging er am nächsten Tage zu dem Präsidenten zurück, um ihm zu sagen, daß er bereit wäre, diese Reise zu unternehmen, eine Reise, deren Ergebnis jener meisterhafte Bericht war, der sich mit den Bedingungen beschäftigte, die in den alten Staaten von Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana herrschten. Durch diesen Bericht wurde die Washingtoner Regierung davon zurückgehalten, irgendwie zu schnelle oder unbedachte Schritte zu unternehmen, wodurch die Früchte des Unionssieges hätten aufs Spiel gesetzt werden oder zu irgendwelchen gefährlichen Reaktionen, die damals ernsthaft drohten, hätten führen können.

Fraglos hat die Erfahrung, die Schurz im Hause seines Freundes Dr. Tiedemann gemacht hat, viel dazu beigetragen, daß er diese Pflicht übernahm und dem Lande diesen großen Dienst leistete; und wenn irgendjemand je ein sicheres Gefühl dafür gehabt hat, daß der Geist eines abgeschiedenen Freundes über ihm schwebe und seine Handlungen leite, um durch seine Taten die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Zivilisation vorwärts zu bringen, so war dieser Mann Carl Schurz durch den Dienst, den er seiner Nation während des Sommers und des Herbstes 1865 leistete, und jene entkörperte Seele war Abraham Lincoln, die eine Natur das große Urbild der anderen: Lincoln, obgleich er in den hintersten einsamsten Wäldern geboren, in der Abgeschlossenheit, Armut und Erbärmlichkeit aufgewachsen war, ohne die Hilfe von Schule, College oder Universität, arbeitete sich nicht nur zum Präsidenten einer großen Nation empor, sondern es gelang ihm auch, jene Gedankentiefe, Selbstbeherrschung und Beredsamkeit im Ausdruck zu erreichen, wie wir sie in dem weltberühmten Absatz seiner zweiten Inauguralansprache erkennen; nur wenige Wochen, ehe seine Seele von der Erde floh, hielt er diese Ansprache, deren einer Teil von Carl Schurz als „ein heiliges Lied" bezeichnet wird. Jeder Ton dieses Liedes vibrierte während jener kritischen Zeit des Sommers und Herbstes 1865 stündlich auf allen Saiten in Lincolns Herzen und in den innersten Tiefen seiner eignen Seele; und die Akkorde dieses Liedes kamen als Leitsterne und Ziele seiner hohen Mission ständig von seinen

Lippen: „Wir hoffen und flehen innigst, daß diese grausame Geißel des Krieges bald von uns genommen werden möchte. Wenn es aber Gottes Wille ist, daß der Krieg dauere, bis all der von den Sklaven in unbesoldeter Arbeit während zweihundertfünfzig Jahren angesammelte Reichtum verausgabt, und bis jeder durch die Peitsche vergossene Blutstropfen durch einen mit dem Schwerte vergossenen gerächt ist, dann können wir sagen, wie schon vor dreitausend Jahren der Psalmist gesagt hat: „Die Gebote des Herrn sind lauter, und die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesamt gerecht". Lassen Sie uns versuchen, ohne Groll gegen irgendjemand und mit nachsichtiger Liebe gegen jeden, fest und standhaft im Rechten, so wie es uns Gott vergönnt, das Rechte zu erkennen, unsere Arbeit zu vollenden. Lassen Sie uns versuchen, die unserem Volke geschlagenen Wunden zu heilen, für diejenigen zu sorgen, die unter Schrecken und Not der Schlacht gelitten haben und ihrer Witwen und Waisen zu gedenken, — kurz lassen Sie uns versuchen, alles zu tun, was einen gerechten und dauernden Frieden unter uns und mit allen anderen Völkern herbeiführen und sichern kann."

New-York, 3 Juni 61.

Lieber Lindemann,

Wie Sie und den geehrten Herren wohlbekannt sein mögen, ist mir der Posten eines Consulats meiner Wahl gütigst zurückgewiesen worden. Ich wende mich demnach mit der Persia ebenfalls. Kommt es Ihnen möglich, so werden Sie mir gewiß die Zurückweisung meiner Ernennung in Ihrer Anzeige. Ich muß wegen die Nothwendigkeit, daß ich, sobald man mit der Besetzung der Consulate hinter mir gegangen, Ihr Haus wohlbehalten verlassen werde. Ich werde übermorgen noch einen Farewell-Besuch an den Präs. Pierce machen und so schnell als möglich Ihren Aufforderung folgen. Ich recommandire die im State-Department befindlichen Papiere in Betreff auf Exequatur, sind, daß es einige Correspondenz gibt, und daß in Betreff auf Sie meine Empfehlung

ganz allein steht. Ich bin sehr, weil Sie Lucian um noch einige Briefe zu bekommen. Es wäre sehr wünschenswerth. Aber vergessen Sie Ihren Zweck, die Verschaffung der Staatspapiere und Stabilität und Politik, wie der andern Conversationsgegenstände in deutscher Sprache nicht. Leben Sie damit so wohl wie Ihr Bruder.

Die Notwendigkeit der Correction Adams Journal war so plötzlich und unerwartet über den Fall, daß ich Franklin mit Geschäften überladen sein — was mich natürlich nicht hindern wird, Sie beim Kongreß das Beste zu thun — Warum sage ich nicht mitkommen? Ich habe den spanischen Minister mehr als hundertmal vorgeschlagen, aber ich müßte nicht, wie es noch geht, meinen Schritt angeben.

Grüßen Sie alle Freunde mein Herzliches Mein Adresse wird sein: Legation des Vereinigten Staaten à Madrid.

Alles Gute zu Hause wünsche ich mir nicht

möglich. Entschuldigen Sie mich bei Ihnen, dass ich etwas beklagen möchte.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr

C. Stumpf

P.S. Ich bin bekommen [illegible] Ihnen [illegible] das [illegible] Sie sind so sehr mit mir in Beziehung mit meinen Schriften. Ich [illegible] Ihnen [illegible] Ihnen [illegible] machen und den Mangel von Exemplaren, der jetzt Mühe meiner Zeit aufgehalten [illegible] meine [illegible] [illegible] [illegible]

New York, 3. Juni 61.

Lieber Lindemann![1])

Wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben mögen, ist aus sehr dringenden Gründen mein Urlaub plötzlich widerrufen worden. Ich werde übermorgen mit der Persia abreisen. Bevor ich Wash. verließ, machte ich nochmals dem Präsidenten dringende Vorstellungen in Ihrer Angelegenheit und erhielt die Versicherung, daß er, sobald man mit der Besetzung der Consularposten weiter vorginge, sich Ihrer wohlwollend erinnern werde. Ich werde überdies noch einen Farewell-Brief an den Präs. schreiben und so stark als möglich Ihre Ansprüche urgiren. Ich examinirte die im State-Department befindlichen Papiere in Bezug auf Gaef (?) und fand, daß es einige Concurrenz giebt, und daß in Bezug auf Sie meine Empfehlung ganz allein steht. Thun Sie doch, was Sie können um noch einige Briefe zu bekommen. Es möchte doch nothwendig werden. Aber verlieren Sie keine Zeit. Die Empfehlung des State-Officers und Doolittlis und Potters, sowie der andern Congreßmitglieder ist dabei sehr wünschenswerth. Eilen Sie damit so viel Sie können.

Die Nothwendigkeit der sofortigen Abreise kommt mir so plötzlich und unerwartet über den Hals, daß ich furchtbar mit Geschäften überladen bin — was mich natürlich nicht hindern wird, für Sie beim Präs. das Beste zu thun —.

Warum darf ich nicht mitkämpfen? Ich habe die spanische Mission mehr als hundertmal verflucht, aber ich muß mich, wie es auch geht, meinem Schicksal ergeben.

Grüßen Sie alle Freunde aufs Herzlichste. Meine Adresse wird sein: Legation des Etats — Unis à Madrid.

Alle Briefe zu beantworten ist mir nicht möglich. Entschuldigen Sie mich bei denen, die sich etwa beklagen mögen.

Mit dem herzlichsten Gruß Ihr C. Schurz.

---

[1]) Der Adressat Hermann Carl August v. Lindemann (1817 bis 1871), ein geborener Deutscher, kam als politischer Flüchtling, nachdem er sich an den Dresdner Aufständen beteiligt hatte, 1850 nach Frankreich, dann nach Nordamerika. Durch seine schriftstellerische Tätigkeit in New York, Watertown u. St. Louis und seine politische Arbeit in Washington kam er in freundschaftliche Beziehungen zu Carl Schurz.

P. S. Soeben bekomme ich Ihren Brief vom 28. Sie sind zu hart mit mir in Bezug auf mein Schweigen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Menge von Geschäften, die jede Minute meiner Zeit aufesssen. Ich wäre herzlich gern nach dem Westen gekommen um dort zu helfen. Aber ich sollte der Hauptstadt so nahe bleiben als möglich und Cavallerie für die Hauptarmee organisiren. Ich wäre westlich gekommen sobald ich gekonnt hätte. Die Leute dort mußten sich an die Lokale Organisation anschließen. Entschuldigen Sie mich bei ihnen wegen meines Schweigens. Ich konnte Ihnen nichts bestimmtes sagen und wollte Sie nicht aufs Ungewisse hin encouragiren. D. O.

Carl Schurz als Journalist.

Von Oswald Garrison Villard.

Carl Schurz hatte, als er im Herbst 1865 nach seinem langjährigen Dienste in der Armee während des Bürgerkrieges von 1861—65 ins Zivilleben zurücktrat, mehr als einen Pfeil in seinem Köcher; er erwartete nicht, sich dem Journalismus zu widmen. — Kaum war es jedoch bekannt, daß der General sein Schwert in die Scheide gesteckt hatte, als er ein Anerbieten von Horace Greeley, einem der ersten amerikanischen Redakteure, der zugleich Gründer und jahrelang Redakteur der New York Tribune war, empfing, diese außerordentlich einflußreiche Tageszeitung in Washington während der kommenden Sitzung der nationalen Legislatur zu vertreten. Einem Europäer erscheint dieser Tausch der Uniform eines Generalmajors und Korpskommandeurs mit der Leitung eines Zeitungsbureaus zweifellos als ein bedeutender Abstieg auf der Leiter sozialer Stellungen. Der Posten eines Korrespondenten in Washington bleibt aber eine der begehrtesten und gesuchtesten Stellungen im amerikanischen Journalismus. Bedeutet es doch, wenn man das richtige Kaliber und die Persönlichkeit dafür besitzt, die Ausübung eines weitreichenden persönlichen und politischen Einflusses. Es bringt unvermeidlich außerordentlich wertvolle Freundschaften mit Männern der Öffentlichkeit mit sich, welche ohne Ausnahme anerkennen, daß der Washington-Korrespondent selbst eine beinahe halboffizielle Stellung einnimmt.

Carl Schurz, welcher in die Armee eingetreten war, um der Union zu dienen, fühlte, daß er dieser gute Dienste in der Stellung leisten könne, welche Greeley ihm angeboten hatte. Das Land befand sich nach der Ermordung von Abraham Lincoln im Zustande eines Chaos, die revoltierenden südlichen Staaten waren Ruinen, — sie waren der Schauplatz der Zerstörung dieses vier Jahre langen Krieges gewesen. Horden von Politikern überfielen das Kapitol, um zu nehmen, was zu holen war; die Zeit der

Günstlingswirtschaft und Korruption, welche jedem Kriege folgt, war überall weithin sichtbar, und niemand wußte genau, was die Politik des neuen Präsidenten Andrew Johnson sein würde, oder wie die beinahe vernichtete Union wiederaufgebaut werden sollte.

Der Schauplatz in Washington übte naturgemäß einen unwiderstehlichen Reiz auf Carl Schurz aus, und er entdeckte zu seiner Freude, daß seine Kollegen würdige und anziehende Menschen waren. „Ich fand", so schrieb er in seinen Erinnerungen,

Carl Schurz als Journalist.

„unter den Korrespondenten der Presse eine Anzahl Männer von außergewöhnlicher Fähigkeit und hohen Grundsätzen, Männer, welche Heuchelei und Falschheit gründlich verachteten und die höchste Auffassung von Ehre hatten."

Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß Schurz diese Verbindungen sehr genoß, ebenso auch seine Freiheit, über die aufregenden Ereignisse zu berichten, welche den Anfang zu den Feindseligkeiten zwischen dem Präsidenten Johnson und dem Kongreß bildeten, welche schließlich zu einer öffentlichen Anklage

des Präsidenten und beinahe zu dessen Amtsentsetzung führten. Daß Schurz schnell Erfolg in seiner neuen Stellung hatte, beweist die Tatsache, daß ihm am Ende der politischen Wintersaison der Posten des Hauptredakteurs der Detroit (Michigan) Post angeboten wurde, welchen er auch annahm. Diese neue Zeitung wurde von den Führern der Republikanischen Partei in diesem Staate gegründet, und durch diese bekämpfte Schurz heftig die Politik des Präsidenten Johnson zugunsten einer weiseren und gesünderen Politik im Wiederaufbau und in der Beendigung einer Zeit der Korruption und Mißwirtschaft, welche im Süden von vielen politischen Vertretern des siegreichen Nordens eingeführt war.

Aber auch in Detroit war es Schurz nicht vergönnt, lange zu weilen. Ein Jahr nach seiner Ankunft dort erhielt er ein Angebot von St. Louis, Mitredakteur und einer der Eigentümer der Zeitung „Die Westliche Post" zu werden, einer Tageszeitung in deutscher Sprache, bei welcher er während seines ganzen Lebens finanziell interessiert blieb. Seine Familie löste das finanzielle Verhältnis erst einige Jahre nach seinem Tode.

Schurz konnte diese seine dritte journalistische Gelegenheit trotz seiner sehr glücklichen Stellung in Detroit nicht vorbeigehen lassen, sei es nur, weil die neue Stellung für ihn die Verbindung mit einem der besten Deutschamerikaner in der Geschichte dieses Landes bedeutete, nämlich Dr. Emil Pretorius, welcher gleich Schurz ein Flüchtling der verunglückten Revolution von 1848 war. Der Schreiber dieser Zeilen ist davon überzeugt, daß Männer wie diese ihrem adoptierten Lande eine Ergebenheit zeigten, wie sie höher und selbstloser in der Geschichte der eingeborenen Bürger nicht gefunden werden kann. Dr. Pretorius gehörte zu einer vornehmen Gesellschaft von Bürgern deutscher Abstammung, welche in dem Kampfe um die Sklavenbefreiung führend war; zum größten Teil durch ihre eigenen Anstrengungen rettete sie ihren Staat Missouri für die Union angesichts der höchsten Anstrengungen der südlichen Bevölkerung, denselben in die Sklavenrevolution hineinzuziehen. Ein Mann von absoluter Redlichkeit und höchstem Ehrgefühl, und wie Schurz über ihn schreibt, „von unendlicher Herzensgüte", war Dr. Pretorius gerade der rechte Mitarbeiter für den zum Journalisten gewordenen General, und ihre Freundschaft schwankte nie. Beide waren Patrioten reinsten Typs, beide geborene Führer für eine freie Republik.

Natürlich konnte Schurz dem politischen Leben nicht fernbleiben. Seine Reden vor dem Kriege hatten ihn berühmt gemacht, und die Republikanische Partei, noch in ihrer ursprünglichen Kraft und damals noch von hohen Idealen geleitet, war sich ihrer Schuld an ihm bewußt. So geschah es denn, daß bald nach seiner Rückkehr nach St. Louis von seinem ersten Besuch in Deutschland nach dem Jahre 1850 er im Winter 1867—68 zum Delegierten des Republikanischen Nationalen Konvents in Chicago gewählt wurde, einer Körperschaft, welche alle vier Jahre gewählt wird, um die Politik der Partei festzusetzen und den nächsten Kandidaten für das Amt des Präsidenten zu wählen. Bei seiner Ankunft in Chicago fand sich Schurz zum Vorläufigen Vorsitzenden der Konvention erwählt, welcher die Versammlung zur Ordnung ruft und sie bis zur Wahl eines ständigen Vorsitzenden leitet. Dies bedeutet immer eine große Auszeichnung, da es dem Berufenen Gelegenheit gibt, in seiner Eröffnungsrede den Grundton der ganzen Konvention anzugeben. In der folgenden Wahlkampagne zugunsten des von der Konvention aufgestellten Kandidaten, Generals Grant, hielt Schurz viele Reden vor großen und begeisterten Versammlungen. Alles dieses führte natürlicherweise zu seiner Erwählung durch die gesetzgebende Körperschaft des Staates Missouri in das höchste Amt, das ein einzelner Staat zu vergeben hat, nämlich als Senator der Vereinigten Staaten, den Staat mit noch einem anderen Senator in Washington zu vertreten. Am 4. März 1869 nahm Schurz seinen Sitz in der historischen Senatskammer ein, wo er sechs Jahre lang diente. Sein drittes journalistisches Erlebnis kam damit zu einem Ende.

Seine Karriere als Senator war jedoch auch beschränkt. Ein Wechsel in der politischen Herrschaft der Legislatur in Missouri brachte die Wahl eines Demokraten als seines Nachfolgers mit sich, ein höchst bedauernswertes Ereignis und ein großer Verlust für die Nation. So kehrte er denn im Jahre 1875 wieder nach St. Louis und zur Westlichen Post zurück. Jedoch lag ihm die Politik am meisten am Herzen, und sein wechselndes Kaleidoskop sah ihn im Kabinett des Präsidenten Hayes, und zwar als Sekretär des Innern, als Hayes am 4. März 1877 sein Amt antrat. Schurz hatte damit die beiden höchsten Ämter erreicht, die einem Auswärtsgeborenen offenstehen. Kein anderer naturalisierter Amerikaner hat sie innegehabt, ebensowenig wie den Rang eines General-

majors in der Bundesarmee. Seine Kabinettsdienste galten und gelten noch heute als hervorragend wegen seiner Einführung des Systems, welches einige Naturwunder und Gebirgsweiten als ständige Erholungsstätte für das Volk erhält; ferner wegen der Unantastbarkeit seiner Verwaltung und der Güte, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit in der Behandlung der Indianer, welche noch heute die besonderen Schützlinge des Sekretärs des Innern sind. Von seiner Amtstätigkeit sagt man noch heute: „die glücklichen Tage von Schurz". Wenn es auf die Weisheit der Republik einen Schatten wirft, daß man einem solchen Manne gestattete, sich ins Privatleben zurückzuziehen, während er noch auf der Höhe seiner Kraft stand — er war damals 52 Jahre alt —, so war kein Murren auf seiner Seite. Seine Lebensfreude, sein angeborener strahlender Humor und seine Neigung zur Betrachtung der komischen Seite des Lebens, seine Freude an seiner Familie und an Freunden, alles dies machte ihn glücklich in irgendeiner Stellung.

Die Spärlichkeit seines Einkommens machte es für Schurz jedoch notwendig, sich sofort einen neuen Posten zu suchen. Diese Gelegenheit bot sich ihm sofort, wie er es in seinen eigenen Worten niedergelegt hat [1]): „Im März 1881, nachdem ich meinem Nachfolger das Ministerium des Innern übergeben hatte, an dessen Spitze ich während der Amtstätigkeit des Präsidenten Hayes gestanden hatte, begab ich mich von Washington nach Boston, um dort einem Bankett beizuwohnen. Ehe ich Washington verließ, erhielt ich einen Brief von meinem Freund Horace White, in dem er mich aufforderte, die Nacht über in New York zu bleiben, da er mir ein Projekt vorzulegen wünschte, was er von Interesse für mich hielt. Ich folgte seiner Aufforderung und wurde in New York von White und auch Henry Villard in Empfang genommen. Ich hatte von Villards großen Unternehmungen im Westen gehört, hatte aber niemals seine persönliche Bekanntschaft gemacht, nicht einmal brieflich. Villard erzählte mir, daß er sich mit dem Gedanken trüge, sich einen leitenden Anteil an der „Evening Post" käuflich zu erwerben, wobei die redaktionelle Leitung Horace White, E. L. Godkin und mir selbst übertragen werden sollte, ich in der Stellung eines Chefredakteurs. Villard, den ich zu meiner

[1]) s. „Das 100jährige Jubiläum der Evening-Post", eine Broschüre, welche diese Zeitung i. J. 1901 in New Jork veröffentlichte.

großen Überraschung nicht nur als rührigen Mann von großer Weitsichtigkeit kennenlernte, sondern auch als begeisterten Idealisten, der außergewöhnliches Verständnis für das öffentliche Interesse besaß, malte mir in eindrucksvoller Weise den Einfluß auf die öffentliche Meinung vor, welcher durch die vorgeschlagene Vereinigung ausgeübt werden könnte, und er empfahl seinen Plan dringend meiner Beachtung. Von White und Godkin war die Zustimmung bereits gegeben.

Bei meiner Rückkehr von Boston kamen wir wieder zusammen und besprachen den Plan aufs genaueste, und nach reiflicher Erwägung wurde das Unternehmen beschlossen. Man war sich darüber einig — und ich möchte wohl sagen, dies war eigentlich selbstverständlich —, daß die Redakteure die Zeitung absolut kontrollieren sollten und daß die Evening Post eine unabhängige Zeitung im wahrsten Sinne des Wortes sein sollte, d. h. sie sollte öffentliche Fragen, politisch, ökonomisch oder sozial nur nach Tatbestand behandeln, ohne Rücksicht auf Personen oder politische Parteien oder soziale Einflüsse und andere Interessen. Den Redakteuren sollte auch freigestellt sein, so viele Aktien der Gesellschaft zu erwerben, wie ihnen beliebte. Villard versicherte uns, daß er gerade dies vor Augen hatte und daß die Zeitung absolut unabhängig von irgendwelchem Einfluß seitens der Eigentümer sein sollte; dies wurde auch gewissenhaft durchgeführt.

Bericht über die Einzelheiten der Laufbahn der Evening Post überlasse ich anderen; nur möchte ich noch erwähnen, daß trotz gelegentlicher Irrtümer in der Information oder irriger Beurteilung, welche keine Zeitung, einerlei wie vorsichtig geleitet, ganz vermeiden kann, die Evening Post durch Beachtung der damals vereinbarten Prinzipien über ihre Leitung die Achtung und das Vertrauen ernstdenkender Männer und Frauen im ganzen Lande erworben hat, und das Volk in so hohem Maße zum Nachdenken veranlaßt hat, daß man wohl sagen darf, daß die Evening Post eine einzig dastehende Position im amerikanischen Journalismus errungen hat."

Diese vierte journalistische Verbindung brachte Carl Schurz wieder in lebenslängliche Beziehung zu einem Deutschamerikaner, denn Henry Villard hieß ursprünglich Heinrich Hilgard aus Speyer am Rhein. Obgleich Schurz' Tätigkeit als Redakteur der Evening Post auch nur eine verhältnismäßig kurze Zeit dauerte, nämlich

2¼ Jahre, so ist sie zweifelsohne die glänzendste und einflußreichste seiner journalistischen Perioden gewesen. Niemals war ein so fähiges Triumvirat wie Schurz, Godkin und White an die Spitze irgendeiner amerikanischen Tageszeitung gestellt worden. Ihnen stand Villard mit seinem erfahrenen Rat und mit großherziger finanzieller Unterstützung zur Seite. Seine Karriere war so romantisch wie die von Schurz. Auch Villard war ohne Mittel nach Amerika gekommen, aber mit hoher Begeisterung für amerikanische politische Einrichtungen als Hoffnung für die Welt. Auch er hatte Englisch außergewöhnlich schnell und gründlich gelernt. In fünf Jahren nach seiner Ankunft in Amerika schrieb er bereits für die amerikanische Presse unter dem Namen Henry Villard. Auch er stand an der Front, nicht als Soldat, sondern vier Jahre lang als Kriegskorrespondent für führende New-Yorker Zeitungen, was ihn auf dem Lande und auf der See an äußerst gefährliche Plätze brachte, wo er täglich dem Feuer ausgesetzt war. Das Jahr 1881 fand Henry Villard auf dem Gipfel einer kurzen, aber außerordentlich brillanten Karriere als Leiter und Erbauer von Eisenbahnen, welche in der Fertigstellung der Northern-Pacific-Eisenbahn, größtenteils mit Hilfe deutschen Kapitals, gipfelte. Es war aber nicht die Sucht nach Macht, sondern sein deutsch angeborener Idealismus, der ihn dazu veranlaßte, diese journalistische Gelegenheit Carl Schurz und seinen Kollegen anzubieten.

Godkin, zweifellos der begabteste Leitartikelschreiber in der Geschichte des amerikanischen Journalismus, hatte einen hohen Ruf als Redakteur der „Nation“ in New York erworben, für welche Schurz während seines Aufenthalts in Washington häufig anonyme Beiträge leistete. Horace White, sein Leben lang ein Journalist, galt auch als höchste Autorität in Finanzsachen und politischer Ökonomie. Zu dieser Vereinigung brachte Schurz, frisch vom Kabinett, seine außergewöhnlichen Kenntnisse in Regierungsangelegenheiten, seinen selten tiefen Einblick in nationale Probleme, seinen internationalen Gesichtskreis, seine große Menschenfreundlichkeit. Da alle drei Männer persönliche Kriegserfahrungen hatten, waren sie heftige Opponenten von Krieg und allem seinen Zubehör, wie großen Armeen und Flotten; alle waren darauf bedacht, einem internationalen Einverständnis und gutem Willen dienlich zu sein, und niemals fanden irgendwelche imperialistische Lehren oder engnationale Ansichten ihren Weg in

die Zeitung, solange einer dieser Männer Beziehungen zu ihr hatte. Sowohl Carl Schurz als auch Edwin Godkin waren besonders an der Reform des Zivildienstes interessiert. Unglaublich, wie es Europäern erscheinen mag, war es damals Brauch in diesem Lande, alle vier Jahre beinahe das ganze Heer von Regierungsangestellten abzusetzen und statt ihrer politische Parasiten einzusetzen. Erst im Jahre 1925 wurde der amerikanische Diplomatendienst zu einer permanenten Karriere gemacht. Begeisterte Freihändler, die Anhänger von politischer Gleichstellung für die emanzipierten Neger, eines gesunden Finanzwesens auf einer Goldbasis, arbeiteten diese drei Befürworter von Reformen aller Art in völliger Freiheit zusammen. Henry Villard mischte sich niemals in ihre Tendenzen in den Leitartikeln, nicht einmal dann, wenn die Evening Post seine eigene Tätigkeit als Präsident seiner Eisenbahnen kritisierte.

Für den Journalisten ist selbst die unbedeutendste menschliche Erfahrung fruchtbar, vorausgesetzt, daß er Mitgefühl, Verständnis und Befähigung besitzt. Alle drei waren Charaktereigenschaften von Carl Schurz. Sein vielseitiges und dramatisches Leben hatte ihn besonders für die journalistische Karriere geeignet gemacht. Warum zog er sich also so früh zurück? Die Schwierigkeit war, daß sowohl er als auch Godkin Anführer gewesen waren und es daher nicht möglich fanden, sich an einer dreiköpfigen Leitung der Leitartikel zu beteiligen. Eine andere Schwierigkeit war die, daß Schurz nicht leicht oder schnell schrieb, daß sein Stil häufig mehr rednerisch als journalistisch war, an sich nur natürlich und daß er, der Redner, es schwierig fand, seine Gedanken in knapper Fassung auszudrücken. Dieser Umstand war teilweise auch seiner Jugenderziehung in einer fremden Sprache zuzuschreiben: der Durchschnittsschriftsteller in der englischen Sprache ist eitel genug, zu behaupten, daß der Deutsche zu lange und zu komplizierte Sätze gebraucht. Es ist besonders selten, einen erfahrenen Redner zu finden, der in irgendeiner Sprache knapp schreiben kann.

Carl Schurz' öffentliche Ansprachen waren gewöhnlich ziemlich lang, obgleich niemals zu lang für seine Zuhörer, auf die seine zwingende Persönlichkeit, der Charme seines Geistes, sein sprühender Humor und die teutonische Gründlichkeit, mit welcher er seine Ansichten über irgendeinen Gegenstand zum Ausdruck brachte, immer einen tiefen Eindruck machte. Wenn er eine Rede

beendet hatte, blieb wenig über den betreffenden Gegenstand zu sagen. Aber diese Gewohnheit, wie gesagt, wirkte ungünstig auf seine Eignung als Schreiber täglicher Leitartikel ein, obgleich es sich später herausstellte, daß seine Befähigung als Redakteur einer einflußreichen wöchentlichen Zeitschrift in keiner Weise dadurch behindert wurde. Eine richtige Meinungsverschiedenheit bezüglich der Politik hat es zwischen Schurz und seinen Kollegen bei der Evening Post niemals gegeben. Die Zeitung trug das Siegel, welches Schurz ihr aufgedrückt hatte, solange sie in der Familie Villard blieb (bis 1918). Sie trennten sich als beste Freunde mit der größten gegenseitigen Hochachtung, und sie kooperierten ständig in Sachen der Reform. Es ist unmöglich, eine einzige wichtige Frage aufzubringen, in welcher diese drei Männer nicht übereinstimmten. Zu erwähnen ist noch, daß Godkin die Redaktion der Evening Post übernahm und sie glänzend führte, bis schwächliche Gesundheit ihn zwang, sich im Jahre 1901 zurückzuziehen. Während aller dieser Jahre stand die Zeitung, wie er in schwindender Gesundheit aus England schrieb, als sie 100 Jahre alt wurde, für „Rechtschaffenheit und Anstand". Diese Bestrebungen in den Tagen des Hasses und der Leidenschaften während des Weltkrieges führten das Zurücktreten der Villard-Interessen und den Verkauf an andere herbei.

Es braucht nur noch etwas über die Gegenstände erwähnt zu werden, über welche Schurz mit soviel Klarheit, Kraft und Weisheit und mit einem wirklich liberalen Geiste schrieb. Seine Artikel behandelten hauptsächlich die drängenden politischen Tagesfragen, aber viele bekunden auch sein Interesse an auswärtigen Angelegenheiten. So schrieb er über „verantwortliche Regierung in Deutschland" am 24. November 1881, „die politische Reaktion in Deutschland" am 12. Januar 1882 und „Bismarcks Entlassung" am 22. Juni 1882 — er fand wenig Bewundernswertes in des Eisernen Kanzlers politischer Philosophie oder seinen Methoden. Die „politische Romanze von 1848" war das Thema am 23. November 1882, wozu er durch den Tod von Dr. Gottfried Kinkel inspiriert wurde, für dessen Befreiung aus dem Gefängnis in Spandau Schurz 32 Jahre vorher tapfer sein Leben aufs Spiel setzte. Dieser Artikel ist eine beredte und rührende Anerkennung eines großen Lehrers und noch größeren Patrioten; die heutige deutsche Republik sollte Mittel finden, diesen

Mann gebührend zu ehren. „Die französischen Anarchisten" war ein weiterer europäischer Gegenstand, der ihn beschäftigte, am 7. Dezember 1882 [1]). Zu allen Zeiten stellte sich Schurz dem imperialistischen, aggressiven amerikanischen Geist in auswärtigen Angelegenheiten entgegen, wie am 9. März 1882 in einem Artikel, genannt eine „feurige (spirited) auswärtige Politik". Leider wuchs dieser Geist trotz all seiner Proteste und beeinflußt heute allzu häufig amerikanische auswärtige Politik mit schwächeren Nationen. Er war ein Gegner der Protektion, nicht nur weil er sie für ökonomisch ungesund hielt, sondern weil sie zu internationaler Mißstimmung führt. Er opponierte stark gegen den Aufschwung einer amerikanischen Marine und erklärte mit Recht, daß Amerika dann in Kriege ziehen würde, mit denen es in Wirklichkeit nichts zu tun hat. — Glücklicherweise starb er vor dem Weltkrieg.

Schurz' letztes journalistisches Unternehmen war seine Redaktion von Harpers Weekly während der Jahre 1892—1898. Er lieferte wöchentlich einen Leitartikel von zwei Kolonnen von etwa 1200 Worten. Damals eine Zeitschrift von hochwertigen Illustrationen und Artikeln, gehört sie jetzt leider zu den Gefallenen auf dem Felde des Journalismus. Sie gefiel Schurz besonders, weil er von dem Drucke befreit war, täglich Artikel schreiben zu müssen. Er hatte eine Woche Zeit für jeden Artikel; er konnte überlegen und studieren und dann seine eigenen Schlüsse mit den führenden Meinungen der Hemmschuh-(trigger-)Journalisten vergleichen. Es war eine ideale Beschäftigung für einen in den Ruhestand getretenen politischen Redner und Staatsmann, der noch den Wunsch in sich fühlte, die Politik seiner späteren Jahre zu formen. Aber auch dies kam zu einem frühzeitigen Ende. Das Aufkommen von illustrierten Tageszeitungen, das Versensationalisieren der Tagespresse, der Anbruch der Epoche des „Tempos", das Kino usw. machten in der Leitung dieser historischen Wochenschrift eine radikale Veränderung nötig, welche, wie sich später herausstellte, zu einer fatalen wurde. Die Illustrationen des Bürgerkrieges, an welchem Schurz so einen heroischen Anteil hatte, bleiben einer der beiden besten heute bestehenden Belege jenes

[1]) Die hier angeführten Daten sind nicht die der Veröffentlichung in der „Evening Post", sondern der „Nation", in welcher diese Artikel wöchentlich abgedruckt wurden.

großen Kampfes. Wenigstens sind aber die Exemplare dieser Zeitschrift, nicht nur dieser Kriegsperiode, sondern auch der Jahre von Schurz' politischen Beiträgen, in vielen amerikanischen Bibliotheken aufbewahrt; ihre Philosophie gehört zu dem besten des politischen Erbes, das er hinterlassen hat. Es ist wahr, daß er zu jeder Zeit sehr viel in Opposition stand. Der Beweis ist aber noch zu erbringen, daß er nicht den wahren Kurs für das Schiff der amerikanischen Republik festlegte. Hier schrieb er auch hauptsächlich über schwebende politische Fragen, argumentierte aber immer auf Grund der Anwendung von Prinzipien, niemals Argumente der Ratsamkeit hervorbringend. Die Reform der zivilen Bürokratie beschäftigte ihn nach wie vor und die Frage des europäischen Friedens und der freundschaftlichen Beziehungen zwischen allen Ländern, besonders aber zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland; dafür fand seine Feder jederzeit eine bereitwille und aufklärende Antwort.

Hätte Schurz in Deutschland geschrieben, so würde er auch viel zu kritisieren gefunden haben; abgesehen davon, daß er einer der ersten Kritiker Bismarcks war, würde er sich wahrscheinlich der Gruppe der Freisinnigen angeschlossen haben, zu welcher Männer wie Theodor Barth, Eugen Richter und Ludwig Bamberger gehörten. In allen seinen Äußerungen und Schriften gab er sich als einer der feinsten Internationalisten zu erkennen. Hätten nur Leute wie er an der Spitze der Regierungen in Europa im Jahre 1914 gestanden, so würde die größte Katastrophe der Welt niemals stattgefunden haben.

Aus Carl Schurz' Leben und Reden.

Carl Schurz als Wahlredner (1860).

Aus „Lebenserinnerungen II", S. 144, 145, 146.

Wenige Wochen nach dem Konvent war die Wahlkampagne schon in vollem Gange. Es wurden schon im Juni viele Gesuche an mich gerichtet, bei Versammlungen zu reden, und ich sprach Tag für Tag, oft mehr als einmal, bis zum Wahltage im November — zwei kurze Wochen im September ausgenommen, die ich notwendig zu meiner Erholung und Ruhe brauchte.

. . . DieWahlkampagne war kaum eröffnet, als auch schon der ganze Norden in Bewegung zu geraten schien. Besonders in den kleineren Städten und in den Landdistrikten hatte es den Anschein, als ob niemand viel anderes zu tun habe als Versammlungen beizuwohnen, Reden anzuhören, in Paraden mit zu marschieren und nach Dunkelwerden Fackeln zu tragen.

. . . Es war nicht nötig, das Publikum zu den Versammlungen durch besondere Reklamekünste oder außergewöhnliche Anziehungen herbeizulocken. Eine einfache Ankündigung genügte, um eine Menschenmenge zusammenzubringen. Nicht selten bildeten sich diese Vereinigungen ganz aus dem Stegreif. Hiervon erlebte ich selbst einige merkwürdige Beispiele. Eines Nachmittags, ich glaube, es muß im Juli gewesen sein, sprach ich im Freien vor einer großen Versammlung von Landleuten in einem Dorf des Staates Indiana. Nach meiner Rede überlegte ich mir, daß es behaglicher sein würde, statt in dem kleinen Dorfwirtshaus im bequemen Hotel der nahegelegenen Stadt zu übernachten, von wo ich am nächsten Morgen gleich weiterfahren wollte. Ich hoffte

ungesehen in das Hotel hineinschlüpfen zu können und dort eine ruhige Nacht zuzubringen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während ich beim Abendessen saß, machte mir das Wahlkomitee der Stadt seine Aufwartung und meldete mir, das Theater sei gedrängt voll von Menschen, die sich versammelt hätten, um eine Rede von mir zu hören. Man habe mich durch die Stadt gehen sehen, und da hätten sich die Leute gedacht, es sei eine gute Gelegenheit, mich sprechen zu hören. Die Musikbande war in Gang gebracht, und jetzt strömten die Leute, Männer und Frauen, ins Theater. Die „Wide-Awake"-Truppe hatte sich vor dem Hotel aufgestellt, um mir als Geleit zu dienen. Was blieb mir übrig, als die Waffen zu strecken. Mit einem kräftigen Hurra brachten mich die „Wide-Awakes" wie ihren Gefangenen nach dem Theater — die Musikbande voraus. Das Theater war zum Ersticken voll und die Hitze entsetzlich. Das Thermometer muß hoch in den 90 Grad gestanden haben. Es war kaum noch ein Mann im Saal, der nicht seinen Rock abgelegt hatte, viele sogar ihre Westen und Kragen. Die Frauen fächelten sich mit Todesverachtung. Ich hatte nur wenige Minuten gesprochen, als mir schon die Hitze fast unerträglich wurde. Das Publikum bemerkte mein Unbehagen. Da erhob sich ein alter Mann und bat mich um einen Augenblick Gehör. „Mr. Schurz", sagte er, meinen Namen auf ganz unbeschreibliche Weise aussprechend, „es ist sehr heiß, und man sieht es Ihnen an, daß Sie darunter leiden. Ich glaube aber bestimmt, daß die Damen nichts dagegen haben werden, wenn Sie ihren Rock ablegen und es sich sonst bequem machen." Diese kleine Rede wurde mit Applaus begrüßt. Die Damen wehten als Zeichen der Zustimmung mit den Taschentüchern. Ich tat, was mir geboten wurde. Erst entledigte ich mich meines Rockes, dann folgten nach einer Weile Weste, Halsbinde und Kragen. Die Begeisterung war ungeheuer groß. Nachdem ich fast eine Stunde gesprochen hatte, machte ich einen Versuch aufzuhören, indem ich bemerkte, daß meine Zuhörer gewiß wünschen müßten, aus dieser entsetzlichen Temperatur ins Freie zu kommen — aber ein Ausbruch des Protestes kam von allen Seiten des Hauses: „Nein, nein, weiter! Fortfahren!" Ich mußte also fortfahren und sprach noch eine Stunde, und selbst dann schienen sie noch nicht befriedigt zu sein.

Valparaiso, 13. Dez. 1884.

Lieber Lindemann,

die nächsten Nachrichten von Chippewa, Duran und La Pointe haben meinen Erwartungen über das Wahlresultat vollständig entsprochen; es hat deshalb nicht den mindesten Anlaß die Wahl noch nicht in unserm Sinn ausfallen sollte. Einer, der sich für meinen Congreßcandidaten mit einer Wahrscheinlichkeit interessirt, verlangt die Nachfolgenden Nachrichten:

Majorität gegen mich:	61	Ausfall. Stimmen in ausgest. Co.	84
die 5 Towns	86	Nicht gewonnene Stimmen in Duran	18
La Pointe, angegeben	25	Verlust in Chippewa	58
	172		160

Ich weiß nicht genau, ob die von ihm angegebenen Stimmen wirklich die Zahl 84 wirklich erreichen; es ist mir, als hätte ich gehört, daß die Regierung [illegible] 15 Stimmen in Ashland verloren. Das kann leicht möglich sein. Sind Ihnen diese richtig, so würde die eigentliche Majorität gegen mich 12 sein; die 15 resp. hinzugefügt, machen 27. Wir haben wir sind in 2 wards illegale Stimmen ausgeschlossen, wenn dann 20 genug übrig bleiben, um die beiden Candidaten wieder Gleiches. Sind Ihnen Zahlen richtig, so würde das schon genügen, um mir eine Majorität zu geben. Erfahrung

über Verfassungsfragen Judge Battles, der Richter des Supr. Court Justice Cardozo für Staat, daß er Verwaltung Zwang, daß nie Doll im Fall Wisconsin „fraudulent returns" gefunden hatte. Die Frage, welche er mir vorlegte, ist die Frage, daß er die Wahrheit seiner Behauptung Zwang gegen. Fall wurden Zwang. Es wird die Sache vor den Senat bringen und verwarten, daß Senat dafür seine Ehre im Senat zu gewinnen. Gelingt ihm dieser Beweis, so wird diese Fall, und damit ungefähr 60 Majorität gegen mich verfallen sein wird, die Richterwahl unsere Hauptmarkt und die Verwirklichung der in Chicago vorgenommenen Reform ungewiß machen, wenn Wahl unverfälscht darstellen. Es ist übrigens Zweifel zu bezweifeln, daß ähnliche Behauptungen, wie in Chicago, auf in vielen Städten vorgenommen sind, und ich muß gehen, daß ich mich für gewählt halte mit einer ungeheuren Majorität Tagesblatt Illinois. Wahrscheinlich hiesigen Freunde Befürchtungen, daß ich die Sache nicht aufgeben, sondern Campbells Wahl contestieren soll und vor die Supreme Court gehen soll. Ich bin mir der Absicht, daß allerdings Manche Unregelmäßigkeiten wieder gewesen wurden Zweifel Zweig eine nachträgliche Zweifelsfassung meiner Wahl; auf der andern Seite ist eine große Abneigung gegen die Anfechtung

Zeitlauf abzuwickeln einmal.

2. Ob die nötige Leistung zu zweifelhaft Zeit Erzielung wünschenswert Grad.

3. Ob man so für wahrscheinlich halt, in Falle die Sache wirklich würde, einen Contract einzugehen, oder ob es besser sein würde, to take the result as it is with dispatches and reserve.

4. Ob, wenn der Contract eingegangen werden soll, einige Garantie sie zusammenstehen wollen, um ihr Interesse sichern

Sollten diese sämtliche Bedingungen Erwägung werden, so würde es wünschenswerth sein, wenn die State Journal einen Artikel brächte, in welchem die Zweckmäßigkeit dargethan, die schnelle Majorität gegen uns gewinnen zu helfen und die Sache indirekt vorbereitet würde. Vielleicht würde es besser sein, wenn der Sache nicht direkt zu nahetreten, sondern man zu einem Gutachten aufgefordert und eine freie Aeußerung gewonnen hat.

Mit besten Grüßen auf Ihr Wohlsein und Ihre Arbeiten

Ihr treuer

C. Schurz

Haben Sie das die Güte mir Ihre Ansicht recht bald mitzutheilen. VC

Watertown, 13. Dez. 1859.

Lieber Lindemann,[1])

Die neusten Nachrichten von Chippewa, Duan und La Pointe haben meine Ansichten über das Wahlresultat einigermaßen geändert; ich habe deshalb auch den versprochenen Artikel über die Wahl noch nicht in unsrer Ztg. erscheinen lassen. Quiner, der sich für meine Angelegenheiten mit einem unbändigen Eifer interessirt, rechnet die Sache folgendermaßen auf:

Majorität gegen mich . .	61	Republ. Suppl. in verschied. Co.	84
Die 5 Towns	86	Ausgeworfene Stimmen in Duan	18
La Pointe, angegeben . .	25	Betrug in Chippewa . . .	58
	172		160

Ich weiß nicht genau, ob die von ihm angegebenen Supplements die Zahl 84 wirklich erreichen; es ist mir, als hätte ich gelesen, daß die Demokraten auch 15 Stimmen in Anspruch nehmen. Das kann leicht ausgefunden werden. Sind Quiners Figuren richtig, so würde die eigentliche Majorität gegen mich 12 sein; die 15 Dem. hinzugefügt, machten 27. Nun haben wir hier in 2 wards illegale Stimmen aufgefunden, von denen 20 ganz unumstößlich durch die beste Evidenz bewiesen werden können. Sind Quiners Zahlen richtig, so würde das schon hinreichen, um mir eine Majorität zu geben. Außerdem aber behauptet Judge Butter, der hiesige dem. Reform-Candidat für Senat, daß er beweisen könne, daß ein Poll im Town Waterloo „fraudulent returns" geliefert hätte. Die Evidenz, welche er mir vorlegte, ist so stark, daß an der Wahrheit seiner Behauptung kaum gezweifelt werden kann. Er wird die Sache vor den Senat bringen und erwartet, auf Grund dessen seinen Sitz im Senat zu gewinnen. Gelingt ihm dieser Beweis, so wird diese Poll, und damit ungefähr 60 Majorität gegen mich ausfallen. Das würde, die Richtigkeit unserer Supplements und die Beweisbarkeit des in Chippewa vorgegangenen Betrugs angenommen, meine Wahl unerschütterlich feststellen. Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, daß ähnliche Betrügereien, wie in Chippewa, auch in anderen Counties vorgegangen sind, und ich muß gestehn, daß ich mich für gewählt halte mit einer anständigen Majorität legaler Stimmen. Mehrere meiner hiesigen

[1]) vgl. S. 180.

Freunde bestehen darauf, daß ich die Sache nicht aufgeben, sondern Compbells Wahl contestiren und vor die Supreme Court gehen soll. Ich bin nun der Ansicht, daß allerdings Manches Verlorene wiedergewonnen werden könnte durch eine nachträgliche Durchsetzung meiner Wahl; auf der andern Seite habe ich eine große Abneigung gegen die Durchführung eines Kampfes um eine Office bis zur letzten Extremität. Ich weiß nicht, ob es nicht bessere Politik sein würde, sich mit ruhiger Würde einem wenn auch falschen Wahlresultat zu unterwerfen. Indessen muß ich gestehn, daß mir meine eigne Meinung in dieser Sache nicht genug ist, um mich zu entscheiden. Auf keinen Fall würde ich die Vorbereitungen dazu selbst führen. Das Ganze kann nur den Zweck haben, die republikanische Partei vor den Deutschen unsres Staates in das rechte Licht zu setzen, und um diesen Zweck zu erfüllen, müßte die Partei dafür sorgen, daß die Evidenz herbeigeschafft und meine Stellung vor der Supreme Court unerschütterlich gemacht würde. Vor Allem aber müßten keine halben Schritte gethan werden, welche die Partei blamiren und mir eine wirkliche Niederlage bereiten würden. Überdies dürfte, um die nöthigen Affidavits von Chippewa und Duan herbeizuschaffen, kein Tag mehr verloren werden. Ich würde um keinen Preis den Amtseid leisten, wie er zur Einleitung des contest nöthig sein würde, wenn nicht bereits die nöthigen Dokumente vorlägen, um die Sache sicher zu machen.

Ich würde Sie bitten, sich bei Reblu (?) und einigen der Parteihäupter dort, z. B. Randall, wenn er da ist, zu erkundigen:

1. ob die angegebenen Supplements richtig sind und die Zahlen übereinstimmen.
2. Ob die nöthige Evidenz zu gehöriger Zeit beigebracht werden kann.
3. Ob man es für rathsam hält, im Falle die Sache evident würde, einen Contast anzufangen, oder ob es besser sein würde, to take the result as it is with dignified submission.
4. Ob, wenn der Contact angefangen werden soll, einige Parteihäupter sich zusammenthun wollen, um ihn durchzuführen.

Sollten diese Fragen bejahend beantwortet werden, so würde es vielleicht passend sein, wenn das State Journal einen Artikel brächte, in welchem die Supplements aufgerechnet, die schwache Majorität gegen mich gezeigt und das Publikum auf die Sache

indirekt vorbereitet würde. Vielleicht würde es besser sein, von der Sache nicht direkt zu sprechen, bevor man zu einem Entschluß gekommen und eine feste Stellung gewonnen hat.

Mit festem Vertrauen auf Ihre Klugheit und herzlichem Gruß

Ihr Freund

C. Schurz.

Haben Sie doch die Güte ein Paar Zeilen durch Lichtenhein zu antworten. D. O.

Amerikanische Erinnerungen an Carl Schurz.

New York, 21. Mai 1906.

. . . Über dem Eingang zum Speisesaal in Carl Schurz' Heim sah man in Form eines Haussegens in schönster Stickerei: „Hier wird deutsch gesprochen". Seinen Standpunkt in der deutsch-amerikanischen Sprachenfrage hat er wohl am klarsten in einer Rede auf einem Bankett, das ihm die Deutschen New Yorks zu Ehren seines 70. Geburtstages veranstalteten, dargelegt. Er sagte damals wörtlich: „Lassen Sie sich nicht durch den engherzigen Einwurf stören, daß es die erste Pflicht des Eingewanderten sei, Englisch zu lernen. Natürlich ist das seine Pflicht, sein offenbares Interesse. Niemand weiß das besser und würdigt das mehr als ich, und niemand hat es seinen Stammesgenossen beständiger gepredigt. Aber ich habe nie verstehen können, daß man, um Englisch zu lernen, das Deutsche vergessen muß. Die deutsche Sprache ist ein so wertoller Schatz, daß unzählige Tausende, die ihn nicht besitzen, sich mit saurem Fleiß bemühen, ihn zu erwerben. Ist es nicht frevelhafter Leichtsinn, wenn einer, dem dieser Schatz sozusagen in der Wiege zum Geschenk gemacht worden ist, ihn verächtlich wegwirft, statt ihn wie ein kostbares Kleinod zu pflegen? Es hat schon manchen Menschen gebildet und gescheiter gemacht, aber niemals seinem Charakter, seiner Fähigkeit oder seinem Patriotismus geschadet, wenn er mehr als eine Sprache besaß. Wer von uns neben der erlernten englischen Sprache die Pflege der deutschen beibehält, wird dadurch nicht ein schlechterer Patriot, sondern ein gebildeterer Amerikaner." . . .

(Aus „Frankfurter Zeitung" vom 31. Mai 1906.

Persönliche Erinnerungen an Carl Schurz.

Von M. Baumfeld.

New York, im Mai 1906.

. . . . . .

Denn man mußte Carl Schurz sprechen hören, um sein Wesen ganz zu erfassen. Einerlei, ob als Redner oder Erzähler inmitten seines Arbeitszimmers, das, frei von allem dekorativen Firlefanz, wirklich den Eindruck eines Raumes machte, der der Arbeit in den verschiedensten Formen gewidmet war. Nicht die kleinste Koketterie mit einer großen Vergangenheit war hier zu entdecken. Ebensowenig wie an dem Manne, dessen schmiegsame Stimme durch den Raum zog wie jene Musik, die er mit so tiefer Leidenschaft geliebt hat. Stark wie alle seine Neigungen und Abneigungen waren. Vor allem jene gegen die Phrase.

Viele sind über seine Schwelle getreten — denn kaum einer, der aus Deutschland gezogen kam und einen Weg zu Schurz fand, versäumte zu ihm zu gehen — mit wohlvorbereiteten schönen Worten. Wer aber nicht klug genug war, sie in der ersten Minute fallen zu lassen, der konnte unter Umständen eines sehr ungnädigen Empfanges sicher sein. Denn Schurz hatte so absolut nichts Feminines an sich, daß ihm ein Lob vom geringsten Zuckergehalt fast physisch unerträglich schien. War er gerade in guter Laune, begnügte er sich, den Sprecher mit einem spöttischen Augenzwinkern zu messen, das man sobald nicht vergaß.

Als ich das erstemal journalistisch mit ihm zu tun hatte, meinte er: „Ich will Ihnen gern Rede stehen, aber Sie müssen mir Ihr Manuskript vor der Veröffentlichung zeigen. Nicht wegen des Inhalts, denn da bin ich Ihrer ganz sicher. Aber damit Sie mir nicht in die Einleitung ein paar Komplimente hineinschmuggeln. Sie verstehen mich doch?“ Ich verstand ihn und sagte kein Wort mehr, als unerläßlich war. Das Manuskript passierte strichfrei. „Und nun kommen Sie auch zu mir als Mensch, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Ich weiß jetzt, daß ich von Ihnen nichts zu fürchten habe.“ . . . . . .

(Aus „Hamburgischer Korrespondent“ v. 26. Mai 1906.)

1892, April — Frühstückstisch b. Schurz 175 W 58 th Street n. H.

Tägliche Spaziergänge

Auf der Gartenterrasse

Nachmittagsstündchen auf der „Piazza“

Schurz-Erinnerungen.

Von Max Eberhardt.

Es war ihm Jahre 1859, als ich, kaum mehr als ein Knabe, Carl Schurz zum ersten Male sah. Schurz hatte in Wisconsin seine politische Tätigkeit der fünfziger Jahre bereits zurückgelegt, und die Niederlagen bei seiner Bewerbung um das Amt des Vizegouverneurs im Jahre 1857 und zwei Jahre später bei seiner Bewerbung um das Amt des Gouverneurs von Wisconsin, wenn nicht verschmerzt, so doch als unvermeidlich einsehen gelernt, als er von dem Commercial-Club in Cincinnati zur Abhaltung eines Vortrages eingeladen wurde. Das gesamte Deutschtum Cicinnatis war gespannt, den Mann zu sehen und zu begrüßen, der es wie keiner vor ihm verstanden hatte, in so kurzer Zeit sich als englischer Redner im öffentlichen und politischen Leben seines neuen Vaterlandes eine höchst einflußreiche und achtunggebietende Stellung zu verschaffen. Auch als junger Revolutionsheld und Befreier Kinkels im alten Vaterlande war seine Gestalt von einem Schein des Romantischen umgeben, der ihn vor den älteren Achtundvierzigern, als der besonderen Beachtung wert, auszeichnete. Da der Commercial-Club der überwiegenden Mehrzahl nach aus Amerikanern bestand und der angekündigte Vortrag von Schurz in der englischen Sprache gehalten werden sollte, wurden von deutscher Seite sofort Schritte getan, um Schurz Gelegenheit zu geben, vor seinen deutschen Landsleuten eine kurze Anrede in ihrer Muttersprache zu halten. Wie bei den meisten derartigen Gelegenheiten wurde die Halle der Cincinnatier Turngemeinde als der Ort ausersehen, wo die Deutschen ihren schon damals berühmten Landsmann sehen und hören sollten.

Die Turnhalle war an jenem Abend gedrängt voll. Obwohl Schurz nicht vor zehn Uhr erwartet wurde, war doch kurz nach acht Uhr der Zudrang so stark, daß die Anwesenden in dem Raume wie eine hochgehende See auf und nieder wogten. Da, kurz nach zehn Uhr, erschien Schurz in Begleitung einiger Herren auf der Bühne. Nachdem der Vorsitzende die Versammlung zur Ordnung gerufen, stellte er in einigen geeigneten Worten den berühmten Gast den Anwesenden vor. Schurz, der bei seinem Eintritt einen Überrock, leicht über die Schultern geworfen, trug, warf ihn ab und auf einen in der Nähe befindlichen Stuhl, und vor

uns stand die schlanke und biegsame Gestalt des gefeierten Redners. Schurz war damals ungefähr dreißig Jahre alt. Sein Gesicht war noch nicht mit einem Vollbart bedeckt: dies ließ die Züge freier zum Vorschein kommen und erhöhte ungemein den jugendlichen Zauber, der auf der ganzen Erscheinung lag. Ein rötlichbrauner Schnurrbart beschattete vorteilhaft den breiten, doch nicht unschönen Zug seines Mundes. Der Mund hatte den eigentümlichen biegsamen Schnitt des geborenen Redners. Während der Rede war besonders das Spiel der Hände, wenn auch gemessen, doch sehr ausdrucksvoll, was namentlich durch den feurigen und öfters packenden Blick seiner Augen unterstützt wurde. Das Verhalten des Körpers war übrigens ruhig und würdevoll; doch hatte man den Eindruck, als erzittere und biege sich die Gestalt unmerklich unter der Macht der eindrucksvollen Rede. . . .

Nachdem er seinen Vortrag in der englischen Sprache über die Sklavenfrage beendigt hatte, richtete er in deutscher Sprache einige Worte an die Versammlung. Obwohl er voraussetze, daß alle, die gegenwärtig im Bereiche seiner Stimme wären, die Erinnerung an die deutsche Heimat heilig hielten, sie in diesem Lande, um vollständig ihre Pflicht zu erfüllen, als amerikanische Bürger an den Geschicken ihres neuen Vaterlandes sich beteiligen müßten. Die Lage der Dinge und die öffentlichen Zustände in diesem Lande seien gegenwärtig derart, daß die Beteiligung eines jeden freiheitliebenden Mannes erforderlich sei, um eine glückliche Lösung herbeizuführen und den Grundsätzen eines republikanischen Gemeinwesens und der allgemeinen Menschenrechte Geltung zu verschaffen. Die Zeit gemahne ihn an kommende Stürme; er möchte an seine deutschen Landsleute die Mahnung ergehen lassen, daß, wie der Steuermann auf dem Meer das nächtliche Gestirn im Auge behält, das auf der Irrfahrt ihm den rechten Weg zeige, der Deutsche, hier zum amerikanischen Bürger geworden, angesichts der politischen Wirren seines neuen Vaterlandes, das Gestirn unverrückt im Auge behalte, das ihm von Jugend auf geleuchtet: das Ideal der bürgerlichen Freiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte! —

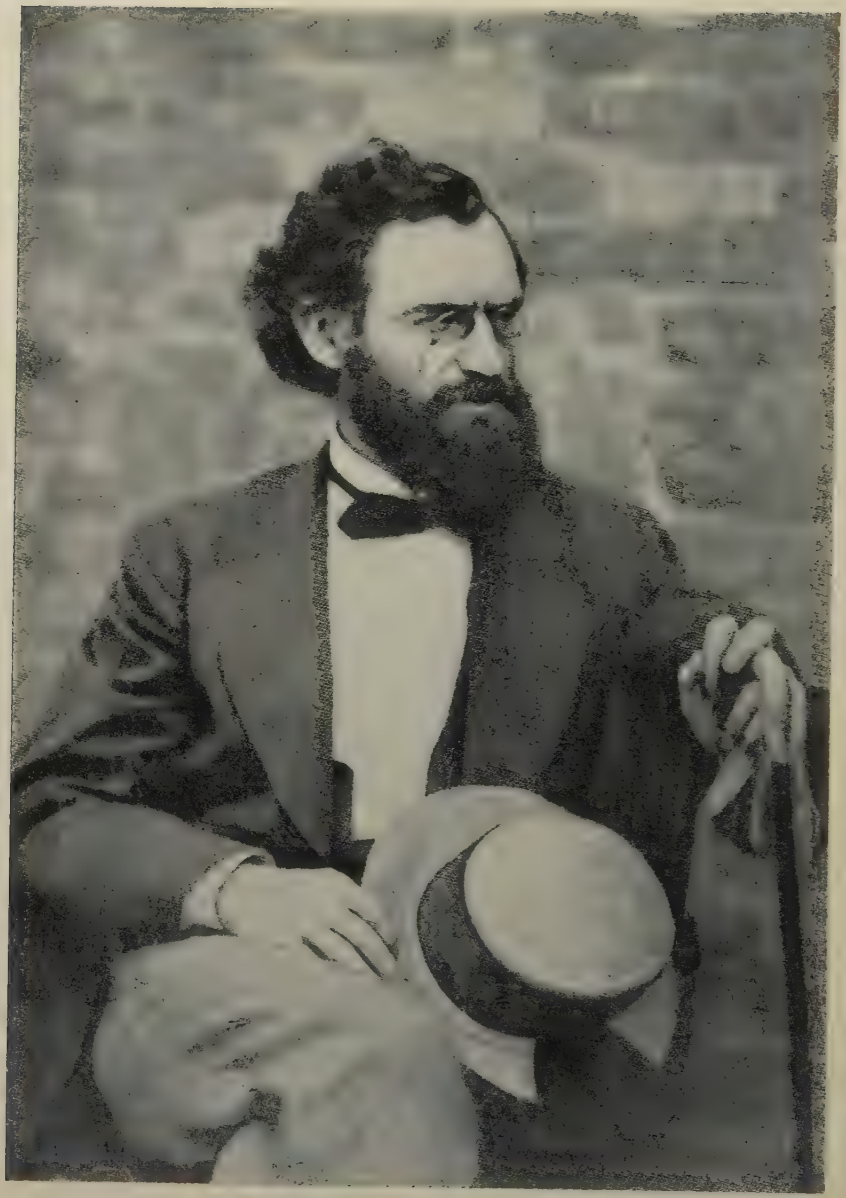
Lange anhaltender Beifall belohnte den Redner, als er geendigt. Einige persönliche Bekannte umdrängten ihn, als er die Bühne verließ und schüttelten ihm die Hände. Nachdem sich die Begeisterung endlich gelegt, trat ein Herr hervor und teilte der

Versammlung mit, daß Herr Schurz während seines Aufenthalts in Cincinnati sein Gast sei, und die persönlichen Freunde, welche ihn noch besonders zu begrüßen wünschten, zu diesem Zweck in sein Haus eingeladen seien. Der Herr, der diese Worte an die Versammelten richtete, war kein anderer als Johann Bernhard Stallo, nach Wilhelm Rapps Bezeichnung der gelehrteste Deutschamerikaner unserer Zeit.

Jahre waren vergangen. Wir hatten die Zeit des Bürgerkrieges durchlebt, an dem die Deutschen einen so ruhmreichen Anteil genommen. Die Südstaaten waren ihrem gewaltigen Gegner, dem Norden, unterlegen. Die Sklaverei war abgeschafft, und Lincoln, der Emanzipator, dem die Last und das verhängnisvolle Schicksal des Krieges zugefallen, ruhte in seinem Grabe. Vor den Staatsmann und den patriotischen Bürger trat nun die Aufgabe heran, die Wunden des Krieges zu heilen, ein besseres Einverständnis zwischen den entzweiten Parteien herbeizuführen, und die großen Errungenschaften des Krieges für alle Zeiten sicherzustellen. . . .

. . . Auf Anregung des Verfassers dieser Erinnerungsblätter fand sich eine Anzahl deutschamerikanischer Bürger am 26. Juli 1871 im kleinen Saale der Chicago-Turngemeinde zur Besprechung der politischen Sachlage und der von ihr angeregten Tagesfragen zusammen. Man einigte sich zuerst dahin, Carl Schurz zur Besprechung der politischen Tagesfragen nach Chicago einzuladen. . . . Carl Schurz traf dann auch an dem genannten Tage in Chicago ein. . . .

. . . Ich kam mit Schurz und Prüßing in derselben Kutsche an. Schurz hatte einen grauen Sommeranzug an und trug einen leichten Hut, Prüßing und ich hatten zu Ehren des Gastes hohe Zylinder auf und mußten auf Schurz einen etwas komischen Eindruck machen, denn der Schalk spielte ihm manchmal ganz unzweideutig um die Lippen. Dann aber traf besonders mich ein ernster Blick, wenn unser Gast mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt schien, so daß ich mir unwillkürlich die Frage vorlegte: Was wird unser berühmter Landsmann wohl von dem knabenhaft aussehenden jungen Mann denken, der es wagte, ihn nach Chicago zur Abhaltung einer öffentlichen Rede einzuladen? Schurz stand damals in seinen besten Jahren. Den rötlich-braunen Schnurrbart hatte er mit einem etwas dunkler gewordenen Vollbart



Carl Schurz um 1875.

vertauscht, was mit den scharf gezeichneten Augenbrauen seinem Gesichte etwas höchst Bemerkenswertes und Anziehendes verlieh. Alle seine Bewegungen waren gewandt und geschmeidig und fesselten den Blick sofort.

Als wir in der Halle ankamen, war sie bereits zum Erdrücken voll. Zahlreich war auch die Frauenwelt vertreten. Es war wirklich eine Massenversammlung, zu der wir uns einfanden. Und daß es besonders eine deutsche Massenversammlung war, machte auf uns alle, die die Einladung an Schurz veranlaßt hatten, einen großartigen und wirklich erhebenden Eindruck. Auch Schurz konnte sich dem Eindruck nicht entziehen.

Ernst Prüßing übernahm den Vorsitz und nachdem er die Versammlung zur Ordnung gerufen und in einer kurzen Ansprache den Zweck der Zusammenkunft erläutert hatte, stellte er den gefeierten Gast als Redner vor. Die zahlreichen Anwesenden erhoben sich, wie von einer augenblicklichen Eingebung geleitet, von ihren Sitzen und begrüßten den Redner mit stürmischer Begeisterung. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, begann Schurz mit überall hin vernehmbarer Stimme seine große Rede, die, wie die Folge lehrte, einen mächtigen Anstoß zur Gründung der Liberal-Republikanischen Partei gab. . . .

Zum Schluß wandte sich Schurz, dessen Rede bis dahin durch stürmischen Beifall öfters unterbrochen worden war, mit folgenden, die Begeisternug bis zum höchsten Grade steigernden Worten an seine deutschen Landsleute:

Die große Seele Deutschlands, die wie ein körperloser Geist von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Weltgeschichte geschritten, hat endlich wieder einen Körper gefunden — groß und mächtig wie sie selbst. Das glänzende helmgeschmückte Haupt der Germania ist wieder überall sichtbar, und ein Gefühl, das wir so lange entbehrt haben, erfüllt wieder jedes deutsche Herz — das stolze freudige Gefühl, Kinder einer großen Nation zu sein. Möge das Gefühl nicht das Strohfeuer einer eitlen und kindischen Selbstgefälligkeit entzünden, sondern die ernste Überzeugung, daß es unsere Pflicht ist, uns der Mutter würdig zu erzeigen. Und nirgends ist diese Pflicht gebieterischer als hier in diesem Lande, wo die Deutschen, als Bürger eines großen politischen Gemeinwesens, im vollen Besitz aller der Rechte, die ein freier Mann sein eigen nennen kann, die beste Gelegenheit haben, ihren Wert

geltend zu machen. Unser Interesse sei das Interesse aller, das Interesse des allgemeinen Wohls. Die amerikanische Republik kann stets auf ihre Bürger deutscher Abstammung als ihre treuesten, Gesetz achtenden und im höchsten Grade aufopferungsfähigsten Kinder rechnen, und unser Ursprung aus einem andern Volk wird dieser Treue zu keiner Zeit im Wege stehen.

Was aber mehr als alles andere die Deutschen zu treuen Bürgern dieser Republik macht, ist der Umstand, daß auf dem Boden dieses Landes die alte germanische Idee ihre vollste Verwirklichung findet; und keinem fremdgeborenen Menschen ist es leichter als uns, die hemmenden Überlieferungen alter und fremder Zustände abzustreifen, denn jeder von uns hat, wenn auch nur im Keime, diesen Gedanken der Freiheit mit herüber gebracht.

Laßt uns zeigen, daß wir als verständige, treue und tatkräftige Mitarbeiter an der Vervollkommnung eines freien und sittlichen Lebens mitwirken können, und wenn ich auf die Bewegung blicke, welche zu dieser Stunde alle deutschen Kreise in diesem Lande ergriffen hat, und welche sich in der öffentlichen Stimmung kundgibt, gewinne ich immer wieder die Überzeugung, daß die Masse der deutschen Bürger schon im Geiste in den Reihen derjenigen sich befindet, welche ehrlich bestrebt sind, die Wahrheit zu erkennen, und welche nach ihrer besten Ueberzeugung zu handeln bereit sind.

Wir haben viel von der großen Mission der amerikanischen Republik gehört, den Segen freier politischer Einrichtungen über die ganze Erde zu verbreiten. Insofern diese Idee — würdig einer großen Republik — nicht bloß eine leere Einbildung ist, gibt es nur einen Weg, sie zu verwirklichen. Laßt uns die Völker der Erde überzeugen, daß ein großes Volk imstande ist, sich selbst zu regieren; daß für die Mißbräuche und Übel, welche aus der Selbstregierung sich entwickeln, diese Regierung die Heilmittel selbst erzeugt; daß die sittliche Kraft des Volkes fähig ist, die Selbstsucht und Korruption, die gerüstet einherschreiten, unschädlich zu machen, und daß in diesem Lande kein Mann so groß werden kann, daß er über die Majestät des Gesetzes sich zu erheben vermag. Dies ist die Pflicht gegen uns selbst und gegen die freiheitliebende Menschheit — eine große, herrliche, begeisternde Pflicht! — Und wenn die Deutschen Amerikas in den Reihen derjenigen kämpfen, welche diese Pflicht verstehen und sie zu erfüllen bestrebt sind,

so werden sie aufs erfolgreichste die Sache der Freiheit und des Fortschritts im alten Vaterlande unterstützen, indem sie gleichzeitig als treueste Bürger ihrem neuen Vaterlande dienen.

Stürmischer Beifall, der immer wieder von neuem losbrach, belohnte den Redner; er zeigte, daß Carl Schurz mit seinen mahnenden Schlußworten das Herz der Zuhörer getroffen. Als sich die Versammlung zum Aufbruch rüstete, sah man einen kleinen Herrn sich an die Bühne herandrängen, auf der sich noch Carl Schurz mit einer Anzahl Freunde und Gesinnungsgenossen befand. Der Herr bat in höflichem Ton um das Manuskript der Rede für den Abdruck in dem Blatte, das er, wie er angab, vertreten.

Als Schurz den Namen der Zeitung hörte, zögerte er einen Augenblick — es war der Name der Staats-Zeitung, die der neuen Bewegung und der Stellung, die Schurz einnahm, nicht günstig war. Als aber der kleine Herr sein Ehrenwort verpfändet, die Staats-Zeitung würde die Rede vollständig und ohne jede Verstümmelung bringen, und Schurz bedeutet worden war, daß der Herr seines Vertrauens vollkommen würdig sei, händigte Schurz ihm das Manuskript aus. Der kleine Herr mit der hohen intelligenten Stirn, dem kühn geschwungenen Schnurr- und Kinnbart war kein anderer als der spätere Redakteur des New Yorker Puck — Leopold Schenck. Die Rede erschien dann auch vollständig am nächsten Tage im „Westen", der Sonntagsausgabe der „Illinois Staats-Zeitung".

Sie machte überall einen gewaltigen Eindruck. Sie schien das ausgedrückt und zur Sprache gebracht zu haben, was Tausende und aber Tausende im stillen tief empfunden hatten. In allen Zeitungen, englischen wie deutschen, wurde sie eingehend besprochen, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sie die erste rhetorische Tat war, die zur Gründung der sogenannten Liberal-Republikanischen Partei die Anregung gab. Die New Yorker „Nation" sah sich veranlaßt, ihre Besprechung der Rede und der Versammlung der Deutschen in Chicago mit den Worten einzuleiten: Wo heutzutage eine Rede mit vollkommener Meisterung der Form und überzeugendem Inhalte in diesem Lande abgehalten wird, so ist es Schurz, der diese Rede hält. Die New Yorker „Tribüne", Horace Greeleys Blatt, ließ sich über Schurz und seine Rede also vernehmen: Senator Schurz findet wie alle unabhängigen und denkenden Männer an den Handlungen seiner

Partei viel auszusetzen; aber so lange die republikanische Organisation im ganzen und großen den Sieg der Freiheit über die Sklaverei, der Demokratie über das Vorrecht, der Ehrlichkeit über Korruption und Schlechtigkeit vertritt, ist für Männer seines Schlages noch genug Platz in ihr und kein Platz bis jetzt außerhalb ihrer Reihen. Ein Haus, dessen Baumeister und Verwalter Tammany ist, hat keinen Raum für Männer, welche so viel Rechtlichkeit und Intelligenz haben, wie der Senator von Missouri.

(„Die Glocke", 1. Jahrgang, Heft 5, Juli 1906 Illustrierte Monatshefte für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verlag 809—811 Schiller Bldg., Chicago, Illinois, U. S. A. Seite 182—186.)

Mein erster Besuch bei Carl Schurz.

Von Karl Knortz, North-Tarrytown, N. Y.

Es war in der Mitte der sechziger Jahre, als Schurz zur Leitung eines neuen in Detroit, Mich., gegründeten englischen Tageblattes berufen wurde. Die dortigen, der republikanischen Partei angehörenden Deutschen sahen sich in der Wahl ihres Landsmannes zu einem so einflußreichen Posten auf das höchste geehrt und abonnierten auch schon deshalb fleißig auf das neue Blatt, weil das bisherige englische Organ ihrer Partei allzusehr einem engherzigen Nativismus huldigte und deutsche Verdienste entweder ignorierte oder verkleinerte. Die zahlreichen radikalen Demokraten daselbst, die blindlings auf jedes Wort ihres Herrn und Meisters Heinzen schworen, sahen in Schurz nur einen konservativen, den Verhältnissen der Gegenwart Rechnung tragenden Parteimann, von dem sie, da er sich weder für ihre extremen politischen noch religiösen Ideale begeisterte, keine Hilfe erwarteten. Die Demokraten ließen natürlich einstimmig kein gutes Haar an ihm, hatte er doch unerschrocken die Sache des Nordens verfochten und für die Beseitigung der Negersklaverei mit Schwert, Feder und Wort mannhaft und erfolgreich gekämpft. Jede öffentliche Verdächtigung seines persönlichen Charakters und der Motive seiner Handlungen sowie jede niederträchtige Verkleinerung seiner Verdienste wurde von ihnen mit Freuden begrüßt und verbreitet; dies hielt selbst die rabiatesten Demokraten,

besonders die Deutschen, nicht davon ab, sich jedesmal zahlreich einzufinden, wenn sie einer Rede von Schurz lauschen konnten, der als Jüngling das erstaunliche Wagestück vollbracht hatte, den Dichter Kinkel aus einem preußischen Zuchthause zu befreien; man wollte ihn doch wenigstens auch einmal gesehen haben.

Vielseitige anstrengende Tätigkeit als Redner und Redakteur ermöglichte es Schurz mit dem besten Willen nicht, viel mit den Deutschen Detroits zu verkehren, was ihm von denen, welche die Sachlage kannten, auch nicht übel vermerkt wurde.

Eines Vormittags kam der inzwischen längst verstorbene Wilhelm Kopp, der langjährige Redakteur des „Michigan Journal", ein grundehrlicher Achtundvierziger, zu mir und bat mich, ihn zu Schurz, dem er einen Besuch schuldig war, zu begleiten. Da ich unsern berühmten Landsmann bisher nur auf der Rednerbühne erblickt hatte, so war mir die Gelegenheit, nunmehr auch persönlich mit ihm in nähere Berührung zu kommen, ganz erwünscht, und wir beide begaben uns nach dem Redaktionslokal der „Detroit Post".

Schurz, behaglich auf seinem Drehstuhl sitzend und eine Zigarre schmauchend, empfing uns auf das freundlichste, und bald war ein Gespräch über die politischen Tagesfragen, die damals alle Bürger beschäftigten, im Gange. „Haben Sie sich," fragte er, indem er sich an seinen Kollegen Kopp wandte, „schon eingehend mit der verwickelten Finanzlage des Landes beschäftigt?"

Als der Angeredete dies verneinte, erklärte Schurz, auch er habe sich damit bis jetzt nicht ernstlich befaßt, da ihm die Beschäftigung mit trockenen Zahlen unsympathisch sei; gegenwärtig aber sei es für jeden Politiker und Journalisten unerläßlich, sich gründlich mit dem Studium des Finanzproblems zu beschäftigen, um sich ein richtiges Urteil bilden und dies auch verteidigen zu können.

„Ich kann mich", fuhr er nach einer kurzen Pause lächelnd fort — „überhaupt nicht in meiner neuen Stellung über Mangel an Arbeit beklagen. Am Vormittag suche ich mir gewöhnlich das Material für meine Leitartikel zusammen; dasselbe arbeite ich während des Nachmittags aus und wenn ich dann abends im Bewußtsein, das zur Füllung der editoriellen Spalten nötige Manuskript geliefert zu haben, die Feder niederlegen will, dann kommt häufig der Vormann der Setzer gelaufen und sagt, es fehle ihm

noch eine halbe Spalte — wenn man da nur immer gleich wüßte, welches Thema man in der Geschwindigkeit behandeln sollte! An Arbeit fehlt es mir also nicht. Auch werde ich häufig von auswärtigen Zeitschriften um Beiträge angegangen. So erhielt ich vor einigen Tagen von der „Gartenlaube" den Auftrag, eine Abhandlung über ein amerikanisches Thema zu liefern, und heute früh fand ich einen Brief von einem Redakteur des „Atlantic Monthly" auf meinem Pulte, in dem ich ersucht wurde, eine gewisse politische Frage in seiner Monatsschrift zu behandeln; solche Aufträge kann man nicht immer kurz von der Hand weisen. Sind Sie vielleicht," fragte Schurz, indem er sich an mich wandte, „mit den Honorarsätzen der ‚Gartenlaube' bekannt?"

Nachdem ich nach bestem Wissen die verlangte Auskunft gegeben, bemerkte er: „Da zahlen die amerikanischen Blätter doch bedeutend besser; das „Atlantic Monthly" hat mir z. B. für den zu liefernden Aufsatz 150 Dollar offeriert."

Als im Verlauf der Unterredung Freund Kopp sein lebhaftes Bedauern darüber äußerte, daß Schurz von seinen politischen Gegnern mit Hintansetzung jeglichen Anstands behandelt würde, entgegnete dieser ruhig: „In unserer aufgeregten Zeit muß jeder, der für seine Prinzipien entschieden auftritt, es sich gefallen lassen, daß er nicht mit Handschuhen angefaßt wird. Beleidigungen, welche politischen Gründen entspringen, darf man sich nicht zu Herzen nehmen. Leider sind sie aber manchmal derart, daß man sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann, da die denkfaule Masse zu leicht geneigt ist, die schamlosesten Beschuldigungen zu glauben."

Der Eintritt eines Setzers, der um „Copy" bat, erinnerte Schurz an seine editoriellen Pflichten, so daß wir uns bald darauf verabschiedeten.

Schurz blieb nur kurze Zeit in Detroit. Da der Gründer der „Post", ein im Zeitungsfach unerfahrener Amerikaner, sich nicht des mit Sicherheit erwarteten finanziellen Erfolges erfreute, so drückte er nach und nach das Gehalt seines Chefredakteurs derart herunter, daß dieser sich nach einem anderen Wirkungskreis umsah.

„Die Glocke", 1. Jahrgang, Heft 5, Juli 1906. Illustr. Monatshefte für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verlag 809—811 Schiller, Bldg., Chicago, Ill., U. S. A. Seite 179-180.

. . . In diese Zeit fiel die Hochzeit von Frau Ronges[1]) jüngster Schwester Margarethe mit Carl Schurz, und Emilie berichtet ihrer Schwester darüber: „Sie haben sich nicht bei Ronge trauen lassen, sind nur eine Zivilehe eingegangen. Sie hatten allen Bekannten gesagt, sie würden von 12—2 Uhr zu Hause sein und hätten für Frühstück und Erfrischungen gesorgt, Pasteten, Butterbrot, Kuchen, Eier, Torten, Obst usw. Margarethe hatte ein weißes Kleid an mit breiter, weißer Schärpe, einem schönen weißen Schleier, den sie als Schal tragen kann, nebst Myrtenkranz mit Orangeblüten. Eine Brosche mit echten Perlen hatte sie von der Baronin bekommen. Schurz hatte keinen Paß bekommen können, und sie konnten nun nicht reisen. So haben sie sich für ein paar Wochen eine Wohnung in Hampstead genommen, wo es ganz ländlich ist und wo sie sich bei dieser Hitze auch viel wohler fühlen als auf Reisen. Margarethe und Toni Schurz[2]) sorgten für das Herumgeben. Nachmittags, ehe sie nach Hampstead hinausfuhren, aßen sie in einem Hotel gemütlich zu Mittag. Wir waren sehr heiter und lachten darüber, wieviel Umstände sonst eine Hochzeit im Hause macht.

Aus „Emilie Wüstenfeld" von Marie Kortmann.
Verlag Hamburgische Hausbibliothek, S. 55.

[1]) Ihr Mann, Johannes Ronge, bekannt durch s. „offenen Brief" über die Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier, wandte sich 1848 demokratischen Bewegungen zu, lebte 1849—61 in London.

[2]) Schwester von Carl Schurz.

Schurz Farm in Watertown.

Brief von Carl Schurz an Prof. Gottfried Kinkel.

Watertown, 1. Dezember 1856.

Lieber Kinkel! Ich schreibe Dir heute aus dem vollen Behagen meiner Häuslichkeit heraus. Denke Dir ein hübsches Landhaus auf einer sanften Anhöhe, auf Flintenschußweite von der Stadt, mit einem freien Blick auf Fluß und Stadt und die umschließenden Hügel vor sich und einem, hier und da von kleinen Häusern belebten, Eichenwald hinter sich. Im Hause rechts von dem Hausflur zwei hohe und geräumige Zimmer, die durch eine breite Schiebetüre miteinander in Verbindung stehen, und im ausgebauten Erkerfenster des einen eine hübsche junge Frau arbeitend und ein spielendes kleines rotbäckiges Posaunengesicht, und im anderen Zimmer ein männliches Wesen am Schreibtisch, von Büchern umgeben, unter denen sich Blackstone und Kant und ähnliche Gesellen durch ihre Dicke hervortun, an den Wänden Gewehre und Jagdgeräte und dergleichen und die ganze umgebende Einrichtung so recht gemütlich und behäbig, im vordern Erkerzimmer nicht ohne Eleganz — da hast Du meine Frau und Hans und mich, wie wir in diesem Augenblick leiben und leben. . . . . .

Margarethe Schurz, geb. Meyer

Aus einem Brief von Frau Margarethe Schurz an Frau Amély Westendarp:

Wiesbaden, den 21. 1. (1869.)

. . . . . (Dein Mann) war der Erste der mir meines Mannes Wahl als Senator ankündigte! Unterschrieben war die Depesche „der einsame Strohwittwer". Der arme Willy! Ich kann mir denken, wie einsam er sich fühlt u. was Du leidest, meine arme kleine Frau! — —Aber ohne diese kleinen Schmerzen geht wohl keine Ehe hin u. freuen soll man sich wenn es nur bei solchen Schmerzen bleibt. O! wenn ich Dir erzählen würde wie diese ersten Trennungen nach einem Jahr des ruhigen Glücks, mit ein paar Tagen der Trennung anfing, wie dann allmählig oft Wochen daraus wurden u. dann Monate! — Ich litt jedesmal so unbeschreiblich, daß selbst die Ärzte sagten, diese tiefen Gemüths-Aufregungen dürften sich nicht oft wiederholen! Ich schlief nämlich nie wenn Carl fort war, sah ihn immer in Gefahr und Noth u. rieb mich vor Angst ganz auf! — Selbst seine alte Mama meinte, solch ewig junge Liebe wäre ihr wohl noch nie dagewesen! — Dann kam das schaurigste von Allem, — der Krieg. 3—4 Jahr, sah ich meinen Geliebten nur wochenweise in großen Zwischenräumen — — u. doch, liebste Amély, trotz aller Kämpfe und Entbehrungen, ich habe immer

versucht nicht allein an mich zu denken, sondern ihn so viel es ging ungebunden u. frei seinen Weg gehen zu lassen! — Ich wußte bestimmt, daß selbst u n s e r e große Liebe in einem beständigem sich Ansehn und in einem gänzlichen Abschließen von der Außenwelt allmählig alltäglich geworden wäre!

Siehst Du, meine gute Amély, wir müssen unsere Pflicht thun, das ist oft sehr schwer u. scheint fast grausam, aber nur dann bleibt wahre Liebe jung, wenn sie sich Nichts vorzuwerfen hat! —

Die Trennungen sind s e h r schwer, aber das Wiedersehn ist auch s o himmlisch schön. daß die größten Schmerzen darüber bald vergessen sind! Du hast brav angefangen, meine liebe Amély. wenn man seinen Mann n i e von seiner Pflicht abhält, so bleibt das Glück, wie die Liebe jung . . . . . .

Carl Schurz mit Frau und Töchterchen.

Carl Schurz an seine Frau.

St. Louis, 16. Jan. 1869.

Meine Liebste! Die Schlacht ist geschlagen. Es ist der größte Sieg meines Lebens. Die Opposition war stark. Senator Drake

war von Washington nach Jefferson City gekommen, um meine Wahl zu verhindern, damit seine Wiederwahl in vier Jahren gesichert werde. Drake war der eigentliche Diktator der Partei. Durch meine Rede am Donnerstag voriger Woche hatte ich ihn herausgelockt. Er ging in die Falle, nahm den Handschuh auf und kündigte an, daß er meine Rede beantworten wolle. Er nahm sich einen Tag zur Vorbereitung. Vorigen Montag begann die Debatte. Loan sprach zuerst, unbedeutend und langweilig. Dann begann Drake seine Attacke auf mich. Er hatte ungefähr eine halbe Stunde gesprochen, als ich ihn mit einer Frage über sein Verhalten in der Verfassungskonvention von Missouri so vollständig außer Fassung brachte, daß er den ganzen Abend sein Gleichgewicht nicht wieder gewann. Um halb elf brach er seine Rede ab, um sie am andern Tage fortzusetzen. Dienstag abend kam er und machte einen planmäßigen Angriff auf die Deutschen. Jetzt war er in meiner Hand. Als er zwei Stunden gesprochen, wurde das Publikum in der Kopf an Kopf gefüllten Assembly Halle ungeduldig und rief nach mir. Als ich die Tribüne bestieg, wurde ich schon mit enthusiastischen Zurufen begrüßt. Mit einem einzigen Satze demolirte ich die Rede Loan's. Dann ging ich an Drake. Ich habe in meinem Leben nicht besser, vielleicht nie mit so viel Feuer und augenblicklich durchschlagendem Effekt gesprochen. Meine Verteidigung der Deutschen wurde mit begeistertem Jubel begrüßt. Drake unterbrach mich verschiedene Male, aber jedesmal kam Schlag auf Schlag eine Antwort, die ihn schmetternd in seinen Sitz zurückwarf. Die Aufregung des Publikums stieg zur Fieberhitze und Drake saß in seinem Sitze: das Bild bejammernswerther Vernichtung. Ein demokratischer Senator bemerkte am andern Tage: „Whenever that German drew his shining rapier, the blood of his antagonist seemed to squirt up to the ceiling. In 30 years the legislative Halls of Missouri never witnessed anything so brilliant. Even Benton in his best days never equalled it.“ Der Sieg konnte nicht vollständiger sein. Drake eilte sogleich nach der Versammlung ins Hotel, ließ sich seine Wäsche von der Wäscherin holen, packte sie noch naß in seinen Koffer und reiste sofort ab. Es war eine eigentliche Flucht. Der ehemalige Diktator der Partei lief davon, verfolgt von dem Gelächter und Zischen nicht allein seiner Gegner, sondern selbst derjenigen, die bis dahin als Freunde zu ihm gehalten hatten. . . . . .

Du siehst, ich schwimme auf der Spitze der Woge. Nur Eines hat mir gefehlt. Daß Du nicht da warst, um meine siegreichen Kämpfe zu sehn. und daß Du nicht im Kapitol sein kannst, wenn ich in den Senat der Ver. Staaten eingeführt werde. Deine glänzenden Augen würden mir den Triumph doppelt schön machen. Ich werde sie im Traume sehn.

Dein

Carl.

Begegnung mit Bismarck (1868).

Aus „Lebenserinnerungen" II, S. 487—492.

Nachdem ich in Wiesbaden mit den Meinigen Weihnachten gefeiert hatte (1867), ging ich nach Berlin. Ich schrieb ein paar Zeilen an Lothar Bucher, den ich zuletzt vor sechzehn Jahren als Mitflüchtling in London gesehen hatte und den ich gern wiederbegrüßen wollte. Bucher antwortete umgehend, daß er sich sehr darauf freue, mich wiederzusehen, aber, ob ich denn nicht den „Minister" (Bismarck) kennenlernen möchte, der den Wunsch geäußert habe, mich zu sprechen. Natürlich, erwiderte ich gleich, daß ich diese Ehre zu schätzen wisse usw. Eine Stunde später erhielt ich eine eigenhändige Einladung des Grafen Bismarck, ihn um 8 Uhr desselben Abends im Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße zu besuchen. Pünktlich zur angegebenen Zeit wurde ich ihm gemeldet, und er empfing mich an der Tür eines mittelgroßen Zimmers, offenbar seines Arbeitskabinetts, dessen Tisch und sonstige Möbel mit Büchern und Papieren bedeckt waren. Da stand er also vor mir, der große Mann, dessen Name die ganze Welt erfüllte. Er war von hohem Wuchs, gerade aufgerichtet, breitschultrig; auf dem Hünennacken saß der gewaltige Kopf, der aus Bildern allgemein bekannt ist; die ganze Gestalt machte einen imponierenden, reckenhaften Eindruck. Er war damals dreiundfünfzig Jahre alt und auf der Höhe seiner körperlichen und geistigen Kraft. Er trug die Interimsuniform eines Generals aufgeknöpft. Seine Züge, die offenbar streng blicken konnten, wenn er wollte, waren von einem freundlichen Lächeln erhellt: er streckte mir die Hand entgegen und drückte die meine kräftig. „Freut mich, daß Sie gekommen sind," sagte er in einer wohl-

klingenden, aber für seine Hünengestalt merkwürdig hohen Stimme. Dann, während wir uns noch gegenüberstanden, waren seine ersten Worte: „Ich glaube, ich habe Sie schon mal gesehen. Es war Anfang der fünfziger Jahre im Zuge von Frankfurt nach Berlin. Da saß mir ein junger Mann gegenüber — nach dem Bilde in einer illustrierten Zeitung, die ich mir gekauft hatte, hätten Sie es sein können." Ich entgegnete, dies wäre nicht möglich, da ich zu jener Zeit nicht in Deutschland gewesen sei. „Übrigens," fügte ich, vielleicht ein wenig kühn, hinzu, „hätten Sie mich dann nicht als Übeltäter arretieren lassen?" „O nein," rief er mit gutem, herzlichem Lachen aus, „da kennen Sie mich schlecht. So etwas hätte ich nicht getan. Sie meinen, wegen der Sache mit Kinkel? O nein, die hat mir Spaß gemacht. Und wenn es für den Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen und den Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht höchst unschicklich wäre, möchte ich einmal mit Ihnen nach Spandau fahren und mir an Ort und Stelle alles erzählen lassen. Nun nehmen Sie bitte Platz." Er wies auf einen bequemen Lehnstuhl in der Nähe seines eigenen, setzte sich auch, zog eine Flasche Wein auf, die mit zwei Gläsern auf einem Präsentierbrett neben ihm stand, und schenkte ein. „Sie sind Rheinländer," sagte er dabei, „diesen Tropfen werden Sie zu schätzen wissen." — Wir stießen an, und ich fand den Wein in der Tat vorzüglich. „Sie rauchen natürlich," fügte er hinzu, „dies sind gute Havannazigarren. Früher rauchte ich sie selbst sehr gern, ich habe jedoch den Aberglauben, daß jeder Mensch in seinem Leben nur eine gewisse Anzahl Zigarren rauchen darf. Ich fürchte, ich habe mein Teil schon aufgeraucht, so wende ich mich jetzt der Pfeife zu." — Mit diesen Worten zündete er mit einem Fidibus seine lange Pfeife an und blies bald dichte Rauchwolken von sich.

Als die Pfeife ordentlich im Gange war, lehnte er sich behaglich in seinen Stuhl zurück und fragte: „Nun sagen Sie mir mal als amerikanischer Republikaner und als revolutionärer Achtundvierziger, welchen Eindruck macht Ihnen die gegenwärtige Lage der Dinge in Deutschland? Ich würde diese Frage gar nicht an Sie richten," fügte er hinzu, „wenn Sie ein Geheimrat wären, denn dann wüßte ich die Antwort schon im voraus. Aber Sie werden mir Ihre wirkliche Meinung sagen." — Ich antwortete, ich sei erst ein paar Wochen in Deutschland und habe nur oberflächliche Ein-

drücke empfangen, aber ich habe die Empfindung, daß allgemein ein neubelebter nationaler Ehrgeiz sich betätige, und daß Vertrauen und Hoffnung auf die Entwicklung von freien politischen Institutionen gleichsam in der Luft lägen. Ich habe nur in Frankfurt einen Bankier und in Nassau ein paar alte stockkonservative Philister getroffen, welche enttäuscht und niedergeschlagen waren. Bismarck lachte herzlich. Der mißvergnügte Nassauer, sagte er, sei sicher ein Hoflieferant des ehemaligen herzoglichen Hofes, und er wolle wohl wetten, daß der Frankfurter Bankier entweder ein Mitglied der alten Patrizierfamilien sei, welche meinten, sie wären der höchste Adel des Landes, oder ein Börsenspekulant, der es beklagte, daß Frankfurt nicht mehr wie ehemals das finanzielle Zentrum Süddeutschlands sei. Und nun ließ Bismarck seiner sarkastischen Laune die Zügel schießen. Er hatte in Frankfurt mehrere Jahre als Gesandter beim seligen „Bundestage" zugebracht und wußte eine Menge drolliger Anekdoten von den aristokratischen Ansprüchen der patrizischen Bürger jener alten freien Stadt zu erzählen, sowie von ihrem würdevollen Zorn über die Einverleibung ihres Freistaates in das Königreich Preußen.

Dann erzählte er mir von den großen Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um den Konflikt mit Österreich zustande zu bringen. Eine der größten dieser Schwierigkeiten war die peinliche Gewissenhaftigkeit und das Zaudern des alten Königs Wilhelm, der nie in etwas einwilligen wollte, was im geringsten verfassungswidrig zu sein schien oder was nicht ganz und gar mit den strengsten Ansichten von Rechtschaffenheit und Treu und Glauben übereinstimmte. In unserem Gespräch nannte Bismarck den König fortwährend „der alte Herr". Einen Augenblick sprach er vom alten Herrn mit fast zärtlicher Liebe und dann wieder in einem vertraulichen, ja ungenierten Tone, der wenig Achtung und Ehrfurcht verriet. Er erzählte mir Anekdoten vom König, die mich in höchstes Erstaunen versetzten, besonders bei dem Gedanken, daß ich den Premierminister des Königs vor mir hatte, dem ich ein vollkommen Fremder war, und der nichts von meiner Diskretion und meinem Gefühl von Verantwortlichkeit wußte. Als wenn wir unser Leben lang vertraute Freunde gewesen wären, enthüllte er mir, anscheinend ganz rückhaltlos und mit übersprudelnder Lebhaftigkeit Bilder von Vorgängen, die sich hinter den Ku-

lissen während der berühmten Konfliktsperiode zwischen der Krone und dem preußischen Abgeordnetenhause abgespielt hatten. . . .

Aber nicht nur die vorsichtige, konservative Gesinnung des Königs mußte er manchmal überwinden; noch mehr war er gehemmt und nicht selten gereizt durch das, was er die „bornierte alte Bureaukratie" nannte, die so schwer aus dem gewohnten ausgefahrenen Gleise zu bringen war, wenn irgend etwas Neues und Kühnes ausgeführt werden sollte. Er sprudelte geradezu über von lustigen Anekdoten und freute sich selbst an seinen drolligen Schilderungen eines alten verknöcherten Geheimrats, der ihn mit weit aufgerissenen, trüben Augen anstarrte, wenn irgend etwas Ungewöhnliches vorgeschlagen wurde, der überall nur unüberwindliche Schwierigkeiten vor sich sah und schließlich seine ganze Findigkeit aufbot, um den schönsten Aktendeckel hervorzusuchen, in welchem das Projekt zur seligen Ruhe begraben werden könnte. Wenn dem Minister endlich die Geduld riß, ging er zum König und klagte, daß mit dem und dem verknöcherten alten Beamten nicht mehr fertig zu werden sei, und daß notwendigerweise ein fähigerer Mensch an seine Stelle gesetzt werden müßte. Aber dann sagte der „alte Herr", in Mitleid zerfließend, jedesmal: „O, er ist so lange schon ein treuer Diener des Staates gewesen. Es wäre doch zu grausam, ihn nun wie eine ausgepreßte Zitrone wegzuwerfen— nein, das vermag ich nicht." Ich erlaubte mir die Anfrage, ob die Drohung, seinerseits ein Entlassungsgesuch einzureichen, wenn er seinen Willen nicht durchsetzte, den König weniger zart gegen seine unfähigen Freunde in hohen Stellungen stimmen könnte. „O," lachte Bismarck, „das habe ich oft versucht, vielleicht zu oft! Das wirkt nicht mehr. Was meinen Sie wohl, was geschieht, wenn ich damit drohe, mein Amt niederzulegen? Der alte Herr fängt an zu schluchzen und zu weinen. Tatsächlich vergießt er Tränen und sagt: „Nun wollen Sie mich auch verlassen?" Und wenn ich ihn Tränen vergießen sehe, was in aller Welt soll ich dann tun?" So erzählte Bismarck weiter; eine treffende Schilderung jagte die andere, eine lustige Anekdote die andere. Mein Erstaunen wuchs von Minute zu Minute über die anscheinend rücksichtslose Offenheit Bismarcks einem ihm Unbekannten gegenüber. Ich hätte mich weniger gewundert, wenn mir, was ich später erfuhr, damals schon bekannt gewesen wäre,

daß diese Art der Unterhaltung bei Bismarck gar nicht ungewöhnlich war, und daß der alte König, wenn er davon hörte, nur ruhig lächelte.

Carl Schurz über Auswanderung im allgemeinen, die neuen Eindrücke usw.

Aus „Lebenserinnerungen" II, S. 6 f.

Dort nun, in dem kleinen Park gönnte ich mir meine Erholungspausen — gewöhnlich in der Abenddämmerung. Diese Stunden gehörten zu den melancholischsten meines Lebens. Da war ich nun in der großen Republik, dem Ziel meiner Träume, und fühlte mich so gänzlich einsam und verlassen. Die Zukunft schien wie in eine undurchdringliche Wolke gehüllt vor mir zu liegen. Was ich gesehen hatte, war nicht so verschieden von Europa, wie ich es halb unklar erwartet hatte, und doch war es fremd und geheimnisvoll. Würden meine Erfahrungen hier das Ideal verwirklichen, das ich mir vorgestellt hatte, oder würden sie es zerstören? Ich mußte schwer kämpfen gegen dieses düstere Grübeln, doch endlich raffte ich mich zu dem Gedanken auf, daß, um in Einklang zu kommen mit dem geschäftigen Leben, das ich um mich her sah, — ich selbst darin tätig, ich selbst davon ein Teil werden müsse — und je eher um so besser.

Ich glaube, daß alle neuen Ankömmlinge in diesem oder in irgendeinem andern Lande zuerst eine Periode enttäuschter Erwartung durchmachen müssen. Wie auch ihre vorgefaßten Vorstellungen gewesen sein mögen, sie werden immer finden, daß sie zum großen Teile falsch waren. Die menschliche Einbildungskraft geht fast immer irre, wenn sie sich unbekannte Dinge ausmalt. Der neue Ankömmling wird bei seiner Ankunft die Zustände entweder besser oder schlimmer, aber jedenfalls anders finden, als er sie sich vorgestellt hat. Er wird in diesem Sinne immer enttäuscht sein, und ich habe Menschen gekannt, die sonst sehr vernünftig und auch im ganzen erfolgreich waren, die aber bis an ihr Lebensende diese besondere Enttäuschung nicht überwinden konnten. Ich habe in der Tat niemals jemanden gekannt, der dieses Land, seine Verhältnisse, seine Entwicklung, seine sozialen und politischen Zustände genau so gefunden hätte, wie er es nach Beschreibungen in Büchern, Zeitungen oder aus den Briefen von

Carl Schurz und Julius Stockhausen,
die beiden Natur- und Sangesfreunde.

Freunden erwartet. Gewöhnlich wunderten sich solche Leute später mehr oder weniger über ihre eigene Auffassung und machten diejenigen, von denen sie ihre Auskunft erhalten hatten, für ihre Irrtümer verantwortlich. Nichtsdestoweniger mögen die erhaltenen Beschreibungen ganz wahrheitsgetreu gewesen sein. Ich habe im Laufe der Zeit viele Briefe von Personen in Europa erhalten, die, mit ihren dortigen Verhältnissen unzufrieden, den Gedanken gefaßt hatten, nach Amerika auszuwandern, und mich um meinen Rat fragten. Die Erfahrung hatte mich jedoch gelehrt, daß es besser sei, niemals die Verantwortung zu übernehmen, einen solchen Rat zu erteilen, sondern meinen Korrespondenten offen zu gestehen, daß ich keine Aufklärung über die Aussichten und Möglichkeiten des amerikanischen Lebens geben könne, welche richtig verstanden würden. Ich sagte ihnen, daß sie selbst die Verantwortung übernehmen müßten, wenn sie auswandern wollten, und daß es wohl am sichersten sei, wenn Zeit und Mittel es ihnen erlaubten, sich zuerst selbst umzusehen, ehe sie ihre endgültige Entscheidung träfen.

Aus Reden von Carl Schurz.

Bei der Feier seines 70. Geburtstages, veranstaltet von den deutschen Vereinen New Yorks am 8. 3. 1899 in der Liederkranzhalle.

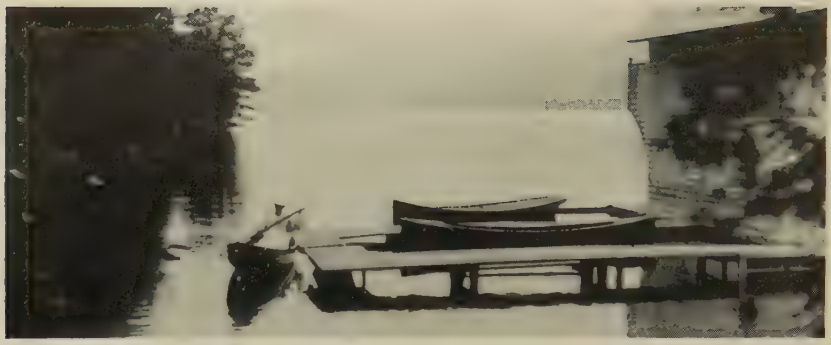
Meine Freunde!

. . . Hier sind wir in einer Halle versammelt, in der das deutsche Lied auf seinem unwiderstehlichen Eroberungszuge über die ganze Welt eine Heimat gefunden hat. Hier klingen mir die trauten Töne der Sprache entgegen, die wir als Kinder von den Lippen unserer Mütter gehört, die uns in allen Kämpfen und Wechselfällen des Lebens lieb geblieben ist, die uns älteren bis zum Ende unserer Tage lieb bleiben wird und die unseren Kindern lieb bleiben sollte. Hier hören und fühlen wir noch etwas von den sentimentalen Eichen unseres schönen alten Vaterlandes. Hier begrüßen wir einander als amerikanische Bürger deutschen Stammes, die durch gemeinsamen Ursprung, gemeinsame Schicksale und gemeinsame Sympathien in ihren Gefühlen verbunden sind.

. . . Ich habe immer geglaubt, daß diejenigen Deutschamerikaner das Deutschtum in Amerika am besten vertreten und am

wirksamsten heben, die im besten Sinne des Wortes bestrebt sind, dem Lande nützlich zu sein, ihre politischen Rechte gewissenhaft auszuüben und ihre vollen Pflichten im Gemeinwesen zu erfüllen. Und solcher Vertreter gibt es viele unter uns. Wenn die gerechte Geschichte von denjenigen spricht, die die Wildnisse dieses Kontinents in blühende Gärten verwandelten, die in der amerikanischen Einöde geschäftliche Märkte aufbauten, die Städte mit fleißigen, ordnungsliebenden Bürgern füllten, die Pflegeschulen der Volkserziehung und der Wissenschaft mit wirksamen Lehrkräften und gründlichem Forschungsgeist beseelt, und in Zeiten der Gefahr mit freudiger Opferwilligkeit ihr patriotisches Blut in Strömen vergossen, so wird sie zahllose deutsche Namen nennen. Sie wird mehr sagen. Sie wird von den Deutschgeborenen als derjenigen Klasse von Bürgern sprechen, deren konservativer Sinn, ohne im geringsten vernünftiger Neuerung abhold zu sein, den Wirbelstürmen der Volkslaune, die wir „crazes" nennen, und die dann und wann mit scheinbarer Unwiderstehlichkeit über das Land fegen, mit der kühlsten und festesten Besonnenheit entgegenstanden. Sie wird von ihnen sprechen als demjenigen Teil der Bürgerschaft, der sich am wenigsten von einem despotischen Parteigeist dauernd knechten ließ, besonders wenn es die Aufrechterhaltung der Ehrlichkeit im öffentlichen Wesen galt. Sie wird noch mehr sagen. Sie wird den Amerikanern deutschen Blutes das Zeugnis geben, daß die warme und pietätvolle Liebe, die sie dem alten Vaterlande bewahrten, ihrer treuen Liebe für die amerikanische Republik und der treuen Ausübung ihrer amerikanischen Bürgerpflicht nie den geringsten Eintrag tat und sie nie dazu verleitet hat, mit ihrem Einfluß in der amerikanischen Politik Interessen zu dienen, die nicht amerikanische waren. Und noch mehr. Sie wird ihnen das große Verdienst zusprechen, in das amerikanische Leben mit seiner rastlosen aufreibenden und gar zu ernsthaften Geschäftigkeit ein Element gepflanzt zu haben, das ihm peinlich fehlte und dessen weitere Entwicklung in der Landessitte dem amerikanischen Volke ein unschätzbarer Segen sein wird: das Element der geselligen Pflege der Kunst und des harmlos frohsinnigen Lebensgenusses. . . .

. . . Was nun die Amerikanisierung der zweiten Generation und der darauffolgenden betrifft, so ist das ein ganz natürlicher und notwendiger Prozeß, bei dem nur zu wünschen ist, daß er in



Carl Schurz am Lake George.

der dem Gesamtwohl ersprießlichsten Weise stattfinde. In der Tat soll sich ja die erste Generation der Eingewanderten schon amerikanisieren. Und sie tut es auch. Der geborene Deutsche, der sich hier in dieser neuen Heimat seiner Wahl niederläßt, soll schnell verstehen lernen — und die meisten lernen es schnell verstehen — daß dies nun s e i n Land ist, daß mit der Wohlfahrt dieses Landes seine eigene und die seiner Nachkommenschaft aufs Innigste verbunden ist, daß es ihm und seinen Stammesgenossen nicht einfallen darf, hier eine abgesonderte Nation bilden zu wollen, daß er als Deutsch-Amerikaner keine ausnahmsweisen Rechte oder Pflichten oder Interessen hat, sondern nur die Rechte und Pflichten und Interessen des amerikanischen Bürgers, daß er die Verantwortung des amerikanischen Bürgers unter den freien Institutionen der Republik wohl begreifen soll, um seine politischen Rechte im allgemeinen Interesse ehrlich und verständig auszuüben, daß seine eigene Freiheit, sein eigenes Recht und seine eigene Zukunft am sichersten gewahrt sind in der Freiheit, dem Recht und der Zukunft aller, und daß er der amerikanischen Republik seine vollste Ergebenheit und, wenn es not tut, sein Gut und Blut schuldet.

Aber dieser notwendige Amerikanisierungsprozeß schließt keineswegs ein, daß der Eingewanderte die guten und wünschenswerten Eigenschaften, Denkarten und Sitten, die er von der alten Heimat mitgebracht hat, in der neuen baldigst abwerfen soll, um sich dafür andere anzuschaffen. Im Gegenteil, er würde damit seiner neuen Heimat etwas Wertvolles entziehen. Wie hoch wir auch die großen Eigenschaften des Angelsachsen anschlagen und achten mögen, so können wir doch diese geschichtliche Tatsache nicht verkennen: Das Volk der Vereinigten Staaten ist bestimmt, die große Sammelnation der Welt zu sein, in der die lebensfähigen Kraftelemente aller zivilisierten Völker zu einem neuen Ganzen zusammenfließen. Es ist die natürliche Pflicht eines jeden dieser Elemente, dem neuen Ganzen die besten seiner Eigenschaften mitzuteilen und die besten der von dem anderen gebotenen Eigenschaften anzunehmen. Wenn wir Deutsch-Amerikaner die besten Züge unseres Charakters, unseres Denkens und unserer Sitten hier gänzlich verschwinden ließen, so würden wir unsere Pflichtbestimmung im Wachstum der großen Sammelnation von dem Gesichtspunkt wahrer Amerikanisierung aus auf beklagenswerte

Weise verfehlen. Von gutem deutschem Geist und deutschen Sitten hat sich manches auch weit über die deutschen Kreise hinaus im amerikanischen Leben so fest eingewurzelt, daß es nicht mehr zu entwurzeln ist. Sorgen wir dafür, daß diese gesunden und nützlichen Einflüsse sich in bester Gestalt immer weiter verbreiten. Hören wir auch nicht auf, hier die deutsche Sprache zu pflegen. Sie ist nicht allein ein fruchtbares Element der Erziehung und Bildung, sondern auch ein wesentliches Bindemittel in der Aufrechterhaltung der geselligen Kunstpflege und der Förderung lebensfroher Sitten.

. . . . . In allen Dingen aber bleibe die Pflicht, die wir dieser großen Republik schulden, das erste und mächtigste Motiv unserer Bestrebungen. In Wort und Tat sollen wir niemals einen Zweifel darüber zulassen, daß wir die Segnungen, die wir unter den freien Institutionen unseres Adoptiv-Vaterlandes genießen, mit dankbarem Sinn auf das höchste schätzen, und daß nur diejenigen wahre Vertreter des Deutschtums in Amerika sind, die sich als die treuesten und patriotischsten Bürger bewähren . . . . . .

Grabrede gehalten von Carl Schurz beim Tode von Henry Hilgard Villard, dem Sohn seines Freundes.

(Aus „Henry Hilgard Villard", Seite 126 ff.) [1])

Als ein naher Freund dieser kummergebeugten Familie bin ich gebeten worden, einige Worte bei dieser Trauerfeier zu sprechen, und ich fühle mich dazu auch als ein Freund dieses lieben kleinen Knaben, dessen entseelte Hülle in diesem Sarge ruht, berufen. Er hat es ja stets empfunden, daß ich sein Freund sei, und er pflegte mich auch so zu nennen. In seinen frischen und gesunden Tagen herrschte zwischen uns eine Art Kameradschaft, wie sie sehr wohl zwischen Alten und Jungen bestehen kann. So manches Mal, wenn ich Gast an der Familientafel war, saßen wir Seite an Seite und hatten unsere kleinen Scherze, unsere Neckereien, unsere kleinen Kämpfe, und dann erklang fröhliches Lachen. Nie wird die Erinnerung an diese Szenen meinem Gedächtnis entschwinden.

Es ist ein altes Wort: Wen die Götter lieben, der stirbt jung. Und dieser kleine liebe Knabe konnte wirklich unter die Lieb-

[1]) Ins Deutsche übersetzt von Dr. Gertrud Ferber.

linge der Götter gerechnet werden. Er war der späte Sproß eines überaus glücklichen Ehebundes. Sein Erscheinen war für die Eltern wie das Anbrechen eines frischen Morgens inmitten eines fortgeschrittenen Tages. Natur und Schicksal schienen ihn mit ihren erlesensten Gaben auszuzeichnen. Seine Wiege stand in dem Schoße des reinsten und schönsten Familienlebens. Alles was ihn umgab, war Liebe und Eintracht und Güte. Sein erster, noch vollkommen unbewußter Blick, fiel auf diese Landschaft, so strahlend von reicher heiterer Schönheit, wie kaum eine andere auf dieser Erde. Aber mehr als das. Er war bestimmt, ein Erbe des guten Namens und der edlen Werke seines Vaters und seiner Mutter zu sein. Es war wie eine lächelnde Laune des Glücks, daß er, noch ein Säugling in seiner Mutter Armen, an der Vollführung des größten Lebenswerkes seines Vaters teilhaben sollte. Und in den Tagen des Mißgeschicks fanden seine Eltern den süßesten Trost in den glänzenden Augen dieses Kindes. Wahrlich, dieses Kind war ein Liebling der Götter.

Er konnte kaum aufrecht stehen, als er sich schon schnell zu einer bestimmten Individualität entwickelte. Er war von eigenartiger zarter, fast femininer Anmut der Gestalt und entwickelte sich wie ein wirklicher Charakter, weit über die gewöhnliche Entwicklung hinausgehend. Sein kindliches Gemüt schien auf eigenen Wegen zu gehen. Er hatte eine gewisse Art von Selbstbetrachtung und Selbstkritik wenn er auf sein eigenes Sein und Tun wie auf das einer dritten Person sah, was manchmal in überraschenden Äußerungen zum Vorschein kam. Seine Sympathien und Antipathien Personen und Dingen gegenüber schienen aus Motiven zu entspringen, die solchen jungen Menschen sonst noch nicht innewohnen, und in seinem Betragen war eine bestimmte und bewußte Willensmacht, die von der gewöhnlichen Launenhaftigkeit kleiner Kinder sich wesentlich unterschied. Und auf seinem Wesen lag der Charm einer außergewöhnlichen — ich möchte sagen — einer seltenen Lieblichkeit. Etwas in diesem Knaben war da, das ältere Personen, die von ihm Zeichen der Freundschaft empfingen, dadurch nicht nur froh, sondern stolz machte, und die, die seinen Weg beobachteten, — fast jeder, der ihn häufig sah —, fragte sich verwundert, wohin eine solche Entwicklung gehen würde, man war sicher, daß es etwas ganz, ganz außergewöhnliches werden würde.

Und nun ist dieses liebliche Wesen von uns gegangen, um niemals wieder zu kommen, und wir sehen in die öde Leere, die er hinter sich ließ — er schwand dahin wie ein Sonnenstrahl, der die Natur lächeln und die Herzen der Menschen froh machte, um dann hinter einer Wolke zu verschwinden. Vor einigen Minuten gab mir sein Vater einige Zeilen von Emerson, die auf diesen Knaben zu passen scheinen:

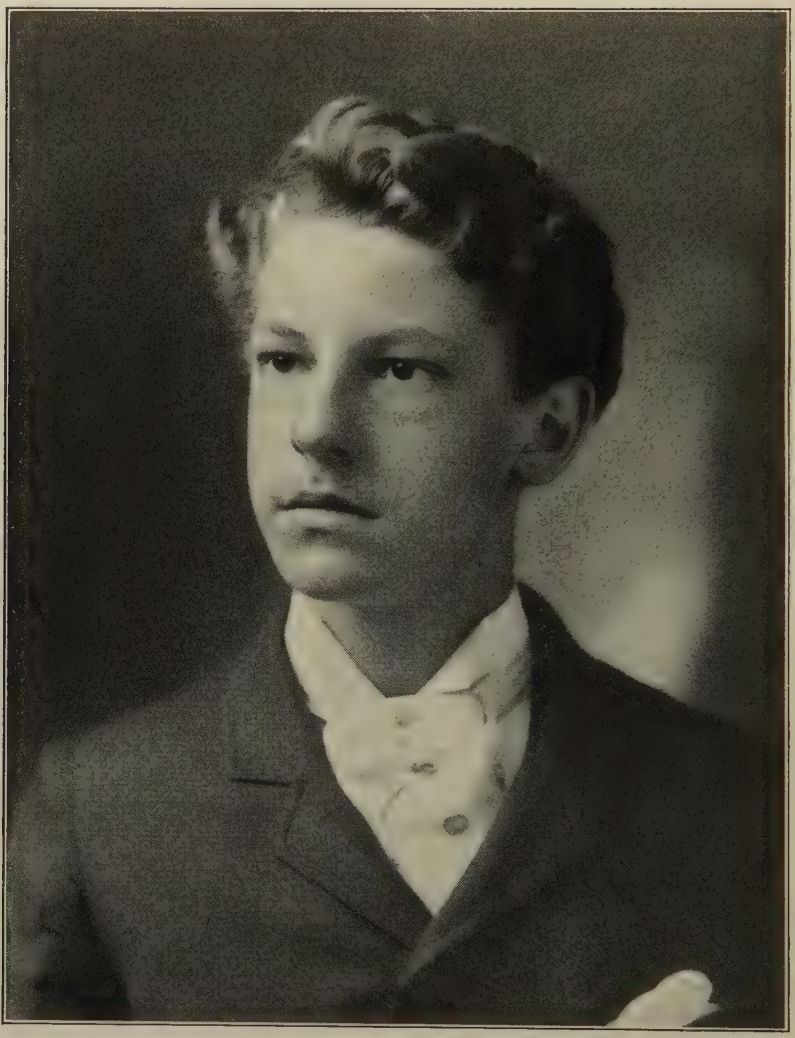
„O child of Paradise,
Boy who made dear his father's home,
In whose deep eyes,
Men read the welfare of the times to come,
I am too much bereft.
The world dishonored thou hast left.
O truth's and nature's costly lie!
O trusted broken prophecy!
O richest fortune sourly crossed!
Born for the future, to the future lost!"

Was für ein Verlust sein Hingang für seinen Vater und seine Mutter und seine Geschwister bedeutet, können nur die ermessen, deren Leben durch einen ähnlichen Verlust je verdunkelt wurde. Sie wissen, daß es da keinen Trost mit Worten gibt. Wir können unseren teuren Freunden, die dieser grausame Schlag getroffen hat, nichts besseres anbieten als den ernstesten Wunsch, daß sie all ihre Kraft aufbieten mögen, um das Unvermeidliche zu ertragen; daß sie sich an die Lieben erinnern, die ihnen noch geblieben sind, und daß sie auch jener hohen Ziele menschlicher Bestrebungen gedenken, die das Leben noch lebenswert machen; daß ihr großer Kummer, der jetzt so schneidend und scheinbar untragbar erscheint, durch die Zeit und die heilende Kraft der Arbeit und erfüllter Pflicht weicher wird, und daß sie in dem Gedanken ein neues Glück finden mögen: ein solches Kind überhaupt je besessen zu haben ist schon an sich ein großer und unvergänglicher Besitz. Können sie aber in warm ergebener treuer Freundschaft irgendeine Tröstung finden, wahrlich, diese fehlt ihnen heute nicht, noch wird sie ihnen jemals fehlen.

Agathe Schurz (1853—1915)

Marianne Schurz geb. 1856

Carl Lincoln Schurz (1871–1924)



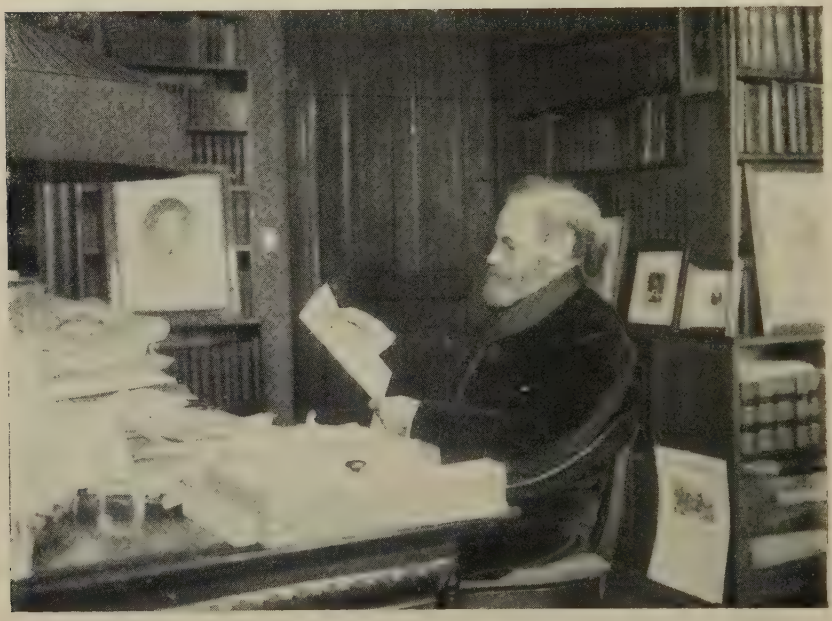
Herbert Schurz (1876—1900).

Carl Schurz und das Germanische Museum der Harvard-Universität.

Eine persönliche Erinnerung von Kuno Francke.

Den ersten Eindruck von Carl Schurz' Persönlichkeit gewann ich, kurz nach meiner Berufung an die Harvard-Universität, in der Präsidentenwahl des Jahres 1884. Nie werde ich vergessen, wie mir, dem damals noch völlig Fremden und im politischen Leben Amerikas Unbewanderten, das Herz höher schlug bei der riesigen Bostoner Massenversammlung, in der Schurz als anerkannter Führer des Wahlkampfes für Grover Cleveland umjubelt wurde. Jedes Wort seiner großen Rede, die freie ungezwungene Geste, der edel scharfe Schwertklang der Stimme, die intensiv gespannte Haltung des geschmeidigen Körpers — alles brachte in vollendeter Weise sittliche Energie und idealen Schwung zum Ausdruck und machte mir mit einem Schlage klar, worauf die einzigartige Stellung gerade dieses, an keine Parteiformel gebundenen Mannes im amerikanischen Parteileben beruhte. Das war noch immer der Bonner Student von Achtundvierzig mit seinem unbesiegbaren Glauben an die Idee, der unerschrockene Verfechter moralischer Prinzipien gegenüber den Verlogenheiten des Metternichschen Systemes; das war noch immer der kühne Befreier Kinkels, der unentmutigte Patriot des Londoner Exils. Das war aber zugleich der Mann, der diese hohen Überlieferungen seiner deutschen Vergangenheit ganz und gar in den sachlichen Dienst am amerikanischen Gemeinwesen gestellt hatte und der dadurch zu dem hervorragendsten Anwalt einer weit über selbstische Gruppeninteressen erhabenen, nationalen Reform der gesamten inneren und äußeren Politik geworden war. Einen solchen Mann auf der Bostoner Rednertribüne, mit der „Wacht am Rhein" begrüßt, zu hören, ihn als Vertreter hohen deutschen Geistes gefeiert zu sehen, das war in der Tat für den jungen Einwanderer ein glückverheißendes und zu reinem Streben begeisterndes Willkommen.

Bei verschiedenen Anlässen ist es mir vergönnt worden, diesen ersten Eindruck von der menschlichen Bedeutung des herrlichen Mannes durch persönliche Beziehungen zu erweitern und zu vertiefen; besonders in mannigfachen Verhandlungen, die ich um die Jahrhundertwende in Sachen des Germanischen Museumsvereins mit ihm als Ehrenvorsitzender zu führen hatte. Einige kleine Szenen aus diesen Jahren mögen den glücklich harmlosen Humor veranschaulichen, der Schurz bei jeder Gelegenheit zur Verfügung stand.



Carl Schurz in seinem Arbeitszimmer, New York 1903.

Unvergessen bleibt mir, wie er mir 1899 bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages im New-Yorker Liederkranz anvertraute, eigentlich sei ihm diese Anfeierung eine Qual, sie nähme ihm allen Appetit und er könne sich auf gar nichts Rechtes besinnen; wie er aber dann, von den ersten Worten seiner Erwiderungsrede an: „Nirgends spreche ich so gerne wie hier im Liederkranz; denn in diesem Saal spürt man noch so etwas wie das Rauschen der deutschen Eichenwälder", den ungezwungensten und glücklichsten

Ton fand, und dann, nach Schluß der hinreißenden Rede, sich eine Zigarre ansteckte, das Glas füllte, sich gemütlich zurücklehnte und sagte: „So, nun kann's losgehen!"

Bei einer der Museumsverhandlungen des folgenden Jahres, die an seinem gastlichen Mittagstisch in engem Kreise stattfand, fühlte ich plötzlich die freundlich leckende Zunge seines geliebten Teckels unter der Tischdecke an meiner Hand, und gleich darauf Pfote und Schnauze auf meinem Knie. Da lachte Schurz laut auf; legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Ja, mein Lieber; der hat die H u n d e s e e l e in Ihnen entdeckt!"

Zu der Einweihung des Museums im Jahre 1903 war Schurz natürlich als einer der Hauptredner geladen worden. Er brachte aber bei seiner Ankunft noch keine Rede mit. So bat er dann meine Frau, ihn den ganzen Morgen vor dem Einweihungstage in unserem Wohnzimmer einzuschließen; denn von Besuchern könnte er nicht gestört werden, und zum Essen sei er ja „von dem alten Norton" (der ihm übrigens kaum zwei Jahre voran war) eingeladen. Und so herrschte dann stundenlange Stille in dem Zimmer, gelegentlich unterbrochen von seinem Hin- und Herschreiten und von volkstümlichen Akkorden, die er nach gut rheinischer Art von Zeit zu Zeit auf dem Klavier anschlug; bis er dann endlich an die Tür klopfte, um Aufschließung seines Gefängnisses bat und erleichterten Herzens mit dem fertigen Manuskript in der Hand heraustrat.

Die nachfolgenden Auszüge aus dieser Rede, von der ein Zeitungsabdruck in meinem Besitz ist, lassen von der burschikos fröhlichen Art seines Wesens freilich nichts verspüren. Sie sind sehr ernst gehalten und wirken im Hinblick auf die so bitter getäuschten internationalen Hoffnungen, die sie enthalten, geradezu tragisch:

„Die Einrichtung eines Germanischen Museums als eines Teils der berühmten amerikanischen Universität", so begann der Redner, „bedeutet mehr als eine bloße Sammlung und Ausstellung historisch oder künstlerisch besonders bemerkenswerter Dinge. Der Gedanke dieser Einrichtung entspringt einer Tendenz, die unter den zivilisierten Nationen wächst und sich ausbreitet, nämlich dem Bedürfnis, in diesen verschiedenen Nationen eine Gemeinsamkeit des Denkens, des geistigen Schaffens, des moralischen Strebens und des idealen Trachtens zu entdecken. Dieser Wunsch

geht besonders von den germanischen Gliedern der menschlichen Familie aus, sie sind zwar jetzt durch politische Grenzen getrennt, aber sie beanspruchen eine gemeinsame Herkunft und haben eine Tiefe und einen ganz besonderen Eindruck auf die fortschreitende Zivilisation des menschlichen Geschlechts ausgeübt, einen solchen Eindruck, daß sie nun ihre ursprüngliche Verwandtschaft und die Fortdauer dieser Verwandtschaft in ihren verschiedenen Entwicklungen und Offenbarungen klarer zum Bewußtsein bringen.

Ich weiß wohl, daß internationale Beziehungen nicht durch das Gefühl allein bestimmt werden, sondern hauptsächlich durch Interessen und Impulse ganz verschiedener Art. In unserer eigenen Geschichte haben wir sehr ausgeprägte Beispiele dafür, daß das Gefühl der Blutsverwandtschaft vollkommen versagt und Familienzwiste nicht zu vermeiden vermag; und jeder weiß, daß Familienzwiste, wenn sie erst einmal ausgebrochen sind, ganz besonders heftig werden. Aber es würde falsch sein, sich von dieser Erfahrung ganz leiten zu lassen und abzuleugnen, daß die Blutsverwandtschaft nicht einen sehr segensreichen Einfluß auf den Verkehr verwandter Völker überhaupt auszuüben vermag. Sicherlich, der Widerstreit der Interessen kann nicht ganz beigelegt werden, aber es ist wohl möglich zu vermeiden, daß ein Gefühl der Abneigung diesen Widerstreit zu einem äußerst heftigen werden läßt. Die Blutsverwandtschaft müßte ein Gefühl sein, das auf jede mögliche Weise versucht, die Widerstreite zu einem freundschaftlichen Ausgleich zu bringen.

Wenn wir z. B. das augenblickliche Gefühl Amerikas England gegenüber in Betracht ziehen, so muß es uns auffallen, daß das oft ausgedrückte Gefühl, „Blut ist dicker als Wasser" kürzlich erst eine wirkliche Bedeutung erfahren hat, als bei einem bedrohlichen Widerspruch der Interessen zwar keiner der beiden Parteien ihre Interessen vergaß oder einen gänzlich verschiedenen Standpunkt diesen Interessen gegenüber einnahm, sondern auf beiden Seiten der Wunsch machtvoll ausgedrückt wurde, es nicht zuzulassen, daß solch ein Widerspruch in tätliche Feindseligkeiten ausarte, es sollte vielmehr kein Mittel unbenutzt bleiben, um diesen Widerstreit zu einem freundlichen Abschluß zu bringen. Und wir wissen alle, daß eine Verhandlung schon halb erfolgreich ist, wenn beide Seiten sich mit einem aufrichtigen und warmen Geist der Versöhnung und des Verständnisses nähern.

Solch ein Verwandtschaftsgefühl daher wird zwar sicherlich nicht allen möglichen Differenzen vorbeugen können, es kann aber einen äußerst guten Dienst dadurch leisten, daß es verhindert, daß solche Differenzen zu nutzlosen Konflikten werden.

Und wenn dieses in bezug auf England stimmt, ist es nicht gleichweise wahr in bezug auf andere Glieder der germanischen Familie? Ist es nicht ganz besonders wahr in bezug auf Alt-Germanien, die Mutter von ihnen allen? Ihr Boden ist der ursprüngliche Geburtsplatz aller jener bewegenden Charaktermächte, jener Geistestendenzen und jener idealen Strebungen, welche die germanische Rasse am meisten von allen anderen unterscheidet — Eigentümlichkeiten, deren gemeinsamer Ursprung sich mehr oder weniger deutlich durch ihre fundamentalen Ansichten von Recht und Unrecht, in ihrem Kollektivgewissen, in ihren Idealen von Freiheit, ihren Methoden des Wahrheitsuchens, ihren Philosophien und in den fast endlosen verschiedenen Dingen, die sich auf das allgemein instinktive Gefühl beziehen, zeigt. Ich kann es hier nicht unternehmen, diese Besonderheiten in all ihren verschiedenen Manifestationen zu zeichnen, aber ich möchte eine von ihnen als ein ganz besonders ausdrucksvolles charakteristisches Beispiel anführen: Wenn Amerikaner und Engländer die Dinge aufzählen, die sie gemeinsam haben, und durch die sie gefühlsmäßig aneinander gebunden werden, so vergessen sie selten, außer dem gemeinsamen Gesetz und ihren gemeinsamen Grundsätzen über bürgerliche Freiheit usw., auch ihren gemeinsamen Shakespeare anzuführen. Nun ist es aber eine sehr bedeutsame Tatsache, daß dieser gemeinsame Shakespeare trotz der Verschiedenheit der Sprache, in Deutschland viel lebendiger ist, nicht nur lebendiger als in Frankreich oder in irgendeinem lateinischen oder anderen nicht germanistischen Lande, sondern lebendiger in Deutschland als in England oder Amerika; Shakespeare wird in Deutschland nicht nur allgemein, sondern mehr als allgemein in ausgezeichneten Übersetzungen gelesen, aber noch häufiger wird er auf der Bühne dargestellt, weil das deutsche Publikum nach ihm verlangt. Es gibt tatsächlich kaum ein wichtiges Theater, das nicht mehrere Shakespearesche Dramen in seinem regulären Repertoire hat, dabei wird er nicht etwa als „Wiederaufgestandener" oder als eine schauspielerische Neuigkeit geboten oder um eine Abwechselung ins Repertoire zu bringen, ohne welche das Theater seinen Charakter

verlieren könnte, wodurch dann das Theaterpublikum beleidigt werden könnte. Vielmehr wird Shakespeare ausdrücklich durch Deutschland als etwas ihm Angehörendes beansprucht, während er in nichtgermanischen Ländern, trotz gelegentlicher Bemühungen, ihn einzuführen, kaum etwas anderes darstellt als eine unvollkommene ausländische Geisteskuriosität.

Ich erwähne dies nur als ein Ergebnis jener Blutsverwandtschaft, die sich noch in vielen anderen und wichtigeren Punkten zeigt, und die uns daran erinnert, daß das Gefühl „Blut ist dicker als Wasser" als viel wichtiger und umfassender beachtet werden müßte, als es bisher geschah. Wir alle erinnern uns daran, daß bis vor kurzem es der amerikanischen Demagogie gefiel, ‚two twist the British lion's tail', wie es auch die Gewohnheit einer gewissen Klasse von Engländern war, den Yankee zu schmälern, und daß dieses in den meisten Fällen geschah ohne den geringsten Grund, und nicht selten in einer Art, als ob ein Krieg zwischen den beiden Nationen für jede von ihnen ein willkommener Zeitvertreib wäre. Doch das haben wir tapfer überwunden.

Vor wenig mehr als einem Jahr bestand auch eine künstliche Erregung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wegen der Venezuela-Geschichte, die von einer sensationslüsternen und gewissenlosen Presse auf beiden Seiten angefacht wurde, die uns einen unversöhnlichen Antagonismus zwischen den beiden Nationen vorspiegelte und die uns in eine tatsächliche Gefahr von Feindseligkeiten hineinzureißen schien, die durch irgendeinen unglücklichen Zufall leicht hätte ausbrechen können. Und dann kam es schließlich heraus, daß auch nicht der geringste Grund für diesen ganzen prahlerischen Zorn war, und daß, wenn das Gefühl „Blut ist dicker als Wasser" sich kräftiger geltend gemacht hätte, die Sinnlosigkeit der ganzen Unruhe schon bei Beginn leicht hätte erkannt werden können.

Meiner Meinung nach gibt es nichts Furchtbareres, nichts Schrecklicheres, nichts Verbrecherischeres als das tollkühne Anstacheln einer Nation gegen die andere mit dem Zweck, ihre Freundschaft und ihren friedlichen Verkehr zu zerstören. Es ist ein gemeines Verbrechen, so gemein, daß, wenn sich irgend jemand dessen schuldig macht, er aus der sozialen Gemeinschaft der zivilisierten Menschheit ausgeschlossen werden müßte. Andererseits gibt es nichts Ehrenhafteres und Segensreicheres als irgendeine Be-

mühung, die darauf ausgeht, den öffentlichen Geist so zu schaffen und zu erziehen, daß er den Krieg als etwas Abschreckendes ansieht, ihn nur im Falle einer absoluten und äußersten Notwendigkeit gelten läßt; die staatsmännische Kunst muß es darauf absehen, die internationale Politik so zu führen, daß sie nicht die Dinge, die erzürnen und trennen, ins Auge faßt, sondern auch die Dinge, die versöhnen und vereinen.

Was immer für die freundschaftliche Sympathie zwischen den Nationen geschieht, geschieht für das Wohl der Menschheit. Jedes Bemühen, das sich auf dieses Ziel richtet, möge es in seinem Einfluß auch noch so begrenzt sein, sollte daher aufs innigste begrüßt und gepflegt werden, und daher haben wir einen guten Grund, den Männern, die ursprünglich den Plan für die Einrichtung dieses Germanistischen Museums entwarfen, dankbar zu sein, nicht nur weil dieses Museum eine sehr wertvolle Hilfe für Schüler und Studenten in ihrem wissenschaftlichen Streben sein wird, sondern auch nicht weniger deshalb, weil es ein Mittel sein wird, die verschiedenen Nationen in dem Bewußtsein ihrer Verwandtschaft einander näherzubringen. Der Erfolg für die internationalen Beziehungen mag noch so gering und indirekt sein, aber etwas wird er doch bedeuten, und ein ganz geringes Gefühlsgewicht kann oft doch dazu dienen, die Wagschale zugunsten eines freundschaftlichen Verständnisses zu belasten."

Soweit ich weiß, ist diese von dem dunklen Gefühl einer kommenden Weltkatastrophe durchzogene Rede das letzte geblieben, was Schurz über internationale Dinge gesprochen hat [1]). Weniger als drei Jahre später starb er; vielleicht müssen wir sagen, zum Glück für ihn selber. Denn wie hätte der Mann, der mehr als irgendein anderer Amerikaner deutscher Geburt dazu beigetragen hatte, deutschem Wesen in den Vereinigten Staaten Einfluß, Ansehen und Würde zu verleihen, es ertragen sollen, die Ächtung alles Deutschen und die Verzerrung selbst der besten deutschen Leistungen, die mit dem Weltkriege über das Land hinraste, mitzuerleben?

---

[1]) Seine letzten öffentlichen Reden hielt er 1904 bei dem „Deutschen Tag" in St. Louis und 1905 bei seiner Ernennung zum Ehrendoktor an der Universität von Wisconsin.

Nachrufe und Totenfeiern.

Beileids-Telegramme.

Zum Tode von Carl Schurz, gestorben 14. Mai 1906 in N. Y.

„Weißes Haus, Washington, 14. Mai.

An Herrn Carl L. Schurz.

Bitte genehmigen Sie den Ausdruck meiner tiefsten Teilnahme. Durch den Tod Ihres Vaters hat das Land einen Staatsmann aus Lincolns Zeiten verloren, dessen Dienste, im Frieden sowohl wie im Kriege, zurzeit der großen Krisis in der Geschichte der Republik niemals vergessen werden, solange jene Geschichte lebt. Präsident Theodore Roosevelt."

(Aus „New-Yorker Staatszeitung" vom 15. Mai 1906.)

„Missouri wird stets den Namen von Carl Schurz in Ehren halten. Durch seinen Tod verlor die Nation einen ihrer tüchtigsten und ehrlichsten Staatsmänner. Ich bedaure, der Memorialdemonstration nicht beiwohnen zu können.

Senator Wm. Warner."

„Ich schließe mich den patriotischen Bürgern von St. Louis an, um das Angedenken unseres unsterblichen, ehemaligen Mitbürgers Carl Schurz zu ehren. In ihm offenbarte sich der vollendetste Typus wahrer Ergebenheit für die Prinzipien der Freiheit. Die Mitwelt wie die Geschichte wird ihn mit dem unvergänglichen Lorbeer wahrer Größe und wahren Edelsinnes krönen. Die Stadt St. Louis ehrt sich selbst, indem sie Amerikas größtem Deutschen Tribut zollt. Kongreßabgeordneter Richard Bartholdt."

(Aus „Westliche Post" vom 22. Mai 1906.)

Ansprache von Dr. Booker, T., Washington,
Präsident des Tuskegee-Instituts und Führer der Negerrasse.

Bei der Carl-Schurz-Memorial-Feier, Carnegie Hall, New-York, am 21. November 1906.

Es ist hier nicht nötig, die Einzelheiten aus dem Leben und die Taten des verstorbenen Hon. Carl Schurz aufzuzählen; sie sind zu gut bekannt. Das aber, was am besten heute hierher paßt, was besonders beleuchtet werden muß und worauf man die Aufmerksamkeit lenken kann, ist der Dienst, den er der Indianer- und der Negerrasse geleistet hat. Meine erste Bekanntschaft mit Carl Schurz machte ich als Student im Hamptoninstitut in Virginia. Als Innenminister im Kabinett Hayes kam er nach Hampton, um die Arbeit des General Armstrong bei der Erziehung der Indianer zu prüfen und den Fortschritt der Negerstudenten kennenzulernen. Während dieses Besuchs gewann ich von seiner auffallenden Persönlichkeit, in der tiefer moralischer Ernst mit intellektueller Kraft verbunden war, einen Eindruck, der nie wieder verwischt werden konnte und der sich noch mehr vertiefte, als ich Herrn Schurz in späteren Jahren noch besser kennen lernte. Der Eindruck, den auf einen armen Studenten einer anderen Rasse — der noch nicht lange aus der Sklaverei entlassen worden war — seine Worte und die Anwesenheit dieses großen Menschen machte, ist etwas fast Unbeschreibliches. Als er an jenem Tage in Hampton zu den Neger- und Indianer-Studenten sprach, war eine Note tiefer Aufrichtigkeit und Sympathie in seinen Worten, die gemeinsam mit seinem Freimut und seiner Einsicht in die wirklichen Bedingungen und die Bedürfnisse dieser beiden Rassen uns fühlen ließen, daß ein großer und außergewöhnlicher Mann zu uns sprach. Sein Herz floß vor Anteilnahme für die beiden am ungünstigsten gestellten Rassen in Amerika über, weil er selbst erfahren hatte, was es bedeutet, unterdrückt zu werden und im Kampf für Freiheit gegen große Vorurteile zu stehen. Es ist jedoch von vielen Gesichtspunkten aus leichter, mit einem Volke oder einer Rasse, die ein unglückliches Leben gehabt haben, zu sympathisieren, als voller Freimut und voller Gerechtigkeit ein Wort für sie einzulegen und Taten zu tun, die dauernd helfen können, und zwar ganz ohne Rücksicht darauf, ob die Worte oder die Taten gefallen oder mißfallen. Als Herr Schurz

vor den Hamptoner Studenten stand, ar es klar, daß er ein Mann war mit der Fähigkeit, sich aus einer vergifteten Atmosphäre von Vorurteilen gegen Rassen oder Parteien zu erheben. Man konnte leicht sehen, daß dieser Mann nichts anderes wollte, als vollkommene Gerechtigkeit gegenüber den Indianern, den Negern und den Weißen im Süden.

Zu der Zeit, als Herr Schurz in das Kabinett Hayes eintrat, war es ein allgemein bekannter Satz, daß „der einzig gute Indianer, der tote Indianer sei". Allmählich war der Glaube allgemein geltend geworden, daß der Indianer für eine hohe Zivilisation unfähig sei. Mehr noch als das. Man nahm dem Indianer sein Land, seine Rationen fort und gebrauchte ihn in großem Maßstabe als ein Werkzeug, um die Ziele gewissenloser Planmacher zu fördern. Es war leichter, einen Indianer zu erschießen, als ihn zu zivilisieren. Es ist leichter gewesen, für die Freiheit zu kämpfen, als für die Freigelassenen zu arbeiten. Es ist leichter ihn zu stoßen, oder ihn zu treten, als ihn aufzurichten. Zu gleicher Zeit wurde auch die Negerrasse in bezug auf ihr Wahlrecht enttäuscht. Doch mehr noch als das, der Neger wurde zu der Zeit, als Herr Schurz in Hayes' Kabinett eintrat, in weitgehendem Maße als ein Werkzeug der Demagogen benutzt und zu gleicher Zeit waren viele Einflüsse am Werk, um die schwarzen und die weißen Rassen im Süden einander zu entfremden. Herr Schurz warf nun das Gewicht seines großen Namens und seiner kraftvollen Persönlichkeit in die Wage. Nur wenige Menschen taten privat oder öffentlich mehr als er, um die Atmosphäre zu reinigen, und um alle Parteien unseres Landes sicher und selbstlos einzuspannen für die Arbeit an der Wohlfahrt der schwarzen und roten Rasse.

Schurz war unter den ersten, die erkannten, daß, wenn dem Indianer wirklich dauernd geholfen werden sollte, er zunächst lernen müßte, ein unabhängiger und williger Produzent zu werden, mehr als ein verantwortungsloser Empfänger der Mildtätigkeit der Regierung. Von da ab war er unter den ersten, die für den Indianer eine landwirtschaftliche und auch andere Formen der industriellen Erziehung befürworteten. Er war, als offizielle Persönlichkeit auch als privater Bürger, unter den ersten, die dem General Armstrong in Hampton halfen, den Indianern systematisch und in großem Maßstabe eine industrielle Erziehung zu geben. Ich sagte schon, daß er die Bedürfnisse und Bedingungen meiner

Rasse und ihre Beziehungen zu der weißen Rasse klar erkannte. Die Zeit erlaubt mir nur, dieses auf dreierlei Weise zu belegen: erstens durch den Bericht an den Präsidenten Johnson i. J. 1865. Einen zweiten Beleg finden wir in einem Artikel, der im Jahre 1903 in McClure's Magazine unter dem Titel: „Kann der Süden das Rasseproblem lösen?" gedruckt wurde. Ein drittes Beispiel für die Gesundheit seiner Ansichten gibt uns eine Konferenz, die die Führer der Negerrasse einige Monate vor Schurz' Tode in diesem Gebäude hier hatten, wohin unser guter Freund, Mr. Andrew Carnegie, ihn freundlicherweise mitbrachte. Keiner von uns wird je vergessen, wie er uns für fast eine Stunde wie in eine neue Welt emporhob, als von seinen Lippen Worte des Rates, der Warnung und der Ermutigung kamen, wie nur er sie sprechen konnte.

Aber er ist von dieser Erde gegangen. Meine Rasse und die Indianerrasse und das amerikanische Leben als ganzes sind ärmer geworden. Es hat niemals eine Zeit gegeben, in der solche Männer wie er mehr gebraucht wurden als gerade heute. Ich selbst aber glaube, daß solch ein Charakter andere ermutigt und es möglich macht, daß später viele andere Charaktere voll gleicher Kraft und Hilfsbereitschaft erwachsen. Ich verzweifle nicht. Ein großes Leben macht viele andere große Leben möglich. Wir brauchen jetzt, wenn die Rassenfrage die Aufmerksamkeit der Welt wie noch nie in Anspruch nimmt, Männer mit klarem Blick und mit dem Mut ihrer Überzeugung. Ich bin nicht entmutigt, wenn ich an die gegenwärtigen Bedingungen denke, noch wenn ich an die Zukunft denke. Es ist so schön, wenn man in einem Zeitalter leben kann, wo große, ernste und wichtige Probleme gelöst werden sollen. Es ist so schön in einer Zeit zu leben, in der unglücklichen und vernachlässigten Rassen geholfen werden muß, wenn große und grundlegende Fragen aufgegriffen und gelöst werden müssen. Ich für meinen Teil würde kein Interesse daran haben, in einer Zeit zu leben, wo gar kein schwaches Glied der Menschenfamilie da ist, dem man helfen könnte, wo kein Unrecht geschieht, das wieder gutgemacht werden müßte. Menschen werden stark in demselben Verhältnis, mit dem sie sich zu andern hernieder beugen, um ihnen zu helfen. Je weiter sie sich herabbeugen, um vernachlässigten und unbeliebten Rassen beizustehen und sie zu ermutigen, um so größere Kraft sammeln sie in sich selbst an.

Alles dies lag in dem Charakter des Helden, den wir heute abend feiern. Ohne Unterdrückung, ohne Kampf, ohne die Anstrengung mit großen Fragen zu ringen, wäre solch ein Charakter überhaupt nicht entstanden. Es bedurfte der heißen Glut der Mühen, um solch einen Mann zu schmieden.

Weil Carl Schurz lebte, sind die Deutschen in Amerika stärker und größer. Weil er lebte, ist meine Rasse reicher, vertrauender und ermutigter geworden. Die Indianerrasse und meine Rasse sind beide stolz, daß sie den Vorzug hatten, einen so großen Mann wie Carl Schurz ihren Freund nennen zu dürfen. Die Großen schämen sich niemals. Unglücklichen oder Benachteiligten beistehen zu dürfen. Ein großer Mann kann weder durch Rasse oder Farbe in seiner Kraft und in seinem Nutzen für andere beschränkt werden, so wenig wie durch nationale Grenzen. Auf Grund der Freundschaft einer solchen Seele kann jeder Neger auf seine Rasse besonders stolz sein. Ich selbst, ich war niemals stolzer darauf, ein Neger zu sein als ich es heute bin. Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen dürfte und der große Geist würde mir erlauben, die Farbe und die Rasse zu wählen, in die mein Geist und meine Ziele sich einkleiden sollten, so würde ich antworten: „Mache mich zu einem amerikanischen Neger."

Herr Schurz suchte niemals die populäre Seite irgendeiner Frage noch suchte er sich die populäre Rasse aus. Ein einziges Wort war es, was die Philosophie seines ganzen Lebens umfaßte — dies Wort war Pflicht.

Weil er lebte, werden wir besser, werden wir edler sein. Sein Geist wirkt noch unter uns und wird uns weiterhin kräftigen, führen, und uns jetzt und ewig ermutigen.

Ansprache von Dr. A. Jacobi gelegentlich der Totenfeier für Carl Schurz am 17. 5. 1906 im Hause Schurz.

„Die deutsche Sprache war seine Muttersprache. Sie war das Verkehrsmittel mit Weib und Kindern und vielen Freunden. Diese Wände haben deutsche Laute gehört. Deutsch haben er und ich miteinander uns unterhalten, und wie sonst zu ihm, so will ich die letzten Worte in der deutschen Sprache über ihn reden, bevor er diese Räume verläßt, in denen er gedacht und gearbeitet, genossen und gelitten hat . . . . Er war der Größten und der

Niedrigsten Freund, Lehrer und Führer. Wir haben uns oft, er, der Geschichtemacher, und ich, die Frage vorgelegt, wie Geschichte gemacht wird, ob von den Völkern oder von großen Männern. Mit dem innigen Anteil, den er sein Leben lang an dem Schicksal unseres alten Vaterlandes nahm, verfolgte er oft die deutsche Entwicklung zur bürgerlichen Freiheit seit der deutschen Revolution von 1848, welche geistlose Toren und giftige Reaktionäre das ‚tolle Jahr' nennen.

Wer hat schließlich die Halbeinigkeit und Halbfreiheit der deutschen Nation geschaffen, wenn nicht das Volk, dem es nur nicht ganz gelang, seine Ideale in volle Wirklichkeit umzusetzen? Aber der Hauch des Geistes von 1848 wird noch gespürt. Das deutsche Volk hat seine Geschichte gemacht, und der größte Mann Deutschlands hat sie nicht aufhalten können. Unser Los ist zum großen Teil ein anderes gewesen. Von jeher hat die Verwirklichung freiheitlicher Ideen bei uns großer Männer dringend bedurft. Freimut muß bescheiden anerkennen, daß in den langen Jahren des Hungerns und Frierens und der Hoffnungslosigkeit unsere Unabhängigkeit Washington, Franklin, Lafayette, Hamilton und Steuben zu verdanken ist. Sie bildeten lange eine Minorität, welche die Geschichte der Vereinigten Staaten zu schaffen hatte. Dieselbe Rolle war Schurz beschieden. Furchtlos und die Zukunft erschauend, war er fast immer mit der Minorität.

. . . . Hirn und Herz und Arbeitskraft und der ewig frische Idealismus seiner unvergänglichen Jugend, die erst vor vier Tagen abgelaufen ist, stellten ihn von selber auf den ersten Platz. So hat er oft das Wunder vollbracht, aussichtslose Minoritäten in jubelnde Majoritäten umzuwandeln. Als solcher wird er auf den Blättern der Geschichte der Vereinigten Staaten anerkannt werden.

Die deutsche Revolution oder vielmehr die selbstmörderische Reaktion warf ihn auf diese gastlichen Ufer. Die Gastfreiheit bezahlte er mit zahllosen Wohltaten, der freien Nation erwiesen, welche ihm Unterkunft gab. So soll Amerika nicht vergessen, was es der Emigration verdankt, und die Emigration den Dank nicht vergessen, den sie der großen Nation schuldet, welche damit beschäftigt ist, allmählich ein neues Amerikanertum auf diesem fruchtbaren freien Boden zu entwickeln.

Wollen seine deutsch-amerikanischen Landsleute dessen eingedenk sein! Ohne schriftliches Testament hat er uns die Lehren

seines reinen, reichen, ruhm-, taten- und ehrenvollen Lebens hinterlassen. Die große Lehre aber, welche er uns immer gepredigt hat, war die, gute, gewissenhafte, patriotische und furchtlose amerikanische Bürger zu sein. Es ist freilich nicht einer unter uns, der so groß sein wird wie er, aber nicht einer, dem es nicht geziemt und Pflicht ist, ihm nachzustreben in der Betätigung reiner, freier und unabhängiger Gesinnung und Opferfreudigkeit.

. . . . . Es wird Ihnen eine heilige Kunde sein, zu vernehmen, daß politische und soziale Probleme ihm in seine letzten Delirien folgten. Abgerissene Worte und entsprechende Gesten verrieten den Inhalt seiner reinen, offenen Seele, bis er sie dem Weltall wiedergab.

Aber Sie wissen, daß die bloße Politik den großen Staatsmann nicht ganz ausfüllen konnte. Nichts Menschliches war ihm fremd, und alles trug dazu bei, seine wunderbare Existenz zu füllen und abzurunden. So war er das rücksichtsvolle und belebende Element in der Familie, der humorvolle Gesellschafter, der treue Freund. Seine Kenntnis fremder Sprachen bereicherte ihn mit ihren Literaturen. Seine frühzeitige Vorliebe für Geschichte folgte ihm durchs Leben. Seine eigenen historischen Werke, seine Bände über Henry Clay, seine Reden über Lincoln und über Sunner, sind Meisterstücke ersten Ranges. Keine Interessen waren ihm fremd; das letzte Buch von Ernst Haeckel, ‚Der Kampf um den Entwicklungsgedanken,' war der Gegenstand eines Gespräches in seiner letzten Lebenswoche. Die Liebe zur Natur und die Würdigung landschaftlicher Schönheiten schienen dem poetisch angelegten Sohne der Rheinlande angeboren. Der Sternenhimmel machte ihn beredt. Der Ozean bezauberte ihn, der Lake George gab ihm täglich neues Entzücken, die Pfade im Walde trugen Namen seiner Erfindung, bevorzugte Bäume und Sträucher wurden mit Ehrentiteln belegt. George Washington, Vater Abraham, die Dioskuren wurden lebendig. Musik und Gesang machten ihm Beben, oder Erhebung, oder Freude. Seine Morgengesänge werden uns nicht mehr aus nahen oder fernen versteckten Gängen begrüßen. — Seine Leistungen waren groß, übergroß, seine Genüsse rein und einfach; sein Leben voll von Arbeit und Freudigkeit, von gelegentlichen Mißerfolgen, welche er bedauerte, weil sie einen Verlust für die Menschen bedeuteten, und von großen Erfolgen, welche er als Siege von geläuterten Prinzipien dankbar annahm. Dann zahlte er

der Natur seinen Tribut, er war auch ein Mensch wie einer von uns, und mußte sterben. Aber noch in einer der letzten Nächte sagte er mir: ‚Sterben ist leicht'. Sein Sterben ist uns nicht leicht, aber sein Leben ist uns eine Quelle des Dankes für ein gütiges Geschick, das ihn schenkte und lange erhielt, und für reine, pflichttreue und opferwillige Gemüter ein Born der Inspiration, Begeisterung und Hoffnung auf das, was seinem Herzen am nächsten lag, die Vervollkommnung und das Glück der amerikanischen Nation und der Menschheit."

Aus der Ansprache des Herrn Dr. Felix Adler, einem Freunde des Hauses, beim Trauergottesdienst im Schurz'schen Hause am 17. 5. 1906.

. . . . „Aber wie kann man es unternehmen, im einzelnen von seinen Charaktereigenschaften, von seinem Charm zu sprechen, der in Worten nicht beschrieben werden kann? Er war einer der mannhaftesten, der geistig gesundesten, einer der besten, einer der reinsten der Menschen. Er war ‚a winner of men's hearts to the end'; er zog uns alle an sich durch seine Güte und seine Wahrhaftigkeit. Er war einer von denen, die man schätzt, wenn man ihm ferne steht, die man mehr schätzt, wenn man ihm näher steht, und die man am meisten schätzt, wenn man ihm ganz nahe steht. An deine Bahre, oh großer, guter Mann, oh Leiter, Führer und Freund, bringen wir dir als einzelne und als Menge und im Namen von zahllosen anderen, die heute nicht hier dabei sind, den einfachen Tribut unserer Ergebenheit und unserer Dankbarkeit. Du wurdest aus den Reihen der Lebenden in die Reihen der heiligen Toten aufgenommen; deine Arbeit endete, dein Gedächtnis aber wird eine Quelle ständigen Stolzes und Trostes für deine Kinder sein, eine wertvolle Erbschaft für die Republik, eine ständige Inspiration und ein Beispiel für alle die, die in den Generationen, die nach uns kommen, weiter im Kampfe für menschliche Freiheit und menschliche Wohlfahrt stehen werden."

La revue de Paris. — Jahrgang 16, Band 3. Mai/Juni 1906. S. 207 ff.

Ernest Tonnelat: „Die Deutschen in den Vereinigten Staaten".

. . . . . zu verschiedenen Malen habe ich Carl Schurz über die deutsche Frage sprechen hören mit jener einfachen, eindringlichen und so ganz jugendlichen Beredsamkeit, die alle an ihm kennen, die die Ehre hatten, sich ihm nähern zu dürfen. Er war so bescheiden, daß er sich entschuldigte, die Rolle der Deutschen in den Vereinigten Staaten etwa wichtiger zu nehmen als sie war: die meisten der Emigranten, sagte er, sind nur arme Arbeiter oder einfache Bauern, die Sorge um das tägliche Brot nimmt sie zu sehr in Anspruch, als daß ihnen die Idee kommen könnte, sich auch noch in die politischen Kämpfe zu mischen, zum mindesten haben sie der Union ein sehr brauchbares Bürgermaterial geliefert. — Man wirft ihnen manchmal vor, daß sie sich der amerikanischen Masse zu sehr angeglichen, daß sie ihren deutschen Nationalcharakter nicht bewahrt hätten, aber konnten sie anders handeln in einem Lande, in dem sie um eine Zuflucht gebeten hatten? Wäre das nicht ein schlechter Dank für die amerikanische Gastfreundschaft gewesen? Übrigens haben sie, wenn sie sich auch bereitwilligst den Gesetzen ihres neuen Vaterlandes unterworfen haben, niemals die Sitten blindlings angenommen. Gezwungenerweise erduldeten sie den Einfluß einer neuen Umwelt, wirkten aber auch wiederum auf dieselbe zurück. Sie haben zu einem gewissen Teil bei der Bildung des amerikanischen Nationalcharakters mitgewirkt. Mit Sicherheit kann man sagen, daß sie mehr als irgendeine andere Nation dazu beigesteuert haben, den amerikanischen Sitten eine gewisse Weichheit und Gefälligkeit zu geben, die ihnen früher abging. Sie haben die puritanischen Härten erweicht, sie haben um sich herum den Geschmack für ein mehr heiteres und weniger gespanntes Leben verbreitet. Sie haben den Amerikanern, die für kostspielige und verwickelte Vergnügungen eingenommen waren, gezeigt, wie man sich auf einfache und billige Weise amüsieren kann. Sie haben die Amerikaner die Musik gelehrt, die vorher nicht bei ihnen gekannt war. — Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie allmählich ihre Sprache vergessen; aber die, die dieses Urteil fällen, wissen nicht aus Erfahrung, wie schwierig es ist, den Gebrauch des Deutschen über eine Generation hinaus, zu erhalten; die Emigranten haben nicht genug Mußestunden, um

persönlich über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen; der Erwerb des Lebensunterhalts geht voraus, und die tatsächlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft bedingen es, daß man zuerst englisch spricht; der Gebrauch der deutschen Sprache kann nur mehr eine Art Luxus sein. Selbst unter den günstigsten Bedingungen und in den gebildetsten Familien kann man die deutsche Sprache nur auf Kosten beharrlicher und energischer Sorgfalt erhalten. Sicherlich steht eine große Anzahl von Amerikanern der deutschen Einwanderung feindlich gegenüber; sie wittern in ihr eine Gefahr; der pangermanistische Ehrgeiz beunruhigt sie. Unrechterweise aber erstreckt sich ihr Zweifel auf die Deutsch-Amerikaner; „denn," sagte mir Carl Schurz, „die Emigranten haben ihr Land nicht verlassen, um Kolonisationsagenten zu werden; in der Hoffnung auf ein besseres Geschick sind sie ausgewandert, und ihre erste Pflicht ist es, loyale amerikanische Bürger zu sein". — Niemand hat mit größerer Kraft als er diese Verpflichtung kundgegeben; er hat sie in unzähligen Reden, denen die Deutsch-Amerikaner immer ihre fast einstimmige Zustimmung gegeben haben, wiederholt. („Wir wollen vergessen, daß es hier als Deutsche nicht unsere Mission ist, eine eigene Nationalität zu bilden, sondern an die amerikanische Nation das Beste, was wir in uns haben, weiter zu geben, und soweit es für unsere schwachen Kräfte in betracht kommt, das Gute und Bewunderungswürdige anzunehmen, das wir in denen finden, die Amerikaner sind wie wir." Proceedings and addresses of the Pennsylvania German Society tom. IV, p. 143.)

Die Pangermanisten, die Carl Schurz ihre Achtung nicht vorenthalten können, haben nichts destoweniger oft voller Heftigkeit von seiner unheilvollen, antideutschen Tat gesprochen, und haben ihre Ursachen in den Gefühlen einer törichten Humanitätsidee der Männer von 1848 gesucht. Aber Carl Schurz ist kein politischer Träumer, und einer seiner alten Freunde, ein Genosse seiner ersten Kämpfe, Dr. Pretorius, Direktor der „Westlichen Post" in St. Louis, erzählte, daß Bismarck sich nicht darüber hätte täuschen können, da er zu verschiedenen Malen Gelegenheit hatte, die Fähigkeiten dieses Tatmenschen Schurz zu schätzen; diese verlorene Kraft hätte er gern für Deutschland zurückgewinnen und ihm einen Posten in der preußischen Regierung anbieten wollen. Schurz aber lehnte ab. Ein Mann, mit einer so unabhängigen und

stolzen Seele, der die republikanische Freiheit der Vereinigten Staaten kennengelernt hat, kann nicht Minister in Preußen werden. Und dennoch kann man nicht in Abrede stellen, daß die antideutschen Ränke die Seele dieses alten Verbannten mit einer neuen Glut erfüllten. Niemand hat mehr dazu beigetragen, den moralischen, wissenschaftlichen und literarischen Einfluß Deutschlands auf die Vereinigten Staaten zu übertragen als er. Unter seiner Leitung sind wichtige Arbeiten unternommen worden, um festzustellen, welche historische Rolle die Deutschen in den Vereinigten Staaten gespielt haben. Er war es, der am 6. Oktober 1883 in New York durch eine Rede, die einen tiefen Eindruck machte, den „Deutschen Tag" eröffnete, durch den die Deutsch-Amerikaner die Landung der ersten Pietisten in Pennsylvanien feierten. Im November 1903 haben ihn tausende von Zuhörern bei der Einweihung des Germanistischen Museums des Havard College gehört, als er eine flammende Lobrede auf die deutsche Zivilisation hielt.[1]) Er hat, wie die ganze gebildete Oberschicht seines Volkes, den Stolz auf seine Herkunft, aber er hat auch in nicht geringerem Maße den Stolz auf das Vaterland, das er sich freiwillig gewählt hat.

Zur letzten Ruhe.

Carl Schurz' irdische Hülle der Erde übergeben.

In historischem Boden, auf einem Stücklein Erde, in dem Hunderte seiner Mitstreiter, die im Tode ihm vorausgingen, den letzten Schlaf schlummern, haben wir Carl Schurz zur ewigen Ruhe gebettet. Wer immer zum ersten Mal den Sleepy-Hollow-Friedhof bei Tarrytown betritt, wird hingerissen werden von dem intimen Zauber seiner landschaftlichen Schönheit, und sein Geist wird zurückgeführt in die Zeiten wilder Kämpfe und schwerer Not, aus denen jenes mächtige Staatswesen geboren wurde, dessen Bürger er sich mit Stolz nennt.

An der Eingangspforte dieses von einer versöhnten Natur mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Begräbnisplatzes steht ein einfaches Monument, das von dankbaren Herzen denjenigen gebaut wurde, welche ihr Leben für die Union dahingaben. Einen Soldaten der Nordstaaten stellt es dar, eine jugendfrische anmutige

[1]) Vgl. S. 243 ff.

Gestalt; ihre Haltung ist frei und kraftvoll, und die Faust des Kriegers umspannt den Korb des Säbels, mit dem er den Ehrengruß erweist allen denen, welche ihn beim Eintritt in den Friedhof passieren, den Toten und den Leidtragenden. Auf dem Sockel des Monumentes liest man folgende Inschrift: Patria carior quam vita, das Vaterland ist uns teurer als das Leben. Eine Inschrift, deren Devise wohl niemand hingebender und großartiger betätigt hat, als der Mann, der gestern nachmittag an dem ehernen Wachtposten vorübergetragen wurde, Carl Schurz.

Auf einem der höchstgelegenen Punkte dieses erhabenen Totenfeldes, den schimmernden Fluten des mächtig dahinwallenden Hudson zugewandt, hat man unserem Schurz sein letztes Lager bereitet. Ein bescheidener Granitkegel, auf dem der Name „Schurz" eingraviert ist, ragt zu seinem Haupte, zur Linken wölbt sich der Boden und ist mit freundlichen Kindern der Flora geschmückt, hier ruht des alten Kämpfers Sohn Herbert, der in hoffnungsvoller Jugend von der Seite des trauernden Vaters gerissen wurde. Über der Grabstätte breiten zwei Nußbäume ihr dichtes Dach hellgrüner Blätter und hinter ihr fallen in sanften Linien Rasenhänge zum Flußtal hinunter. Auf der anderen Seite des Hudson türmen sich hohe, dichtbewaldete Bergkegel, und über ihnen hängen schwere, dunkle Wolken, aus denen der erste Blitzstrahl zuckt in dem Augenblick, als der Trauerzug von der steilklimmenden Chaussee einbiegt in den Ort des Friedens. . . . . .

(Aus der „New-Yorker Staats-Zeitung" vom 18. Mai 1906.)

Carl Schurz †

Nun ist ein Baum gefallen, weit, weit überm Meer,
Der ragte hoch über allen mit starken Ästen her.

Ihn hatte in tollen Tagen der Freiheit Sturm und Brand
Als junges Reis getragen fort aus dem Vaterland.

Es waren zu schwül und dumpfig die Lüfte ihm daheim,
Es war zu kühl und sumpfig der Boden für solchen Keim.

Er konnte nur wild gedeihen, in Zwang und Zaune nicht;
Er wuchs nur hoch im Freien, er brauchte nur Luft und Licht;

Und schlug im neuen Grunde die Wurzeln fest und stark.
Nun brach die letzte Stunde auch dieses Stammes Mark.

Wir aber stehn und neigen das Haupt wie mitverwaist,
Denn was in seinen Zweigen gerauscht, war deutscher Geist!

Und ob in fremder Erde gewachsen auch der Schaft,
Was ihn erhob und nährte, war doch die deutsche Kraft!

Und deutsche Art geblieben ist, wie er stritt und sann . . .
— Wir trauern hüben und drüben um einen deutschen Mann!

A. De Nora.

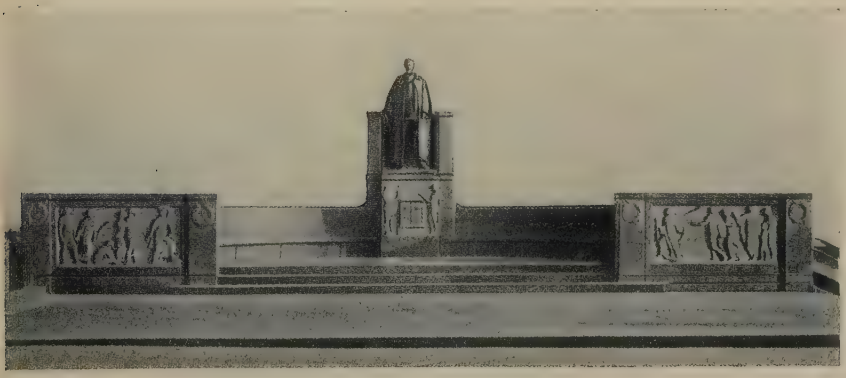
(Aus der „Jugend“ Nr. 21, 1906.)

*

Carl Schurz-Gedenkbank am Lake George

„donated by friends and Lake George neighbours of the Statesman and Soldier recently dedicated at the entrance to his summer home at Bolton Landing where he spent 14 summers."

(New York Times — 4. 10. 1925.)



Carl Schurz-Denkmal in New York.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Dr. Graf Wolff-Metternich, Mitglied der im Rheinland ansässigen Familie Wolff-Metternich, deren Stammsitz Schloß Gracht bei Liblar ist, in dem Carl Schurz geboren wurde. Studierte Kunst-, Kultur- und Landesgeschichte. Provinzialkonservator in Bonn.

Braubach, Max Josef Friedrich, o. Professor für mittelalterliche und neuere Geschichte in Bonn.

Friedrich, Carl Joachim, Dr. phil. (a. o. Professor der Staatswissenschaft) an der Harvard Universität. Vormals Leiter des deutschen Austauschdienstes in New York.

Schumacher, Hermann A., o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. et jur. Ehrendoktor d. R. d. Columbia University, New York.

Rein, G. Adolf, a. o. Professor der Geschichte an der Hamburgischen Universität, 1912—1913 Assistent in History a. d. Syracuse University, New York; 1926—1927 Studienreise durch die Vereinigten Staaten.

Francke, Kuno, Professor der deutschen Kulturgeschichte und Kurator des Germanischen Museums an der Harvard Universität. Dr. phil. Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae Historica. Gründete Ende des Jahrhunderts das dortige Germanische Museum. Seit 1917 im Ruhestand.

Burgess, John William, Professor der Geschichte, der Staats- und Rechtswissenschaft und der englischen Literatur. Dr. phil., Dr. phil., Dr. jur., Dekan der Philosophischen Fakultät in Columbia. Diente in der Union-Armee während des Unabhängigkeitskrieges 1862/64.

Villard, Oswald Garrison. (Deutscher Stammname Hilgard.) Dr. h. c. der Literatur und Dr. jur. h. c. Berichterstatter der Philadelphia Press, Präsident der „New York Evening Post", bis 1918 ihr Besitzer. Herausgeber und Besitzer der „New York Nation" seit Juli 1918, ebenso Besitzer der Nautical Gazette, New York.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Geleitworte von Reichsaußenminister Dr. Stresemann, von dem amerikanischen Arbeitsminister Mr. J. J. Davis und dem deutschen Botschafter in Washington Dr. von Prittwitz-Gaffron
2. Metternich: Carl Schurz und seine deutsche Heimat 11
3. Braubach: Carl Schurz als Bonner Student 25
4. Ferber: Carl Schurz und Gottfried Kinkel nach der Märzrevolution 38
5. Schumacher: Carl Schurz 78
6. Rein: Deutschland und die Vereinigten Staaten 97
7. Friedrich: Geschichtliche und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten 114
8. Burgess: Carl Schurz und Abraham Lincoln 137
9. Villard: Carl Schurz als Journalist 189
10. Aus Carl Schurz' Leben und Reden 200
11. Francke: Carl Schurz und das Germanische Museum der Havard-Universität 243
12. Nachrufe und Totenfeiern 250

Verzeichnis der Illustrationen.

	Seite
Carl Schurz (um 1900)	3
Geburtsurkunde	12
Geburtshaus	14
Burg Gracht	16
Stadt Köln um 1850	21
Carl Schurz als Bonner Student	26
Gottfried Kinkel und Carl Schurz	38
Faksimili-Steckbrief	63
Bericht des Kgl. Preuß. Gesandten aus Paris (Faksimili)	65
Carl Schurz 1861	80
Carl Schurz um 1880	84
Carl Schurz als 74jähriger	89
Carl Schurz 1862	140
Carl Schurz um 1860	144
Carl Schurz in Kriegsuniform	162
Abraham Lincoln	165
Aus Carl Schurz' Photographienalbum — General Lee — Major General Sherman — Generalleutnant Grant — Generalmajor Rosencranz	173
Carl Schurz als Kommandierender Generalmajor 1863	177
Carl Schurz als Journalist	190
Familienbilder	210
Carl Schurz um 1875	214
Carl Schurz mit seiner jungen Frau	221
Schurz' Farm in Watertown	222
Margarethe Schurz, geb. Meyer	223
Carl Schurz mit Frau und Töchterchen	224
Carl Schurz und Julius Stockhausen[1])	231
Carl Schurz am Lake George	234
Agathe Schurz	239
Marianne Schurz	240
Carl Lincoln Schurz	241
Herbert Schurz	242
Carl Schurz in seinem Arbeitszimmer, New York 1903	244
Carl Schurz — Gedenkbank am Lake George und Denkmal in New York	263

[1]) „Julius Stockhausen, der Sänger des deutschen Liedes", herausgegeben von Julia Wirth geb. Stockhausen. Verlag Englert und Schlosser, Frankfurt a. M.

Was will die Vereinigung Carl Schurz?

In keinem Lande der Erde rollt soviel deutsches Blut in den Adern seiner Bürger als in den Vereinigten Staaten. Deutsche Menschen haben einen entscheidenden Anteil daran, daß die Vereinigten Staaten wurden, was sie sind. Deutsches Kapital half Amerika entwickeln und groß werden. Und im Kreislauf der Weltgeschichte hilft nun amerikanisches Kapital, amerikanischer Geist an der Wiederaufrichtung Deutschlands nach dem großen Weltkriege.

Es waren diese tausendfältigen Verbundenheiten, die einige Frauen und Männer veranlaßten, im Jahre 1926 die Vereinigung Carl Schurz zu begründen.

Der Name ist ein Programm. Schurz vergaß sein Leben lang nie seine Herkunft, seine Abstammung. Er vergaß nie die deutsche Sprache und das deutsche Geistesgut, das er mit nach Amerika genommen. Aber er vergaß auch nie, welche Pflichten und Aufgaben ihm sein neues Vaterland stellte. Er war treuer Deutscher und treuer Bürger der nordamerikanischen Staaten. In seinem Sinne will die Vereinigung Carl Schurz arbeiten an der Pflege der geistigen und materiellen Beziehungen zwischen den beiden Republiken diesseits und jenseits des Ozeans.

Arbeitswillige und opferwillige Mitarbeiter sind uns willkommen.

1. Vorsitzender: Dr. Robert Bosch, Stuttgart.

Stellv. Vorsitzende: Bürgermeister Dr. Petersen, Hamburg; Direktor Stadtländer, Norddeutscher Lloyd, Bremen; Reichstagspräsident Löbe, Berlin; Reichskanzler a. D. Dr. Wirth, M. d. R., Freiburg i. B.; Reichstagsabgeordnete Frau Teusch, Köln; Direktor Dr. Kiep, Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg; Geh.

Justizrat Dr. Rießer, Berlin; Reichstagsabgeordneter Wallraf, Staatsminister a. D., Berlin; Hans Draeger, Dr. h. c., Berlin, Stadtrat Benecke, Magistrat Berlin; Kurt Heinig, M. d. R., Berlin.

Schriftwart: Reichstagsabgeordneter Erkelenz, Düsseldorf.

Stellv. Schriftwart: Frau Dr. Alice Salomon, Berlin.

Kassenwart: Reichstagsabgeordneter Dr. Mittelmann, Berlin.

Stellv. Kassenwart: Ministerialdirektor Geheimrat Dr. Schüler, Berlin.

Beisitzer: Dr. Bertling, Amerika-Institut, Berlin; Gouverneur a. D. Schnee, Berlin; Dr. Apelt, Bremen; Dr. Bahr, Landsberg a. W.; Frau Uth, Berlin; Oberregierungsrat Hoffmann, Berlin; Oberlehrer Landahl, Hamburg.

Beirat: Herr Reichsminister a. D. Dr. Emminger, M. d. R., Berlin; Herr Staatspräsident a. D. Prof. Dr. Hummel, M. d. R., Heidelberg; Frl. Gärtner, Wirtschaftspolitische Gesellschaft, Berlin; Herr Dr. Busse, Düsseldorf; Frl. Poensgen, Düsseldorf; Herr Sollmann, M. d. R., Köln; Frau Klara Mende, Berlin; Frau Ministerialrat Helene Weber, M. d. R., Berlin; Herr Jockisch, Chicagoer Abendpost, Berlin; Herr Rauch, M. d. R., München; Frau Emma Ender, Hamburg; Frl. Grete Neubeiser, New Yorker Staats-Herold Corporation, Berlin; Herr Dr. Kießelbach, Hamburg; Herr Geheimrat Professor Dr. Kühnemann, Breslau; Herr Dr. Kartzke, Deutsches Institut für Ausländer, Berlin; Frl. Pfülf, M. d. R., München; Herr Dr. Wertheimer, Deutsches Auslandsinstitut, Stuttgart.

Geschäftsführerin: Dr. Gertrud Ferber, Berlin W 9, Potsdamer Straße 21 a.

*